Die

Christliche Sagengeschichte

der Schweiz.

Von

Ernst Friedrich

E. F. Gelpke,

Doctor und Professor der Theologie an der Hochschule in Bern.

Bern.

Verlag der J. Dalp'schen Buch- und Kunsthandlung.

1862.

Druck der Haller'schen Buchdruckerei (B. F. Haller).

Seinen

Zuhörern und Zuhörerinnen

im Winter 1861—1862

zur freundlichen Erinnerung

gewidmet

von dem Verfasser.

Vorwort.

Der Verfasser kündigte im verflossenen Winter (1861—1862) öffentliche Vorlesungen über „die christliche Sagengeschichte der Schweiz" an. Er hatte auf eine gewisse Theilnahme des Publikums gerechnet; der Erfolg übertraf alle seine Erwartungen. Deßhalb entschloß sich derselbe, einem aus der Mitte seiner Zuhörer hervorgegangenen Wunsche zu entsprechen und diese Vorlesungen drucken zu lassen. So entstand das Buch. Es soll dasselbe ein Buch der Unterhaltung und Belehrung für Jedermann, eine Ehrengabe für die reifere Jugend, eine Fest- und Freudengabe für alle Freunde und Freundinnen des Vaterlandes, kurz, ich darf es wohl so nennen, weil seinem Kerne nach aus dem Volke hervorge-

gangen, ein wahres Volksbuch werden, ein Volksbuch, das als solches auch wieder kräftige Lebenskeime in dasselbe hineinsenken wird.

Den Titel, unter dem ich die Vorlesungen ankündigte, habe ich auch für das Buch beibehalten. Denn Sagen, in dem weitern Sinne mündlicher Ueberlieferungen, bilden seinen eigentlichen Inhalt. Eine Geschichte sollte es aber auch enthalten. Mein Zweck war ja nicht bloß der, ein paar alte recht wunderliche Sagen zum Zeitvertreib zu erzählen; ich gedachte eine Geschichte des christlichen Geistes zu geben, wie er in die Schweiz ein- und ihre Thäler und Bergeshöhen siegreich durchdrang, wie er hier auf der Basis des vorhandenen Lebens (denn er hat ja nirgends magisch gewirkt) ein neues schöneres, höheres Dasein gestaltete und namentlich die hier vorhandenen Freiheitskeime entwickelte und veredelte und zu einem kräftigen, den gewaltigsten Stürmen der Zeit trotzenden, nur immer tiefere Wurzeln schlagenden, nur immer stolzer seine Krone in den Lüften wiegenden Baume emportrieb. Es hat wohl schon ein großes Interesse,

die Begründung des Christenthums auf dem vaterländischen Boden zu verfolgen, alle die Klöster und Bisthümer, welche, wie ein Netz über denselben verbreitet, die in denselben eingesenkten Lebenskeime mit sorgender Hand pflegten, alle die einzelnen ehrwürdigen Gestalten der alten Zeit kennen zu lernen, die da unermüdlich arbeiteten und begossen und das wuchernde Unkraut entfernten; das größte möchte aber doch darin liegen, die Verklärung des nationalen Lebens durch das christliche Prinzip in recht durchsichtiger Weise anzuschauen, um durch das klare Spiegelbild das nationale Bewußtsein neu zu beleben und zu heben. Diesen höheren und tiefern Zweck faßte ich ganz besonders mit ins Auge.

Diese christliche Sagengeschichte der Schweiz hat es nun aber freilich, je weiter zurück, desto mehr mit bloßen Sagen zu thun, mündlichen Ueberlieferungen aus grauer Vorzeit, wie sich dieselben um die Wiege aller hervorstechenden Völker, vorzugsweise um die Wiege ihrer geistigen Geburt herumlegen. Auch sie haben zwar einen gewissen historischen Gehalt; diese ganze von den goldenen

Fäden der Phantasie durchflochtene Geschichte trägt aber doch nur das Gewand derselben, ohne wahrhaft eine solche zu sein. Je weiter aber in der Zeit herauf, desto mehr verdichtet sich der in ihnen noch sehr dünne historische Kern. Die frei bildende Einbildungskraft und Phantasie kann nicht mehr in gleich zügelloser Weise herumflattern; bestimmte historische Thatsachen hemmen sie in ihrem Fluge. Sie muß sich mit einer etwas glänzendern Blatteinfassung der Lebensbilder, mit etwas Morgen- und Abendrothgold begnügen, mit dem sie dieselben umstrahlt. Und so werden wir denn auch, je weiter in der Zeit herauf, desto mehr auf einen sichern historischen Boden gelangen, auf dem sich die etwa noch beigefügten Guirlanden und Blumengewinde leicht dem unbefangenen Blick als solche darlegen.

In dem einen, wie in dem andern Falle, in ihrem mehr sagenhaften und in ihrem mehr historischen Theile, hat aber diese Sagengeschichte einen hohen, ja unschätzbaren Werth. In ersterer Beziehung bietet sie eine ächte Volksdichtung, meist frisch und kräftig, wie die Alpenquellen, und

fromm und treu, wie ein Schweizerherz. Die Phantasie braucht ja auch Stoff und Zeug zu ihren Bildungen, und da war es denn hier vor Allem die großartige Schweizernatur, die sich von selbst zu einem trefflichen Vorder- und Hintergrunde der Gemälde darbot, ja wohl auch selbst im Dämonenglauben der Zeit persönliches Leben annahm, um mit eine Rolle in dem Drama zu spielen, dann aber auch die das tiefste Volksleben tragenden und bewegenden Ideen, welche ihren Wiederschein auf die ersten Anfänge seiner Entwicklung, auf diese dunkle Parthie der Geschichte zurückwarfen und sie in Sonnenglanz setzten. So gewinnen wir eine Geschichte mit all dem Schmucke und Zauber, den ihr gerade die Volksphantasie geben kann. In zweiter Beziehung haben wir eine kernhafte Geschichte einer wahrhaft großartigen Zeit, einer Zeit der ersten christlichen Begeisterung, einer Treue und aufopferungsvollen Hingebung, eines christlichen Heroismus vor uns, die sich an jene ideale würdig anschließt. Wer deßhalb immer Freude hat an dem Aufschwunge der Phantasie, Freude an einer

großartigen Vergangenheit, die mit ihrer Kraft die unsere stählt, wird sich deßhalb an dieser Sagengeschichte erquicken und erlaben. Man greift neuerdings so begierig nach den mit immer größerer Sorgfalt behandelten Sagen des Auslandes, um sich an dem reichen Borne der Volksdichtung zu erfrischen, warum nicht vor Allem die leider schon zu sehr vergessenen Sagen des Vaterlandes zur Hand nehmen, die einen so tiefen christlichen und nationalen Geist athmen, sie, das heiligste Vermächtniß der Väter, das eigentliche Nationalevangelium? Warum nicht dieses vor Allem der reiferen Jugend in die Hände legen, um recht christlichen und nationalen Geist in ihren Herzen zu pflanzen?

Ich hoffe deßhalb, ich hoffe es bei der großen Liebe grade des Schweizers zu seinem Vaterlande, bei seinem großen Interesse an den Thaten einer glorreichen Vorzeit, man wird dieses Buch, ebenso wie die Vorlesungen, freudig begrüßen und es nicht unter die gewöhnlichen Schreibereien setzen; ich hoffe, man wird dem beistimmen, was ein freundlicher Zuhörer in Betreff der Vorlesung

über die thebäische Legion in einem öffentlichen Blatte sagte: „Den schwachen Gemüthern unserer verhängnißvollen Zeit hätten wir die Deutung jener großartigen Sage der thebäischen Legion, wie wir sie gestern hörten, ans Herz gewünscht, auf daß auch sie hätten gestehen müssen, hier, wie überall in der alten Schweizergeschichte, waltete ein Geist, der den Volkscharakter hob und vor Kriecherei gegen herrschende Macht schützte."

Zu meiner „Kirchengeschichte der Schweiz" verhält sich das Buch theilweise wie Auszug, theilweise aber auch wie weitere Ausführung des dort nur Angedeuteten, z. B. in Betreff der einzelnen Lebensbilder, ja selbst wie Berichtigung in ein paar Einzelheiten. Die kleinere Schrift gibt eine Anleitung zur richtigen historischen Würdigung dieser Sagengeschichte; so enthüllt sich dem denkenden Leser neben der Sagengeschichte auch die ihr zu Grunde liegende wirkliche. Weitere kritische Forschungen hat der durch die gegebenen Bemerkungen noch nicht befriedigte Leser in meiner Kirchengeschichte der Schweiz nachzulesen.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Erste Vorlesung.

Der hl. Beatus und die Beatushöhle.

Einer der schönsten Spazierwege in dem Berner Oberland ist wohl der, welcher sich von Thun aus unter steter Aussicht auf den mit freundlichen Ufern geschmückten Thunersee, auf den stolzen Niesen, den Pilatus des Oberlandes, am rechten Seeufer hinzieht, bei Sigriswyl auf die Höhe steigt und hier in der wohl angebauten Gegend zwischen grünen Hecken und Obstbäumen dahinläuft, bei Merligen sich noch einmal in die Tiefe senkt, dann wieder an dem steilen Felsenufer aufwärts schlängelt und in verschiedenen Krümmungen und Windungen unter Waldesdache bis zu der unter einer senkrecht aufsteigenden Kalkfluh sich öffnenden Beatenhöhle fortläuft. Wir begegnen hier einer alten ehrwürdigen Gestalt aus urgrauer Zeit, dem hl. Beatus.

Er war angeblich in England geboren, aus reichem, vornehmem Hause, mit zeitlichen Gütern wohl versehen, schön von Gestalt, noch hervorstechender aber

durch geistige Schönheit. Es lebte in ihm von früher Jugend an ein höherer Geist, der Gottesgeist. Von ihm getrieben machte er sich noch als Jüngling auf den Weg und kam zu dem treuen Manne Gottes, Barnabas, der nicht nur in Antiochien und auf Cyprus, sondern auch in Italien, vornehmlich zu Rom und Mailand, ja auch in Britannien das Evangelium verkündigt haben soll. Von diesem wurde er zuerst in christlicher Lehre und im christlichen Glauben unterwiesen, empfing die Taufe und in dieser für seinen alten heidnischen Namen Suetonius den holdseligen Beatus (der Selige). Beatus ließ sich aber nicht mit dem begnügen, daß er aus Wasser und Geist wiedergeboren oder getauft sei, sondern wollte auch nach Ablegung des alten Menschen eine neugeborne Kreatur werden, legte deßhalb allen Schmuck und alle Zier der prächtigen und köstlichen Kleider ab, vertheilte nach Christi Befehl alles das Seinige unter die Armen, zog ein härenes Hemd an und begab sich persönlich zu dem hl. Apostel Petrus nach Antiochien und weiter nach Rom, um durch seine Lehre im christlichen Wesen noch mehr unterrichtet und gestärkt zu werden. Petrus stellte ihn vielfach in seinem Beruf auf die Probe; er fand den in ihr Wohlbestehenden nicht allein zu dem Diakonate, sondern auch zum Priesterstande tauglich und würdig. So wurde Beatus im 40sten Jahre seines Alters zum Priester geweiht. Er zierte seinen Priesterstand mit

allen Tugenden und verrichtete sein Meßopfer mit allem Eifer und edler Andacht, so andächtig, daß er im Geiste oft ganz verzückt wurde und wie unbeweglich in dem einen Blick nach oben dastand.

In der Welthauptstadt wurde nun zur selbigen Zeit viel von Helvetien und seinen tapfern Einwohnern geredet, daß sie den Preis vor allen celtischen Völkern an Mannheit und Kraft gegen den Feind hätten. In besonderer Eingebung des Geistes entschloß sich deßhalb der Apostel, einen von seinen Jüngern abzusenden, der diesen tapfern und wackern Leuten die christliche Gnade lehre und mittheile. Es war zu solchem Werk ein erfahrner Mann nöthig; der vielfach geprüfte Beatus wurde als der tauglichste dazu erkennt, und ihm ein Geselle und Gefährte im treuen Achates mitgegeben.

Nachdem St. Beatus die Meinung und den Willen seines Meisters vernommen, zog er gerne im Namen des Herrn, vollbrachte die schwere Reise über das ungebaute und unwegsame Gebirge, kam als eine ernste rufende Stimme Gottes in der Wüste und lehrte des Landes Einwohner, daß sie ihren sündigen Wandel bedenken, durch heilsame Buße den Weg des Herrn bereiten und ihrem abgöttischen und teuflischen Wesen mit Herzen, Mund und Werken absagen und gar Urlaub geben möchten. Diese wunderten sich nicht wenig über die neue, unerhörte und seltsame Predigt des ausländischen unbekannten

Pilgers, den sie zuvor nie gesehen hatten, und der so unverzagt daher kam, daß er in seinen Predigten ohne Unterschied der Personen keine Gunst und kein Geld, keine Gaben und kein Gut, sondern Gottes Ehre allein suchte und das Heil der Seelen beförderte.

Vorzüglich hielt sich aber unser Apostel im Aargau auf, das damals auch Luzern, Unterwalden, Solothurn und andere umliegende Oerter in sich begriff, und pflanzte da das Evangelium. Es war dieses Land volkreich und bewohnt und gab deßhalb eine große geistliche Ernte. Petrus soll den wackern Prediger selbst auf einer angeblichen Durchreise durch die Schweiz zum Bischof des Landes verordnet und den bischöflichen Stuhl nach Windisch, als die Haupt- und vornehmste Stadt im Aargau, in der That damals die zweitgrößte Stadt der alten Schweiz, verlegt haben. Er soll hier nun, wie eine Posaune, Gottes Wort und Willen mit heller Stimme verkündigt und seine Predigt auch gewaltiglich mit übernatürlichen Wunderwerken bekräftigt haben. Es sei ein wunderbarliches Schauspiel gewesen, zu sehen, daß die unheilbaren und abscheulichen Siechen durch Beatus Händeauflegung alsobald rein und gesund, die Blinden wieder sehend und die Lahmen grad wurden, und daß der böse Geist nicht vor ihm bestehen konnte, sondern aus den besessenen Leuten weichen mußte; noch viel größer und wunderbarlicher sei es aber gewesen, daß er die höchste und schwerste Krank-

heit des Unglaubens immer mehr aus den Herzen der Landleute ausgetrieben habe. Mächtig an Wort und Thaten, soll er vielen die Veranlassung geworden sein, daß sie ihre lang verehrten Abgötter, Mars und Herkules (Windisch war nämlich ein römischer Lagerplatz, diese Götter also die am meisten verehrten), und des Landes gewöhnliche Kriegshändel weniger achteten, ja daß sie ungezwungen die alten heidnischen Tempel zerstörten, aus eigener Haabe Kirchen und Altäre bauten und Pfarrherren und Kirchendiener mit Opfern und Zehnden reichlichst versahen.

Nicht wenig wirkte zu ihrer Bekehrung das heilige, unsträfliche und erbauliche Leben unseres seligen Beatus mit. Denn ob er schon bei ihnen in großes Ansehen kommen konnte, wich er doch von seiner ersten willigen Armuth nicht ab, verachtete beständig der Welt Lust und Freuden und nahm sich des Zeitlichen wenig an. Er ließ sich begnügen mit einem einfältigen und schlechten Priesterrock, trug mit sich nichts anderes als ein härenes Kleid, in dem er auch zu schlafen pflegte, und ein Meßbuch oder eine Agenda, hielt seinen Leib mit Fasten, Wachen und andern Bußwerken so im Zaum, daß er oft in drei Tagen nichts genoß und sich nicht mit Gesottenem und Gebratenem, sondern mit Brod und Wasser sättigte. Gegen sich selbst so streng, war er dagegen gegen seinen Schüler Achates so liebreich und sorgfältig, daß er ihm an Nahrung und Lebensmitteln nichts abgehen

ließ, ja ihm selbst in christlicher Demuth dienete und die Schuhe auszuziehen pflegte. So war es auch St. Beati löbliche Gewohnheit, daß er mit seinen Händen neben dem Predigtamt arbeitete und Fischernetze und Körblein aus Weiden und Binsen flocht und dieselben verkaufte und mit solcher Handarbeit nicht allein sich und seinen Jünger ernährte, sondern auch die Pilger, die Dürftigen und Hausarmen nach seinem geringen Vermögen erhielt.

Wie nun Beatus das Land hin und wieder durchwandelte, ging er auch in das hohe Schneegebirge, in dem wenig Kurzweil und Lust, aber ein sehr harter, rauher und steiniger Weg zu finden war, und wandte sich weiter in die obern Grenzen des Landes, zwischen den hohen Bergen gelegen, so im ganzen Jahr selten ohne Schnee sind, in das untere Seethal, Interlaken genannt. Obwohl nun damals wenig Einwohner in dem Thal waren, wollte der hl. Vater sie doch heimsuchen und ihnen das geistliche Brod als den hungrigen Kindern mittheilen. Diese schlichten, einfältigen Landleute empfingen Beatus auch gar freundlich, hörten ihn gerne wegen seiner heilsamen Lehre und verehrten ihn als einen Gesandten Gottes. Nichts destoweniger kam es Beatus, den schon lange sein Herz zu einem zurückgezogenen Leben hindrängte, in den Sinn, ob es nicht gut und rathsam sei, das Predigen ganz einzustellen und es Andern zu überlassen, damit er, von allen Menschen

abgesondert, Gott allein an einem heil. Orte dienen könne. Deshalb fragte er, als er das Volk genugsam unterwiesen, bei den Schiffleuten, wo denn etwa ein abgesonderter Ort in dieser Gegend zu finden sei? Diese zeigten ihm eine große Einöde, an dem andern See des Thales gelegen. Da sei eine große jähe Fluh, mit einem hohen, in die Luft aufsteigenden Kopfe, und da auch ein langer Riß oder eine sich tief öffnende Kluft des Felsen, in der ein grausamer großer Drache verborgen läge, der den Landleuten mit täglichem Schaden viel Furcht und Angst mache. Beatus wendet sich darauf an einen Schiffmann und begehrt, daß er ihn sammt seinem Gesellen unten an den Berg führe. Da fordert der Schiffmann nach Gebrauch den Schifflohn. Beatus konnte aber wegen äußerster Armuth denselben weder geben, noch versprechen, da er nichts hatte als sein schlechtes Kleid und sein Meßbuch. Dieses konnte er allein dem Schiffmann anbieten; der wackere Mann erbarmte sich aber des Heiligen und führte ihn ohne Lohn über den See. Und bald sollte er erkennen, wen er mit sich führe; denn dieser See, wegen großer Wellen meist so ungestüm, zeigte sich damals so still und ruhig, daß die erstaunten Schiffleute sprachen: „Wahrhaftig, das muß ein rechter Diener Gottes sein, welchem auch der Wasser und des Windes Gewalten weichen!“ Also kam der hl. Mann mit seinem treuen Diener bald zum Gestade und ließ den Schiffmann wieder nach

Hause ziehen, guter Hoffnung, er werde seinen längst ersehnten Wohnort schon auffinden. Aber er hatte einen großen und sehr hohen Berg vor sich, hatte auch Niemand, der ihm den Weg zeigte. Indem er nun fortgieng, fand er eine seltsame Höhle an einem ungebahnten Wege und darin einen gräulichen und schrecklichen Bewohner, nämlich den großen ungeheuren Drachen. Oder nach einer Variation der Sage etwas poetischer: Die Gegend um die Seen war damals eine äußerst wilde, von Ebern und Wölfen heimgesuchte. Es waren dort wenig Hütten. In eine solche, in welcher die Thüre auch die Stelle des Kamins vertrat, kehrte Beatus mit Achates ein. Kaum konnten sie die Bewohner vor Rauch und Finsterniß entdecken. Sie erzählen den über die Eintretenden nicht wenig Erstaunten von ihrem Gotte, von erlittenen Verfolgungen und ihrem Vorsatze, bei ihnen ein Asyl zu suchen. Diese entgegnen ihnen aber, daß sie ihr Gott nicht gut geführt habe; ein ungeheurer Drache verschlinge hier alle ihm begegnenden lebendigen Wesen. Beatus wendet sich darauf hin gleich mit Gebet gegen das Unthier zum Himmel und läßt sich zum Aufenthaltsorte desselben führen. Das Geräusch des aus der Höhle hervorsprudelnden Wasserfalles dient ihm zum Führer. Er kommt an der Höhle an, schreitet kühn in sie hinein und immer weiter in dicker Finsterniß mitten zwischen Felsen vorwärts. Da hört er hinter sich vor der Höhle ein

Geräusch, wie das eines Orkans. Das Unthier mit blutigem Rachen kriecht in die Höhle.

Als nun Beatus des Drachen so oder so zuerst ansichtig wird, entsetzt er sich freilich anfänglich aus menschlicher Blödigkeit dessen nicht wenig, doch stärkt er sich bald wieder mit göttlichem Beistand und redet seinem Jünger zu, keinen Schrecken vor dem Unthier zu haben. Beide schlagen darauf alle Furcht aus dem Herzen, achten sich des Drachen und des Teufels nicht und gehen auf denselben zu. Dieser will seinen alten Sitz nicht verlassen, gibt grimmige feurige Flammen von sich, stellt sich grausamlich gegen sie und speiet auf sie sein tödtlich Gift, was kein Kinderspiel, sondern ein recht schwerer und ernsthafter Kampf war. Da halfen aber dem Drachen nichts seine großen scharfen Zähne, krummen starken Klauen, sein langer und mächtiger Schwanz und böse vergiftete Zunge; es widerstand ihm steif und fest der kühne Ritter Christi Beatus und machte wider ihn das Zeichen des Kreuzes mit solchem Nachdruck, daß dieser Lindwurm mit großem Geschrei durch die Luft abfuhr, oder noch etwas poetischer, daß derselbe aus der mit Feuerflammen gefüllten Höhle in den Wendelsee, alte Bezeichnung des oben etwas gekrümmten Thunersees, der davon ganz in Kochen und Wallen gerathen sei, sich stürzte. Es soll ein Krachen gewesen sein, welches das Echo bis zu dem Abendberg am andern Ufer getragen habe. Auf diesen Drachen-

kampf sollen die Bewohner der Gegend Beatus aufgesucht haben und zu seinen Füßen hingesunken sein, um ihm göttliche Verehrung zu bezeugen. Er weist diese aber als ein bloßes schwaches Werkzeug Gottes mit Entrüstung zurück und erbittet sich nur als Dankesgabe das Eigenthumsrecht auf die Höhle, das ihm gerne gewährt wird; oder einfacher, Beatus nimmt daraufhin von der Höhle Besitz.

Hier brachte er denn nun auch den Rest seiner Tage zu, betend und fastend und sich oft mit einem harten Kieselstein an das unbußfertige harte Herz nicht so für sich, als Andere, schlagend, lebte von schlechten Kräutern und Wurzeln und ruhte auf dem kalten Felsen, den er oft mit heißen Thränen befeuchtete. Auch unterließ er nicht das Meßopfer täglich mit höchster Andacht dem allmächtigen Gott zu opfern für Lebendige und Todte, was noch jetzt der Altarstock in seiner Höhle bezeuge. Da aber die Zeit vorhanden war, in welcher dieser würdige 90jährige Vater von Gott berufen ward, die schnöde Welt mit ewigen Freuden zu verwechseln, ward er von einem schweren Fieber befallen und nahm so von Tag zu Tag an Kräften ab, daß die bloße Haut allein an seinen Gebeinen hängen blieb. Wohl wahrnehmend, daß sein Leben zu Ende gehe, dankte er Gott für Alles, was er wunderbarlich an ihm und durch ihn gethan, ließ durch Achates Etliche aus der Nachbarschaft versammeln, um an sie ein väterliches Abschieds-

und Trosteswort zu sprechen, küßte und herzte darauf den weinenden und schluchzenden Achates, der es nicht zu ertragen vermochte, seines Vaters beraubt zu sein, und eröffnete ihm sein Testament oder seinen letzten Willen, nämlich den, seinen Leib neben der Höhle zu begraben und sein Grab mit liebendem Herzen zu bewahren. Er hob darauf seine Augen gen Himmel, legte seine Hände kreuzweise auf die Brust und befahl sich dem himmlischen Vater mit den Worten: „In deine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöset, Herr, du Gott der Wahrheit.“ Er entschlief sanft in dem Herrn, seines Alters 90 Jahre, den 9. Mai, nach einer Angabe zu Ende des Jahrhunderts (99), nach andern Angaben, mit Rücksicht auf seine Weihe zu Rom durch Petrus im 40sten Lebensjahre, etwas später.

Wunder verherrlichten bald seine Grabesstätte; sie ward ein viel besuchter Wallfahrtsort. Die Mönche zu Interlaken beförderten das; sie ließen dort eine Herberge für die Pilgrimme erbauen, die sich immer mehr andrängten. Im Jahre 1439 schrieben auf Maria Magdalena Abend Schultheiß und Rath von Bern an ihre Getreuen von Thun, daß daselbst Schiffe und Lebensmittel für ein großes Volk — es war wegen einer fürchterlichen Pest ein Kreuzgang nach St. Batten angeordnet worden — bereit gehalten würden. Mit Vortragung des Frohnleichnams kam nun auch der lange Zug, Alles zu Fuß, die Obrig-

keit und Priesterschaft an der Spitze, hier an und zog dann weiter zur Beatushöhle, um hier in der tiefen Noth Hülfe zu erflehen. Späterhin erklärte sich das Kloster bereit, die Gebeine des Heiligen in Silber zu fassen, und der Magistrat von Bern erließ 1494 eine Aufforderung an Stadt und Land, zu diesem Zwecke und zur Verzierung des Reliquienkastens eine Beisteuer zu entrichten. Das fromme Bernervolk steuerte nun auch sehr reichlich trotz dem Reichthum des Klosters; die Gebeine wurden in Silber gefaßt. Die Verehrung des Heiligen erreichte eine solche Höhe, daß sich der Berner Magistrat in dem verhängnißvollen Jahre 1528, bekannt durch die Bernerdisputation, welche dem neuen Glauben weithin eine Gasse in's Herz der Schweiz öffnete, bewogen fand, sein angebliches Haupt nebst den Gebeinen aus der Höhle holen und auf dem Kirchhofe zu Interlaken begraben zu lassen. Es waren nämlich den 14. Mai einige sehr vornehme Pilger, der Abt von Muri, der Dekan des Klosters, der Landammann Töß und mehrere andere Personen von Zug in langem Zuge angekommen. Diese hatten sorgfältige Erkundigungen über die Reliquien des Heiligen eingezogen, hatten dort eine Messe halten lassen und auch bei dem Landvogt einen Besuch gemacht, der sie zu Tische geladen. Man glaubte ihre Absicht zu durchschauen; sie schienen sich mit Hülfe eines benachbarten Geistlichen des Schädels bemächtigen und

ihn anderwärts zur Verehrung ausstellen zu wollen. Der Magistrat von Bern erhielt gleich drei Tage darauf Kunde davon und gab sofort durch einen Expressen dem Landvogt den Befehl, dieselben wohl zu bewachen und den Priester im Gefängnisse unschädlich zu machen. So geschah es; den 18. begab sich der Landvogt mit zwei geeigneten Vertrauensmännern nach der Höhle. Sie fanden hier die Gebeine des Heiligen noch unberührt, nahmen sie mit sich aus dem wilden Drachenloch in's Kloster und ließen sie auf dem Kirchhofe zu Interlaken begraben. So schien dem alten katholischen Kultus die Spitze abgebrochen zu sein. Auch das half aber nichts; die Wallfahrten dauerten nach, wie zuvor, fort. Um der verhaßten Sache ein entschiedenes Ende zu machen, ließ die Regierung endlich die Kapelle auf den Berg versetzen, die Höhle vermauern und die Herberge niederreißen (1534). Umsonst; die Mauer war bald wieder niedergerissen. Man zog, wie früher, voll Andacht in die Höhle ein. Als die Unterwaldner einmal mehrere Jahre später in Masse ankamen, gab es bei ihrer Ankunft sehr lebhafte, fast blutige Händel. Ein unschuldiger Bürger von Interlaken, der sich in Unterwalden aufhielt, Namens Schild, wäre fast das Opfer der Erbitterung geworden. Mit großer Mühe konnte er aus den Händen der zurückkehrenden Gereizten gerettet werden. Die Berner Regierung (Beat Ludwig von Mülinen) hatte wegen der Sache auf

der Tagsatzung 1567 einen harten Strauß mit den fünf Orten, die sich der Unterwaldner feurigst annahmen, zu bestehen. Sie hatte jetzt übrigens alle ihr zu Gebote stehenden Hülfsmittel gegen den Kultus erschöpft und konnte nichts Anderes mehr thun, als die Höhle noch einmal zumauern lassen. Bis auf diesen Tag wallfahren aber noch fromme Seelen, besonders Freiburger, zu der auch späterhin wieder geöffneten Höhle, die jetzt, in einer ruhigern Zeit, geöffnet gelassen wurde.

Ueber den Gebeinen des Heiligen ruht noch ein eigenthümliches Dunkel. Ein gottesfürchtiger, katholisch gebliebener Oberländer (Hauptmann Schönbrunner) soll sie nämlich theilweise heimlich in der Reformationszeit, damit ihnen nicht Unehre bewiesen würde, bei Seite gebracht (geflöhnet!), in einem Sacke an einem ehrlichen Orte aufbewahrt und dieselben dem Luzerner Rathsherrn Rudolph Haus, der gerade damals in Geschäften nach Interlaken kam, unter eidlicher Bekräftigung, daß es die wahren Ueberbleibsel des hl. Beatus seien, und unter der Bitte, sie an einen christlichen Ort zu übergeben, ausgeliefert haben (1554). Durch diesen sollen sie dann in die Kirche des hl. Leodegar in Luzern gekommen sein. Der Geber erhielt in Dankbarkeit für den ausgelieferten köstlichen Schatz auch einen, nämlich ein Paar faltenreiche Beinkleider, ein sehr geschätztes Kleidungsstück jener Zeit. Es klingt das

freilich nicht sehr poetisch. In Mönchspoesie umgesetzt, lautet es so: Dreißig Jahre auf 1518 wälzte sich in einer kalten Dezembernacht ein Mönch zu Luzern auf seinem Lager hin und her, ohne den Schlaf finden zu können. Endlich wollten sich seine Augen schließen, da öffnet sich plötzlich die Thür der Zelle, und ein mageres Geripp tritt ein und nähert sich seinem Bett. „Was kommst du, mich in der nächtlichen Ruhe zu stören?“ schrie der Erschreckte, sich gegen das Gespenst kehrend, das ihn angrinste. Schweißtropfen strömten über seine Stirne. „Was willst du?“ schrie er noch einmal mit ersterbender Stimme. „Ich bin, antwortete Jener, der hl. Beatus; der Satan hat die Herren von Bern bei der Aufsuchung meiner Gebeine geblendet; ich bin gekommen, um dir den Ort zu zeigen, wo sie ruhen.“ Der Mönch theilte sofort seinen Genossen das Erlebte mit; der Körper des Heiligen wurde an dem bezeichneten Orte fast unversehrt gefunden und mit großem Pomp in die Kirche des hl. Leodegar geführt.

So blieb vom hl. Beatus nichts im Kanton Bern zurück, als die Beatenhöhle und die an der Kirchenmauer zu St. Beatenberg gegenüber dem Eingang zur Kirche stehende, mit den Verbesserungen der Kirche vielfach verbesserte, allerdings nicht ganz classisch lautende Inschrift:

„An dieses Berges festem Fuß | Sieht man noch eine Höhl' und Klus. | An welchem Ort vor Zeiten

hat | Gewohnt der sel'ge St. Beat. | Sein Geburt hochadelich, | Aus Engelland, dem Königrich. | In seinem jungen zarten Leben | Ward ihm der Nam' Suetonius gegeben. | Da er hernach Christum anerkannt | Für seinen Erlöser und Heiland, | Ward ihm in Tauf und neuem Leben | Der Name Beatus gegeben, | Und, weil er zunahm in der Lehr', | So hat ihn auch Gott der Herr | Als ein Apostel ausgesandt | Dem hochbefreiten Schweizerland, | Wo er täglich mit Beten und Lehren | Viel Volk zu Christo thät bekehren | Und predigt das göttlich Wort | Lange Zeit an diesem Ort; | Den Armen theilt er reichlich aus, | Was er mit sich gebracht von Haus. | Endlich starb der selige Beat | Im hohen Alter, lebenssatt, | Im Jahr, da auch verschieden ist | Johannes der Evangelist, | Welches Jahr des Herren war | Das hundert und zehnte Jahr. | O Herr, dein Volk und Kirch' bewahr!"

Diese Inschrift enthält die Quintessenz des über ihn seit der Reformationszeit Geglaubten und hat somit neben dem religiösen auch ein gewisses historisches Interesse. Sie ist nach ihrem Inhalte und ihrer Form im 16.—17. Jahrhundert entstanden und so als kirchlich unverfänglich fortdauernd geduldet worden. Noch existirt in der gleichen Kirche eine alte Glocke, die aus der alten Beatuskapelle herauf gebracht worden sein soll. Es ist etwas halsbrechend, den Thurm der Kirche zu besteigen; ich habe es aber

doch mit meinem Freunde und Schüler, dem dortigen Pfarrer versucht; wir konnten aber keine Inschrift, keine Jahrzahl auf derselben entdecken.

Ehe ich zur Würdigung der Sage übergehe, noch einige Zusätze zu derselben, rein entlehnt aus dem Munde des Volkes. Ganz unthätig konnte man sich den einst so thätigen Glaubensprediger auch als Klausner in der Beatenhöhle nicht denken; man ließ ihn deßhalb fortdauernd am rechten und linken Seeufer wirken. Das gefiel freilich dem ihm auch fortdauernd auffässigen Bösen nicht. Bald hinderte ihn Sturmesgeheul und Hagelschlag, die Höhle zu verlassen, bald wurde sein Kahn an dem Felsenufer zerschellt; hülfreiche höhere Mächte, die Engel selbst, standen ihm aber zur Seite und woben ihm einen Zaubermantel, auf dem er ohne irgend ein Hinderniß ruhig über den See fahren konnte. Als die jenseitigen Bewohner des Seeufers eine Kirche errichtet hatten, betrieb es Beatus, daß sein Achates in ihr als Kirchendiener angestellt wurde. Das Osterfest war gekommen, und Beatus schiffte auf seinem Mantel hinüber. Die Kirche war schon ganz gefüllt; er setzte sich auf die letzte Bank, um den Redner nicht zu stören. Da sah er, wie bei der sich steigernden Wärme Einer nach dem Andern einschlief, da sah er aber auch, wie der leibhaftige Böse mit Bockshörnern und Füßen unter der Kanzel saß, wie derselbe, die Füße über einander geschlagen, die Namen

aller Schlafenden und ihr Seelenheil Verscherzenden auf eine Bockshaut einschrieb. Der Heilige war in einer verzweifelten Lage; er wollte die Schlafenden wecken, durfte ja aber nicht den Redner unterbrechen. Der Böse schrieb eiligst fort und fort. Schon hatte er Alles beschrieben, ohne alle Namen aufgenommen zu haben, da versuchte er die Haut auszudehnen, sie mit den Zähnen auf der einen Seite, mit den Klauen auf der andern erfassend, machte aber dabei eine so gewaltige Anstrengung, daß die Haut riß, und er mit dem Kopfe an den Fuß der Kanzel stieß. Beatus gerieth darob in solche Freude, daß er unwillkührlich ein lautes Gelächter ausstieß, und siehe da, alle Eingeschlafenen erwachten. Die Kirche wiederhallte noch vom Stoß des Teufels und vom Gelächter des heil. Beatus, als Achates seine Rede endigte. Alle hatten noch das Amen gehört; Alle waren so gerettet, und der Teufel mußte beschämt abziehen. Dieser Zusätz bietet zwar nicht etwas ganz Neues; denn der den frommen Seelen stets aufsässige Böse ist ja ein altes, in sehr verwandten Formen behandeltes Thema. Das charakteristisch Neue besteht aber darin, daß sich in ihm, vorzüglich in seinen heitern, von Wyß in seinen Volkssagen und Legenden gut behandelten Momenten so recht der Oberländer Charakter abspiegelt.

Beatus wollte, nachdem er die Kirchgenossen gesegnet hatte, wieder zurückschiffen; sein Zauberschiff

wollte sich aber dießmal nicht fortbewegen. Beatus begriff sogleich die Ursache davon. Es war die Strafe dafür, daß er das hl. Amt unterbrochen und so laut seine Schadenfreude geäußert hatte. Er mußte fortan den Weg zu Fuß um den See herum machen. Etwas früher war er mit einer leichtern Strafe davongekommen. Er hatte einmal beim Heruntersteigen von seiner Höhle einen ausgerissenen Zaunstecken mit sich genommen, um sich dessen, statt des Ruders, zu bedienen. Dieses Ruder diente ihm aber schlecht. Bald ging es rechts, bald links, bald vorwärts, bald rückwärts; es wurde ihm schwer, das Gleichgewicht in dem Strudel und der Kreisbewegung zu behaupten. Das war ihm noch nicht begegnet. Er dachte über die Sache nach, und bald wurde ihm klar, daß er unrechtmäßiger Weise den Stecken aus dem Boden gezogen habe. Sogleich trug er ihn an seinen Platz zurück, und er flog jetzt ohne Hemmung in seinem Schiffe an's jenseitige Ufer. Der Oberländer hatte grade auf die Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue auch in diesen, für ein Bergvolk nicht unwichtigen Kleinigkeiten ein Gewicht zu legen.

Auf dem rechten Seeufer soll er Abends auf einem den See beherrschenden Grasplatze die Hirten über Himmlisches und Irdisches belehrt haben und der eigentliche Begründer der Gesammtkultur des Oberlandes geworden sein. Die höhere, helfende Macht umschwebte ihn übrigens auch hier; in der hohen

Fluh sollen ihn die Bergmännchen oder Berggeister bewacht und unterstützt, in der ihnen zugeschriebenen pastoralen Thätigkeit die Ziegen zum Melken herbeigeführt, kurz die kleine Haushaltung bedient haben. Der Herr ist stets mit den Seinen, wollte das Volk hiemit sagen.

Was sagt nun die wissenschaftliche Forschung zu diesem schönen Sagenkreise? Ist etwas an ihm wahr? Es ist nun vor Allem sicher, daß das Christenthum in der angeblichen Zeit, d. h. im ersten Jahrhundert, noch gar nicht zu den Grenzen der Schweiz vorwärts gedrungen war. Es wäre deßhalb eine große Unüberlegtheit und Beschränktheit, ja geradezu eine Selbstbelügung, wenn man aus Liebe zu dem trefflichen religiösen Inhalte der Sage die unsinnige Behauptung aufstellen wollte, daß es damals schon in das Innere, in die abgelegensten Gebirgsgegenden derselben eingedrungen sei. Wir wissen umgekehrt durch die mannigfaltigsten Zeugnisse, daß es damals in der Nähe der Hochgebirge noch sehr rauh und wild aussah, und erst späterhin, als die Population in den Ebenen dichter ward, der Strom derselben auch den Hochalpen sich zudrängte. Das geschah aber erst gegen das siebente Jahrhundert. Vor dieser Zeit kann deßhalb auch kein Beatus von den Waldstätten aus im Berner Oberlande eingezogen sein.

Die nächste Frage würde nun diese sein: Gab es denn aber um diese Zeit einen Beatus, den wir in die Beatushöhle einziehen lassen könnten? Die Antwort an der Hand der historischen Forschung ist die: Es gab einen solchen zu Ende des achten Jahrhunderts, einen ehrwürdigen schotti-

schen Mönch, der im apostolischen Eifer aus dem Insellande herüberkam, mit großer Kraft und Treue wirkte und Abt des damals hochgeachteten Klosters Honau im benachbarten Elsaß wurde. Er sah sich durch die Ueberzahl der seinem Kloster zuströmenden Mönche gezwungen, sie im Missionsdienste zu verwenden, weithin Kirchen und Klöster zu errichten und sie dahin zu versenden. Unter seinen Schöpfungen wird nun auch ausdrücklich Beromünster im Kanton Luzern genannt, der Mittelpunkt des kirchlichen Lebens im Innern der Schweiz oder, wie sich ein Legat Roms ausdrückte, ein zweites kleines Rom. Dieser Beatus ist somit der eigentliche Apostel der Waldstätte; er ist es auch, an den wir bei dem Oberländer Beatus zu denken haben. Die Tradition läßt ihn ausdrücklich über den Brünig im Berner Oberland einziehen.

Aber, wird man auch fragen, woher doch die ganze oben mitgetheilte, so bestimmt und so historisch lautende Lebensgeschichte des Mannes? Diese kam sonderbar zu Stande. Ein Beatus wird nämlich allerdings schon sehr früh unter den alten Märtyrern genannt. Es ist aber dieses nicht ein schweizerischer, sondern ein gallischer Heiliger. Es wird ausdrücklich gesagt, daß er zu Vindicinum, d. h. Vendome in der karnotensischen Diöcese bestattet wurde. Auch befindet sich noch jetzt daselbst ein Dorf und eine Parochie des hl. Beatus nebst einem in Silber gefaßten Arme desselben. In Bezug auf diesen Beatus entstanden nun in der Zeit eine große Zahl ausschmückender Lebensbeschreibungen. In diesen liest man nun nicht ohne stets wachsendes Erstaunen die ganze oben gegebene Lebensgeschichte unseres schweizerischen Beatus; er ist der entschiedene Doppel-

gänger des andern. Da ist kein Pinselzug, auch nicht der kleinste, der nicht hier und dort wiederkehrte. Der Eine wie der Andere fastet mitunter 3 Tage, der Eine wie der Andere besitzt nur ein härenes Hemd und ein Meßbuch, der Eine wie der Andere flicht Fischernetze und Körbe aus Weiden und Binsen, der Eine wie der Andere zieht seinem Schüler die Schuhe aus, der Eine wie der Andere schifft über den stillen See zur Drachenhöhle, der Eine wie der Andere bietet dem Schiffmann als Fahrgeld sein Meßbuch an; vor Allem aber spielt hier und dort der Kampf mit dem Drachen, d. h. dem höllischen Feinde, der in den Legenden selten fehlt, wenn ein Heiliger auf eine unbewohnte Insel oder in eine Höhle zieht, die Hauptrolle. Noch mehr, nicht nur die Sachen sind dieselben, sondern auch die Worte; kurz die Biographie unseres schweizerischen Beatus ist geradezu aus der des französischen abgeschrieben.

Wie konnte man aber wagen, ein solches Plagiat vorzunehmen, und den schweizerischen Beatus mit gestohlenen Federn schmücken? Das Wagniß war nicht zu groß; es war mehr ein Irrthum. Beatus hieß der eine und der andere Apostel; noch mehr, der französische wirkte zu Vindicinum, das sehr an das schweizerische Vindonissa (Windisch) erinnerte. Man war früher in der Geographie nicht so stark; so lag die Verwechslung des französischen und des schweizerischen sehr nahe. Eben deßhalb ließ man denn auch den schweizerischen Beatus zunächst zu Windisch im Aargau auftreten und dort selbst als Bischof wirken, dann aber auch noch da, wo er in der That thätig war. Wir kennen übrigens den Mann ganz gut, der diese beiden Heiligen zuerst so recht mit Bewußtsein zu einem einzigen

verschmolz. Es war das Daniel Agricola zur Zeit der Reformation, wo es galt, die alten Heiligen bei erbleichendem Glanze wieder in den hellsten Strahlenglanz zu setzen. Er schrieb ein Leben unsres Beatus und entlehnte seine Angaben frisch darauf los aus der Lebensbeschreibung des französischen, ja half sich auch noch, wo ihn diese verließ, mit sehr willkührlichen Kombinationen. So nannte er den Beatus zuerst Suetonius und seinen Begleiter Achates. Ein Zeitgenosse desselben, der Historiker Beatus Rhenanus, der also den Namen des Heiligen trug und sich für den Namensvetter bestens interessirte, war nicht wenig über die ganz neuen Aufschlüsse verwundert und begab sich selbst zu dem Verfasser, um zu fragen, aus welcher Quelle er das eigentlich habe? Dieser antwortete zu seinem maaßlosen Erstaunen: er habe ihn Suetonius genannt, weil er gehört, daß er aus Sueden gebürtig gewesen; seinen Gefährten habe er Achates getauft, weil der treue Begleiter des Aeneas bei Virgil ja auch diesen Namen trage. Trotzdem ließ sich aber die Leichtgläubigkeit die leichtfertigen Konjekturen und willkührlichen Annahmen nicht mehr nehmen; sie wanderten aus der einen Hand in die andere und gewannen immer neue Zusätze (Murer, Lang). Endlich war aber doch genug gedichtet. Die Kritik regte sich und ging im gerechten Unwillen über die Fabeleien ihrerseits auch zu weit. Sie verwies die ganze Schweizerlegende in's Reich der Fabel und Dichtung. Dem ist aber nicht so. Es liegt ihr wahrhaft zu Grunde der urkundliche Bericht von einem wirklichen Schweizerapostel Beatus, die dankbare Erinnerung an einen um die Begründung des Christenthums in der innern Schweiz hochverdienten Mann, den man nur in dem

falschen frühern Streben, recht alte Kirchen und Apostel zu haben, aus dem 8. in's 1. Jahrhundert zurückversetzte.

Alle diese Heiligenlegenden sind übrigens ja doch zuletzt nur Variationen über das eine große Thema, über die christliche Glaubenskraft, die sich in dem Leben, der Lehre und That dieser auserwählten Werkzeuge Gottes offenbarte; man hörte so gerne auf die alte Weise und die alten Töne und gab ihnen nur noch eine größere Fülle und Abrundung. So wird uns denn auch in die wieder geöffnete Höhle ganz die gleiche alte fromme Ehrerbietung und Dankbarkeit begleiten dürfen, die früher dahin zog, wenn wir auch nicht viel mehr als die Gewißheit dahin mitnehmen können: „Beatus war ein solches Werkzeug, ein hochverdienter Apostel des Landes."

St. Justus und das Justusthal.

Wir wenden uns weiter abwärts gegen Thun hin zu dem bei Merligen durch eine dunkle Kluft sich öffnenden Justus- oder Unstis oder Wüstisthal, das zwischen den abgerissenen Felsen der Ralligstöcke und der Wandfluh bis zu dem unter dem Rothhorn, einem Gipfel der Ralligstöcke, liegenden Schafloche aufsteigt. Man kommt ziemlich müde bei dem etwa 5000 Fuß hoch liegenden an und befindet sich eben nicht in einem guten Gasthaus, sondern in einem schlechten Schafloche, einem wirklichen sehr geräumigen, sich bis 30 Fuß erweiternden Loche, das Schaafen

und Ziegen beim Gewitter ein erwünschtes Asyl bietet. Das Pflaster der Höhle ist schlecht; vorn Steingerölle und hinten glattes Eis, auf dem man nur mit großer Vorsicht zu der Eishalle oder dem Gletscher gelangen kann, der im Hintergrunde der Höhle sich vordrängt und bei Fackelglanz einen herrlichen Anblick bietet, ohne diesen aber mit Vernichtung und Todesgefahren drohet, wie noch die letzten Jahre einem ohne Führer die Höhle besuchenden Fremden.

Hier soll nun der hl. Justus eben so Sitz genommen haben, als Beatus in der Beatenhöhle. Sie ist nach dem Gesagten freilich nicht sehr wohnlich; bei den Heiligen nahm man das aber nicht so genau. So ließ man ihn getrost in die Nachbarhöhle einziehen. Dieser Justus wird näher als der berühmte und würdige Bischof der Kirche von Lyon im zweiten Jahrhundert bezeichnet. Wirklich wird von diesem erzählt, daß er, ein wahrhaft frommer Mann, zuletzt sein Bisthum verlassen und sich zu voller Lebensweihe in eine Einöde zurückgezogen habe. Einige dachten dabei an die ägyptische, diese Zufluchtsstätte der ersten Einsiedler. Es schien das aber doch zu entfernt zu liegen; leichter konnte man ihn deßhalb in die Schweiz ziehen lassen. Hier konnte er im eigentlichen Sinne des Wortes den Engeln nahe, wie es die alten Schriften sagen, sein Leben zubringen. Hoch genug dazu lag das Schafloch. Sie werden nun freilich gern noch etwas Weiteres von seinem

Thun und Treiben und wohl auch von seinen Kämpfen, ehe er in das Schafloch einzog, hören wollen; ich bin aber nicht im Falle, hierin Ihre Wißbegierde befriedigen zu können. Das Schafloch schien selbst für die Drachen zu hoch und kalt zu liegen. Wir hören nichts von einem solchen Drachenkampfe; wir hören nur noch das in Betreff seiner, daß er mit dem hl. Beatus von Luzern nach Unterwalden und von hier aus über den Brünig im Oberlande einwanderte. Wollen Sie ihn deßhalb an einem Drachenkampfe bethätigen, so müssen Sie ihm das gerechte Theil zukommen lassen, das dem Begleiter des Beatus, später Achates genannt, an demselben zufällt. Wir haben freilich noch ein Gedicht, „das Justithal," über ihn. Es lautet, in eine genießbare Form gebracht, so:

Von Lyon, aus weiter Ferne
Zog ein Friedensbot',
Folgend einem heil'gen Sterne,
Einem Ruf von Gott.
Bischofsmütz' und Krummstab legte
Er mit Freuden hin;
In dem frommen Herzen regte
Sich kein eitler Sinn.

In des Wendelsees Nähen
Blüht ein stilles Thal;
Glücklich, könntest Du es sehen
In dem Abendstrahl,

Wenn der Alpen Zinnen glühen,
Wenn der Vollmondschein,
Fern den niedern Erdenmühen,
Malt den Buchenhain!

Sechszig Jahr nach Roll's Zerstörung
Kam er müd' und matt
Zu der Stätte der Verheerung,
Langen Reisens satt.
Und des Waldstroms hohem Brausen
Forscht er nach zumal,
Eilet vorwärts ohne Grausen;
Er entdeckt das Thal.

Justus baut dort seine Hütte,
Einer Quelle nah',
Wo man nur die Spur der Tritte
Scheuer Gemslein sah.
Mit des Morgens frühstem Lichte
Seine Stimm' erklang,
Sel'ger Friede im Gesichte —
Gott zum Lobgesang.

Und die Zwerglein auf den Flühen
In der hohen Fern',
Wo die Alpenrosen blühen,
Sind ihm dienstbar gern.
Hüllen in die bunten Kleider
Seine Blumen ein,
Pflegen sie und Wunderkräuter,
Gut zu Arzenei'n.

Zu dem Seelenfreunde wallen
Viele krank und matt,
Und in Noth und Drangsal Allen
Hülf' und Rath er hat.
Lahmen, Tauben, Stummen, Blinden
Steht er segnend bei;
Alle bei ihm Heilung finden,
Werden leidenfrei.

In des Krieges schweren Zeiten,
Der Verfolgung Wuth,
Ließ er nie die Hoffnung scheiden,
Stärkte treu den Muth;
In des Unglücks mächt'gem Wehen,
Wies er stets auf Gott:
„Auf zum Himmel muß man sehen!
„Dann weicht alle Noth."

Und für alle bittern Schmerzen
Kannte er ein Kraut:
„Lest die Schrift mit treuem Herzen,
„Nur auf Gott vertraut!"
Zauberkunst und Wahn vergehet,
Wie die Bibel spricht;
Was mit Gottes Hülf' bestehet,
Das vergehet nicht.

Nah' lag auf der Felsenzinne
Seefeld, wie ein Wall;
In des Heil'gen Liebessinne
Schaut es in das Thal;

Fromme Leute wohnten dorten,
Nicht, wie die in Noll,
Bösewichter aller Sorten,
Wild und gräuelvoll.

Jenes Felsenthales Pforte
Deckt ein Hügelwall,
Wehret ab vom heil'gen Orte
Weltgetümmels Schall.
Hier an dieser Gnadenstätte
Weilte Fried' und Ruh',
Und die schönste Liebeskette
Zog dem Himmel zu.

Einst in stiller Abendstunde
Kam ein Pilger her,
Hört aus eines Knäbleins Munde,
Daß die Hütte leer.
„Der hier weilte, ist geschieden,
„Schloß die Augen zu,
„Ging von hier in sel'gem Frieden
„Ein in Gottes Ruh'!" —

Wo einst Engelharfen klangen,
Laut zu Gottes Ehr'
Heil'ge Lobeslieder sangen,
Ist's jetzt still und leer.
In der Lehr' und im Gebete
Lag St. Justus Wehr'.
Ach! die längst verwaiste Stätte
Kennet ihn nicht mehr.

Dieses Gedicht ist offenbar recht gut gemeint und nicht ohne religiöse Kraft niedergeschrieben; viel Neues erfahren wir aber durch dasselbe nicht. Nur im Grunde das, daß sich die segnende Wirksamkeit des hl. Justus besonders auf das benachbarte Seefeld, eine angebliche Felsenstadt, erstreckte, und hier unter seiner Leitung ein schöneres Leben aufblühte, als in dem durch einen Felssturz zerstörten lasterhaften Roll (bei Ralligen), einer Art von Sodom und Gomorrha, von dem nur ein Haus verschont geblieben sein soll. Es fragt sich aber, ob je ein solches Seefeld anderswo, als in der Phantasie, existirte. Man belebte gern die hohen Bergthäler und Alpentriften mit Menschen oder auch Berggeistern, vorzüglich, wenn schon an und für sich ein reiches Naturleben durch sie wogte. So war es aber gerade hier der Fall; hier tönt, rauscht und sauset es durch die Lüfte, daß man mitunter im Thale Kanonendonner zu vernehmen glaubt. Man nennt das die Revüe von Seefeld; sie ist der drohende Vorbote des schlechten Wetters. Der Gewinn, den wir von diesem Gedichte ziehen, ist also ein rein poetischer.

Die Frage, was ist an dieser etwas kargen Justussage, beantwortet sich mit dem Urtheil über die Beatussage. Ist Beatus nicht im ersten Jahrhundert in dem Gebiete der Hochalpen aufgetreten, so auch nicht Justus, sein angeblicher Schüler und Begleiter, im Anfange des zweiten. Im besten Fall drang das Christenthum erst gegen 200 nach

Christi Geburt an dem Rhodan bis nach Genf vor. Justus kann also hier nicht früher als Glaubensprediger eingezogen sein, auch wenn damals schon das gemüthlichste Sennenleben in den Hochalpen erwacht gewesen, und das Schafloch noch zu etwas Anderem als einem Schafloch dienlich wäre.

Aber, fragen Sie weiter, wie kam man doch darauf, den ehrwürdigen Bischof von Lyon grade hieher zu führen? Eine alte Notiz schien ihn zu einem Genossen des Beatus zu machen (sein Begleiter heißt Beatus Viator); wie hätte man nun diesen Schein nicht gern zur Lebenswirklichkeit und diesen hochverehrten Nachbarbischof nicht zum Glaubensapostel der Schweiz machen sollen? Das Justusthal tritt urkundlich erst 1253 auf, ohngefähr um die gleiche Zeit, wie die Kirche von St. Beaten. Damals hatte aber Daniel Agricola noch nicht den Namen des treuen Begleiters unseres Beatus, nämlich den des Achates, entdeckt; man konnte also Justus noch getrost mit Beatus in eine Verbindung und in den Besitz der Nachbarhöhle setzen. Möglicherweise wirkte auch eine mißverstandene Etymologie dazu mit; das Uestis- oder Wüstisthal, vielleicht so viel als das wüste Thal oder der wüste Stalden, die steile Anhöhe, konnte leicht in eine Beziehung zu dem Heiligen gebracht werden. Die alte Schweiz hat sich aber geehrt, indem sie es that, das Thal mit seinem Namen und fort und fort mit seinem Geiste weihte, einem Geiste, der auch Gedichte, wie das obige, noch in jüngerer Zeit in's Dasein rufen konnte. Genug also, wenn nicht sein Fuß, doch sein Geist in das stille heimliche Thal des Oberlandes gedrungen ist und strenges Gericht über Frevelthat und Schlechtigkeit gepredigt hat.

Die Kirche zu Einigen und die Kirchen des Paradieses.

Wir wenden uns noch auf die andere Seite des Thunersees, auf das, wie es scheint, früher so ungemein freundliche und fast paradiesische linke Ufer desselben. Hatte man Beatus noch vor dem Jahr 100 seine Höhle beziehen und den bösen Geist austreiben lassen, so mußte man auch geneigt sein, weitere Spuren des von ihm gegründeten Christenthums in der ältesten Zeit aufzusuchen. Finden wir schon oben in der Beatussage eine Beziehung auf das am linken Ufer begründete Christenthum, freilich aber nur in spätern Zusätzen zu derselben, so haben wir auch noch eine alte Sage, wohl die wunderlichste, phantastische unter allen, die Sage von der Kirche zu Einigen, welche uns mit dem gleich früh begründeten Christenthum auf dem linken Seeufer in der eingehendsten Weise bekannt macht. Sie entstand, wie die Beatussage im Interesse des Petrusschüler, im Interesse des alten Hauses Strättlingen, eines Heldenhauses der Schweiz. Ihre Quelle ist deßhalb auch eine Chronik dieses Hauses Strättlingen, die aber erst im 15. Jahrhundert zum Vorschein kommt, also einen langen, langen Zeitraum hinter sich hat, über den sich Vieles in freier Dichtung sagen ließ. So macht sie uns denn auch schon mit dem Ahnherr des Hauses in einer Weise be-

kannt, welche dem Leichtgläubigsten gewaltige Bedenken machen dürfte. Begründer des Geschlechts soll nämlich der Mathematiker, Astronom und Geograph Klaudius Ptolomäus aus Aegypten gewesen sein, von mütterlicher Seite aus aegyptisch königlichem Geschlechte (Ptolomäus), von väterlicher aus einem alten römischen (Klaudius) abstammend. Es sah dieser auf der Jagd einen Hirsch mit einem glänzenden Kreuze zwischen den Hörnern; Christus selbst hatte er verfolgt und ward aus einem Saulus ein Paulus. Daher der Pfeil im Wappen der Strättlinger. In der Taufe empfing er den Namen Theodorich. Die Verfolgung der Christen führte ihn über die Alpen. Es entbrannte damals ein Streit zwischen dem Herzog von Burgund und dem König von Frankreich, (nach anderer Angabe zwischen dem König von Frankreich und England). Als man auf die Walstatt kam und das viele Volk sah, da gedachten etliche weise Leute zu beiden Seiten, wie ein kläglich Ding das wäre, daß sie also einander tödten und Weib und Kind nimmer sehen sollten. So kam es zum Beschluß, daß jeder Theil einen Mann geben sollte, und die Zweie sollten miteinander kämpfen, und welches Theiles Kämpfer obgelegen, derselbe sollte auch der Sache obgelegen sein und diese gewonnen haben, darum der Krieg war. Nun hatte der König von Frankreich einen gar vornehmen Ritter, der hatte das Wort, daß er zweier

Männer Stärke hatte; der ward zu einem Kampfe dargeboten. Der Herzog von Burgund sollte auch einen Kämpfer gegen den darbieten. Da konnte er unter aller seiner Ritterschaft Niemanden finden, der den besiegen wollte, und so verzog sich die Sache lang. Wie viel man Gut verhieß, Niemand wollte sich an ihn wagen, so daß auch der fremde Gast und Herr von Strättlingen das beredete. Die Rede kam vor den Herzog. Der bat ihn mit großem Fleiß, sich des Kampfes zu unterwinden; da sprach der Herr von Strättlingen: „Herr König, das stände mir nicht wohl an! ich bin ein fremder Mann. Ich soll der Krone nicht Ehre einlegen, da so viele eurer Ritter gegenwärtig sind." Er mußte sich von großer Bitte wegen aber doch endlich der Sache unterwinden. Also hieß man ihm den Imbiß bereiten, und da er genug gegessen und getrunken hatte, da ließ er sich führen in den Ring, da er kämpfen sollte, und setzte sich in einen Sessel. Also wartet er seines Widersachers so lang, daß er in dem Warten einschlief, und schlief so fest, daß er schnarchte oder rußete, so daß es männiglich hörte, und man wohl sah, daß er schlief. In den Dingen kommt sein Widersacher; der erschrack und sprach: „fürchtet er mich so wenig, daß er schläft, so ist das für mich ein Zeichen, nicht mit ihm zu kämpfen". Auch soll er zu seiner Seite den Erzengel Michael als Schutz und Hort bemerkt haben. Es konnte und mochte

ihn Niemand in den Ring bringen. Das die berühmte Erzählung vom Siege im Schlafe, die auch der Stadtschreiber Justinger in seine alte Bernerchronik aufgenommen hat. Der Herzog dankt aber dem Hrn. von Strättlingen für seinen großen Dienst, macht ihn reich, und gibt ihm seine Tochter und ganz Niederburgund mit der Umgegend des Thunersees. Diese Gegend war ein schönes Land; die Spiezer-Landzunge hieß der „goldene Hof", die Gegend um Einigen das „Paradies", die Gegend um Strättlingen selbst „zur goldenen Lust".

Diese Herren von Strättlingen waren es nun auch, die mit ihrer Burg zugleich das Christenthum in frühester Zeit hier begründet haben sollen. Schon 220 soll ein Herr von Strättlingen auf die Geburt seines Sohnes hin in dankbarer Gesinnung dem Erzengel Michael zu Ehren in seiner Burg eine Kapelle erbaut, einen Kaplan angestellt, diesem Speise und Trank am eigenen Tische gegeben und die Kleidung und viele Zehnten als Einkommen geschenkt haben. Der heilige Michael bewährte sich aber auch dafür als Schutzgeist. Der Sohn des Burgherrn ward durch ihn von den bösen Geistern befreit, ja auch selbst gewürdigt, Christus zu sehen. Als er bei seinem ersten Ausgange an die wild fluthende Kander kam, bat ihn ein gar elender Aussätziger, ihn hinüberzubringen. Der Jüngling setzte ihn sofort hinter sich auf's Pferd und küßte ihn, den Elen-

den, dem aber doch sein Herz entgegenschlug, als er abgestiegen war; es war Christus selbst, den er geküßt hatte. Er gab sich zu erkennen und verschwand. Was man einem Elenden thut, thut man ja auch Christus selbst.

Die Zauberfahrt auf dem Thunersee kehrt auch in diesem Sagenkreise, wenn auch in etwas abgeänderter Weise wieder. Herr Wernhart von Strättlingen und sein Weib Susanna waren liebreich in Wort und That und stets bereit, Werke der Barmherzigkeit zu üben. Da kam auch der Teufel in Winterszeit zum Schlosse, um gastfreundschaftliche Aufnahme im Namen und der Ehre des Erzengels Michael zu erflehen. Er schlotterte vor Kälte, und der gütige Wernhart gab ihm seinen zweifaltigen ganz neuen Mantel, um sich damit zu bedecken und zu erwärmen. Den andern Morgen waren aber Pilger und Mantel verschwunden. Hiermit war denn nun freilich die sparsame Hausfrau nicht ganz zufrieden, wurde etwas zornig und sprach: „Du bist zu gut gegen diese Bettler, bist oft genug von ihnen betrogen worden und solltest klüger und behutsamer geworden sein! Wernhart antwortete aber mit Ruhe und fester Glaubenszuversicht: „Liebe Hausfrau! laß dich das nicht so sehr bekümmern; der heilige Michael wird's schon wieder gut machen und den Schaden über kurz oder lang ersetzen." Und so geschah's. Der Teufel hatte es gethan, um den

Herrn zum Aerger und Ungeduld, zur Sünde zu veranlassen; Gott wußte aber die That zur Offenbarung seines Willens und seiner Macht zu benutzen. Wernhart begab sich auf eine Wallfahrt nach dem Berg Gargano, um daselbst in einem dem heiligen Michael errichteten Tempel ihm, dem Schutzpatron seines Hauses, zu huldigen. Als er Alles zur Abfahrt bereitet hatte, zog er von seinem Finger einen goldenen Ring, brach ihn entzwei, gab die eine Hälfte seiner Frau und behielt die andere für sich und sprach: „Dieser Hälfte wirst du vertrauen, wenn du sie wieder siehst. Fünf Jahre warte auf mich als ein frommes Gemahl; komme ich bis da nicht zurück, so magst du dich versorgen mit einem andern Manne, wie du willst.“ Er schied, kam unter großen Kosten nach Gargano, verrichtete dort seine Gebete an den heiligen Michael, befahl sich, sein Haus und alles das Seinige demselben, erhielt auch einen Theil von dem Mantel des Erzengels und kehrte dann wieder zurück. In der Lombardie ward er aber durch Räuber gefangen, in einen Thurm geworfen und trotz alles Bittens und Flehens nicht entlassen; wenn er ihnen nicht eine große Auslösungssumme gäbe, müsse er da sitzen bis auf den jüngsten Tag. Die 5 Jahre waren unterdeß bald vergangen; er fing an zu bangen. In seiner Herzenstraurigkeit wendete er sich an den heiligen Michael und sprach: „O! du würdiger

Erzengel! was soll ich in dieser Noth anfangen! Meine Hausfrau nimmt jetzt einen andern Mann, denn wie sollte sie länger bestehen gegen ihre Feinde, wenn sie nicht ein tapferer Arm schützte?" Als er nun so betrübt und traurig war, sah er sich in seinem Thurme um und erblickte plötzlich eine unbekannte Gestalt mit dem entwendeten Mantel. „Kennst du mich, Wernhart," rief sie ihm zu. — „Dich nicht, wohl aber den Mantel, den du trägst; der ist mein." „Ich bin der," fuhr der Teufel fort, „der dir ihn entwendete, um dich mit deiner Hausfrau in meine Gewalt zu bekommen. St. Michael hat euch aber beschirmet; nun ist mir von demselben an Gottes Statt geboten worden, und ich muß gehorchen, dich diese Stunde nach deiner Burg zurückzuführen, sintemal deine Frau auf mein Anstiften und unter Mithülfe deines untreuen Schloßvogtes einen andern Mann gewählt hat und diese Nacht die Hochzeit feiern wird." Wie der heilige Beatus über das Wasser, fliegt jetzt unser Held im Zwielichte blitzesschnell durch die Luft mit dem Satan, der hier auch den gestohlenen Mantel fallen läßt, in die Burg, mischt sich im Hofe als fremder Spielmann unter die Gäste, nähert sich der geschmückten Braut, geht zum Schenktische, nimmt den Pokal, aus dem sie zu trinken pflegte, zieht das Stücklein seines Fingerringes hervor, das er seiner Frau geschenkt hatte, läßt es in den Becher fallen und tritt leise von dannen.

Seine Hausfrau aber, als sie das Stücklein des Ringes aus dem klaren Weine erglänzen sieht, nimmt auch das ihrige hervor, paßt sie aneinander und erkennt, daß ihr Gemahl zurückgekehrt sei. Also springt sie auf vom Tische, sieht den Spielmann im Winkel stehen, erkennt denselben im Drang der alten Liebe wieder, fällt ihm weinend an die Brust mit einem lieblich-festen und getreuen Kuß und bekannte dann öffentlich, daß dieser ihr Herr und rechter Gemahl sei, den sie niemals vergessen habe. So ward das Hochzeitsmahl zu einem Feste herzlichen Wiedersehens; Wernhart gewann mit seiner Hausfrau das Schloß und die Herrschaft wieder.

Die Sage bietet sachlich nicht etwas entschieden Neues; diese zerbrochenen Ringe und Wiedererkennungsscenen finden sich öfters; eigenthümlich bleibt aber der Legende die Verschlingung dieses Stoffes mit der Verehrung des heiligen Michaels, des Schutzpatrons der Strättlinger, mit einem tiefen, unerschütterlichen Gottvertrauen, das sich auch in der Stunde der tiefsten Noth herrlich bewährte.

Weiter erzählt noch die Chronik Folgendes, das Wichtigste für uns: Es sei darnach ein Herr Arnold von Strättlingen gewesen, ein andächtiger, aber doch auch in weltlichen Sachen wohlgezierter Mann. Dieser Herr Arnold habe nun die mancherlei Widerwärtigkeiten und Ungefälle, so da geschehen waren seinen Vorderen zu Strättlingen, reiflich bedacht und daraufhin beschlossen, ein Haus zu bauen außerhalb

seiner Burg zu der Ehre des Erzengels Michael, das auch eine Leutkirche sein sollte. Er konnte nun keine kommlichere Stätte dazu finden, denn bei dem Wendelsee. In derselben Kirche wollte er drei Altäre machen, und Kirche, Kirchhof und die Altäre von einem Bischofe weihen lassen. Man fing nun an, in einer Matte bei dem Wendelsee, die da genannt ist unter der Zil, das Fundament zu graben. Da aber die Werkleute einen ganzen Tag an demselben Ende gegraben hatten und an dem andern Tag wieder kamen und weiter graben und werken wollten, da fanden sie, daß, was sie am vorigen Tag gewerkt hatten und ausgeworfen, das Alles wiederum geebnet war, gleich als wäre vormals nie ein Mensch da gewesen. Da nun dieß Wunder diesem Herrn Arnolden also geschah und seinen Werkleuten, beschickte er gelehrte Priester und andere Leute, daß sie das Zeichen sähen. Da sie es gesehen, wurden sie zweifelhaft, ob man wohl da dürfte eine Kirche bauen, und fingen an, den allmächtigen Gott zu bitten und den hochwürdigen Engel Michael, auch alle andern heiligen Engel, daß sie ihnen selbst kund thäten, wo man bauen solle. Als sie nun an ihrem andächtigen Gebete waren, da erschien ihnen auch der heilige Michael mit vielen Engeln unter den Bäumen (von welcher Erscheinung auch dann die Matte „unter der Zilen zu den Engel-Bäumen“ heißt); da hörte man auch eine Stimme, daß man

an dem Ende des Gartens oder der Matte, die da geheißen wäre die Hofstatt des Paradieses, da, wo ein aufwallender Brunnen wäre, eine Kirche errichten solle. Dieselbe Stimme mit viel Schaaren der Engeln ging dann auch vor ihnen hin und zeigte ihnen das Ende des Gartens und den Brunnen, sprechend: „Hier an diesem Ende des Paradieses findet man einen Schatz, der so groß ist, daß ihn Niemand zu schätzen oder zu bezahlen vermag, nämlich Ablaß von allen Sünden. Hier findet man Gesundheit des Leibes und der Seele durch die Bewegung des Wassers des Brunnens, der durch mich erregt wird und durch die Wirkung des heiligen Kreuzes, so von dem heiligen Land wird kommen und in diesen Brunnen wird gesenket und darin gestellt werden.“ Nach dieser Stimme ward Alles still und man hörte nichts mehr. Von Stund an kaufte aber der vorgenannte Herr von Strättlingen die Hofstatt, den Garten und den Brunnen mit allem dem, so zu dem Paradiese gehörte, von einer ehrbaren Matrone, Namens Margaretha Fischerin, um vierzig Pfund; diese aber, als sie vernahm, in was für Absicht der Herr von Strättlingen das gekauft habe, bestimmte in gleich frommen Sinne die ganze Summe zu einer ewigen Gabe an die neue Kirche und den neuen Kirchhof. — Der vorgenannte Herr Arnold von Strättlingen ließ aber die Kirche und die drei Altäre zu Ehren des heil. Michaels, der

heil. Jungfrau und aller heiligen Jungfrauen und Märtyrer und ein schön lustlich Häuslein für einen Priester bauen, sorgte auch für Kirchhof, Glockenhaus, Glocken, Taufstein, Altarbücher, Kelch und allerlei andere Zierrathen, die einer Leutkirche zugehören, und sandte, da dieß alles geschickt und bereit war, ehrliche Leute mit demüthigem Gebete und Bitte zu dem Bischofe von Lausanne oder zu seinem Statthalter, daß er huldreichst zur Weihung baldigst kommen möchte. Der Bischof nahm das gütlich auf und kam auch, um dem Begehren zu entsprechen, wies aber zuvor darauf hin, wie keine Kirche geweiht werden dürfe, sie sei denn begabt mit Gilden und Gütern. Arnold errichtete nun gern den verlangten Kirchensatz und verpflichtete sich für alle seine Nachkommen, denselben zu schirmen, und die Kirche ward geweiht. Der Pabst gab seine Bestätigung. Kuno, Burgkaplan, ward als Kirchherr eingesetzt und mit mancherlei Freiheiten beschenkt, z. B. daß er konnte ein Taubenhaus, Jagdhunde und Federspiel haben und beliebig fischen im Wendelsee, und sonst Niemand neben ihm. (315.) Der Sohn des Ritters, ebenfalls Arnold genannt, soll noch daraufhin eine Romfahrt gemacht und dem Pabst ausführlichen Bericht über die hier vollbrachten Wunder (z. B. daß ein Gehenkter, der am Galgen sich noch an den St. Michael mit Gebet gewendet hatte, wieder lebendig geworden war) abgestattet, dieser

aber durch solchen Bericht sich veranlaßt gefunden habe, nicht nur die oben genannten Freiheiten für den Kirchherrn zu bestätigen, sondern auch noch eine neue Auszeichnung für ihn beizufügen, nämlich die Erlaubniß, wie die Chorherrn zu Lausanne einen Kutzhut oder weichen Chorhut tragen zu dürfen.

Die Sage führt uns dann in einem etwas kühnen Sprunge aus dieser urgrauen Zeit in eine andere ziemlich spätere über, nämlich in die Rudolphs von Strättlingen, welchem bei dem Zerfalle der karolingischen Monarchie die Krone über Neuburgund 888 glorreich zu St. Moritz aufgesetzt worden sein soll, und in die seines eben so genannten Nachfolgers, Rudlphs II. Unter dem letztern gewann die Krone Neuburgunds den größten Glanz; seine treffliche Gattin Bertha, die Mutter ihres Volkes, stand ihm bei seinem segnenden Thun bestens zur Seite, ja die dankbare Nachwelt hat vorzüglich sie und zwar mit vollem Rechte verherrlicht. Denn sie war es eigentlich, die schon im Lande segensreich, schützend und erhaltend wirkte, als ihr Gemahl noch die Kräfte und Schätze desselben in nutzlosem Eroberungskampfe vergeudete; sie war es, die die Straßen säuberte und durch Festen schützte, den stockenden Lebensverkehr erneuerte, die zerfallenden Dörfer und Städte neu begründete und die Bearbeitung des verödeten Bodens bestens förderte; sie war es auch, die Spinnerin genannt, welche mit ihrer Spindel von

einem Gute zum andern reitend, mit der ganzen Wirthschaft bis auf das Federvieh wohl bekannt, die Tugenden der Sparsamkeit und Arbeitsamkeit, der Sitteneinfachheit und Frömmigkeit, die eigentlichen Stützen des Volkslebens, hier recht einbürgerte.

Dieser König Rudolph soll nun, mit seiner Gattin Bertha zu Strättlingen verweilend, einen Traum von einer schönen Stadt mit hohen Mauern und 12 Thoren und Engeln auf ihren Spitzen gehabt haben und durch denselben veranlaßt worden sein, um den Wendelsee herum 12 Töchterkirchen des Paradieses bauen zu lassen, nämlich: Frutigen, Leissigen, Aeschi, Wimmis, Uetendorf, Thierachern, Scherzligen, Thun, Hilterfingen, Sigriswyl, Amsoldingen und Spiez. Er soll übrigens seinen Eifer in dem ihm so an's Herz gelegten Aufbau der Töchterkirchen nicht gerade übertrieben und dann auch die Güter des Paradieses nicht sowohl gemehrt, als vermindert haben. Das konnte aber nach der ausdrücklichen, höhern Mahnung nicht ungestraft bleiben Er verfiel in eine schwere Krankheit und wurde nicht eher wieder gesund, als bis er sich in seiner tiefen Noth an den Patron des Paradieses, den Erzengel Michael, um Hülfe wandte. Er genas. Der Genesene war nicht undankbar; reuevoll reiste er zum Papste Leo VIII., ließ jetzt die Privilegien des Paradieses bestätigen, vollendete die 12 Kirchen

in schönem Kranze und stattete sie alle in wahrhaft königlicher Weise aus. Der erfreute Papst schenkte ihm bei diesem Anlasse kostbare Reliquien, um auch von seiner Seite dem Paradiese neuen Glanz zu verleihen, und verordnete, daß die Töchterkirchen als dankbare Töchter alljährlich am Kirchweihtage der Mutter ihre schuldigen Huldigungen und auch einen gewichtigen Dank, eine wenigstens ein Pfund schwere Kerze, darbringen sollten. Es scheinen sich dieselben hiernach schon sehr früh emanzipirt zu haben. Jedenfalls überstrahlten sie bald mit ihrem Glanze den der Mutterkirche, der mit dem erlöschenden Glanze des Hauses Strättlingen zuletzt ganz erlosch. Es steht zwar noch jetzt die Kirche von Einigen da, steht selbst, wiewohl im dreizehnten Jahrhunderte von den hoch- und übermüthigen Kirchgenossen zugleich mit der Burg Strättlingen zerstört, noch da in einer alterthümlichen, an ihre frühe Entstehung erinnernden Form und Gestalt (Basilikenform); sie steht aber nicht mehr da als die stolze Mutterkirche der den See umkränzenden Töchterkirchen und prangt nicht mehr in der alten Größe und Herrlichkeit. Abhängig von Spiez, liegt sie unten am See, ein Trauer erweckendes Schattenbild der frühern Hoheit, öde und einsam, klein und finster, kaum bemerkbar und erkennbar und birgt außer dem Heilschatze keinen andern in sich, als einige werthvolle Glasmalereien, die das Vaterunser in sinniger

sinnbildlicher Weise und zwei Heilige (Beatus und Justus?) in Pilgertracht darstellen. Nebenbei sprudelt aber fort und fort die treffliche Quelle, die zwar nicht mehr Wunder verrichtet, wohl aber zur Sommerszeit mit ihrem kalten klaren Wasser wunderbar erfrischt.

Fragt man nun, was ist an dieser Sage, so muß darauf geantwortet werden, nicht viel Wahres, wenn auch recht viel Ansprechendes, ja Originelles. In den ersten Zeiten des Christenthums existirte kein Einigen, keine Kirche des Paradieses. Sie kann schon deßhalb nicht existirt haben, weil es damals noch gar keine Burgherren, also auch keine von Strättlingen, gab. Je edler und herrlicher ein Geschlecht, desto edlere und herrlichere Ahnen sollte es aber haben; alle alten königlichen und patricischen Familien wurden mit einer ungeheuren Nachkommenschaft bereichert. Die entfernteste Möglichkeit wurde zur Wirklichkeit gestempelt; je wunderbarlicher die Ableitung klang, desto begieriger griff man nach ihr. So fällt mit dem angeblichen hohen Alter des Heldengeschlechtes auch das hohe Alter der Kirche von Einigen dahin. Alles, was von ihr ausgesagt wird, sieht nun auch gar nicht so alterthümlich aus; es ist aus einer spätern in die frühere Zeit übergetragen. Damals gab es eben so wenig, wie Burgherren, Burgkapläne, damals keine Kapellen und Kirchen und Altäre zur Ehre des heil. Michael, der heil. Jungfrau und aller heiligen Jungfrauen und Märtyrer, keine so mit Gilden und Gütern begabte, mit Glocken und Glockenhaus ausgestattete Kirchen, keine Bischöfe von Lausanne mit einem Statthalter, noch weniger

aber Chorherren mit Kutzhüten. Schon etwas historischer klingt dagegen das über die Stiftung Rudolfs II. Gesagte; man stößt hier auf manche dunkle Reminiscenzen an wirklich Geschehenes. Allerdings that dieses Königshaus, namentlich die edle Bertha, viel für fromme Zwecke. Es schien sich deßhalb von selbst zu verstehen, daß es auch vor Allem etwas für die Umgebung seines angeblichen Stamm- und Lustsitzes gethan haben würde. Die Sache bekam aber dadurch noch eine höhere Bedeutung, wenn sie so recht als eine unmittelbar von Gott angeordnete, in einem bedeutungsvollen Traume befohlene dargestellt wurde. So erklärt sich die Einkleidung derselben. Wenn die Sage den gefeierten König etwas in Schatten stellt, dann aber doch noch in das gehörige Licht zu setzen weiß, so hat sie auch hierin nicht Unrecht. Rudolph kam nur allmählig zu seiner vollen Lebens- und Königsweihe. Er schwankte, wie ein Rohr, hin und her und wäre in den Abgrund gesunken, wenn ihm nicht ein Schutzengel, seine geweihte Gattin Bertha, mit treuem Liebessinne, mit Liebe zu ihrem Gotte und Volke, warnend und mahnend zur Seite gestanden wäre. Es ist eine recht schöne Sage, daß der Teufel unmittelbar nach seinem Tode sich seiner Seele, als einer ihm verfallenen, schon bemächtigen wollte, als der Erzengel Michael noch zur rechten Zeit mit Lanze und Schwert erschien, um einen kräftigen Protest einzulegen. Der Teufel glaubte aber nicht, ihm dießmal weichen zu sollen; er meinte in seinem guten Rechte zu sein und wandte sich an Gott selbst um ein genau abwiegendes Gericht. Es ward veranstaltet, die Entscheidungswaage mit den guten Werken und den Sünden des Entschlafenen gefüllt. Sie wollte aber nicht entscheiden,

die Schaale mit den guten Werken nicht sinken. Dreimal stellte der Erzengel den Versuch an, umsonst. Er hatte das nicht erwartet; da bemerkte er den betrügerischen Teufel, der sich mit seiner Krallenhand an die andere Wagschaale gehenkt hatte. Sein Flammenschwert verjagte denselben, und die Schaale mit den guten Werken, in die er dasselbe noch hineingeworfen haben soll, senkte sich allmählig (Wyß, Idyllen, Volkssagen und Legenden, 1815).

Was nun die Hauptsache, die Begründung der genannten 12 Töchterkirchen durch Rudolf anbelangt, so ist auch diese nicht ohne Wahrheit; der üppig wuchernde Stock der Sage muß aber hier etwas abgeplattet werden. Es steht urkundlich fest, daß einige dieser Kirchen schon früher existirten, als es die Sage festsetzt. Die Kirchen zu Spietz und Scherzligen kommen schon 761 vor. Andere werden dagegen erst später erwähnt, können deßhalb um Rudolphs Zeit entstanden sein. So Wimmis und Uetendorf 995. Die Glocke zu Grindelwald mit der Inschrift O. S. Petronella pro nobis (Bete, Bergheilige, für uns) trägt die Jahreszahl 1044, die Thurmspitze zu Gsteig 1059. Die Kirche zu St. Stephan im Simmenthal ist um gleiche Zeit entstanden. Eine Glocke im Thurm trägt die Jahreszahl 1023 oder 1030. Die Bevölkerung zog sich sicher der Simme entlang thalaufwärts. Es muß also schon eine ziemliche Zeit zuvor der Thunersee mit seiner Umgebung bewohnt und mit Kirchen geschmückt gewesen sein, ehe sich die Kultur durch das lange Thal bis ins Saanenthal hinauf arbeitete. Es werden deßhalb gerade in der neuburgundischen Zeit und zwar speciell der Wirkungszeit der um kirchliche Stiftungen so hoch verdienten Bertha allerdings am Thunersee mehrere Kirchen entstanden

sein. Es sind das aber nicht gerade alle die genannten, die sich nur in der die genaueren Zeit und Ortbestimmungen verwischenden Sage zur Einheit zusammenschlossen. Man meinte, die Kirchen, deren Glocken so oft zusammen läuten, müßten auch unter dem gefeiertsten frommen Königspaare zusammen entstanden sein. Zu lange vor ihnen, wenn überhaupt vor ihnen, dürfen wir uns aber auch nicht die Mutterkirche von Einigen entstanden denken; Jahrhunderte lang hätte sie nicht ihr Leben so einsam ohne Töchter zugebracht. Das Sicherste in Bezug auf sie ist, daß sie vorzüglich von den Herren von Strättlingen begünstigt und vor allen übrigen Kirchen der Umgebung mit Glanz und Herrlichkeit umgeben wurde.

Im Besondern soll die Königin Bertha noch um 933 das Chorherrenstift Amsoldingen am Fuße des Stockhorns in einem sanft gewölbten Bergkessel begründet haben. Das Wort Oldingen sagt es nun selbst, daß Amsoldingen ein alter Ort war; wie alt, wissen wir nicht. Schon den Römern hatte aber der Platz gut gefallen; sie hatten sich hier angesiedelt. Es erhob sich deßhalb auch hier bald eine Burg der Edlen, die sogenannte,*jetzt verfallene Jagdburg, der Sage nach ein Schloß der den Strättlingern folgenden Kyburger. Es mußte deßhalb auch hier frühzeitig an die Stiftung einer Kapelle oder Kirche gedacht werden, die sich dann später an der wohlgeeigneten Stelle bald in ein Chorherrenstift umwandelte. Wann es begründet worden, sagt keine Urkunde; wohl aber gehört die dort noch vorhandene alte Kirche mit einer unterirdischen Kapelle, die interessanteste des Kantons, ihrem Baustyle gemäß in eine der neuburgundischen sehr nahe liegende Zeit.

Ein Gleiches wird auch von der alten Probstei Köniz behauptet. Es war das jetzt wenig geachtete einst ein hochgeachteter Ort. Ein ganzes Dekanat der Lausanner-Diöcese erhielt von ihm seinen Namen; Bern ward bei seiner Stiftung ihm, als der Mutterkirche, eingepfarrt. Nach einer alten Sage soll vor der Reformationszeit jedes Jahr an einem gewissen Tage in der Kirche von Köniz das Wort gesprochen worden sein: „Wir feiern heute die Jahreszeit des Königs Rudolph und der Königin Bertha, der Stifter dieser Kirche.“ Wir wissen nicht sicher, ob die Stimme Wahrheit gesprochen hat; das wissen wir aber sicher, daß Köniz wirklich schon unter den neuburgundischen Regenten vorkömmt, ja daß dieselben, Laienäbte des weithin Besitzungen habenden Klosters St. Moriz im Wallis, auch in Köniz Güter hatten und über sie verfügten. Da mögen sie denn wohl auch an diesem Ort ein besonderes Interesse genommen und zur Begründung des hier allerdings im grauen Alterthum entstandenen Gotteshauses kräftig mitgewirkt haben.

Zweite Vorlesung.

Der hl. Mauritius und die Thebäerlegion.

Folgen Sie mir heute in eine etwas spätere Zeit und zwar in das große oder größte Thal der Schweiz, das eben deßhalb sogenannte Wallis. Ziehen Sie von den reizenden Ufern des Lemanersees in das sich oberhalb desselben öffnende reich gesegnete Rhonethal, so stehen Sie bald vor dem gewaltigen Felsenthore bei St. Moritz (früher Agaunum), welches Ihnen den Eingang in das geweihte Thal öffnet. Ich sage mit Recht das geweihte, denn kein Boden der Schweiz ist so, wie dieser, im grauen Alterthum mit Blut, namentlich auch nach der Sage mit Christenblut, getränkt worden. Ziehen wir auf diesem blutgetränkten Boden vorwärts, so gelangen wir in wenigen Stunden nach Martinach (früher Octodurum), einem von einem wahren Felsenwall umgebenen Orte. An diesem brach sich auch die Macht des dem Rhonegletscher entströmenden wilden Felsenstromes, der, bisher in südwestlicher Richtung forteilend, an der entgegenstehenden Bergkette eine undurchdringliche

Felsenmauer fand, und deßhalb, seine bisherige Richtung verlassend, nordwestlich in gleicher grader Linie dem Genfer See zueilte. Lassen Sie uns nun heute zuerst auf dieser so wichtigen Kreuzstraße, wo der vom Genfer See kommende Reisende den großen Bernhard mit seinem Passe nach Italien sich gegenüber, rechts die Höhenwege nach dem Chamounixthale, links die unabsehbare Thalfläche vor sich hat, Platz fassen, um den Boden näher kennen zu lernen, auf dem das gleich aufzurollende große Drama sich ereignete, ein Drama, das grade auf diesem Boden sein rechtes Echo fand.

Der große Feldherr der Römer, der großmüthige Besieger auch der tapfern Helvetier, (von dem aber so besiegt zu werden, wie sie es wurden, keine Schmach war), Julius Cäsar, erkannte sofort mit dem ihm eigenen Scharfblicke die Bedeutung dieses großen Thales, dieses Verbindungskanales zwischen Italien und zwischen Gallien und Deutschland, und im Besondern Octodurum's, der Beherrscherin des wichtigen Alpenpasses nach Italien. Ihm lag es daran, hier recht festen Fuß zu fassen. Das war aber keine so leichte Sache. Mehrere kleinere kriegerische Völkerschaften waren damals im Besitz des Landes, die Nantuaten um St. Moritz, die Veragrer um Martinach, die Seduner um Sitten. Als er siegreich von Gallien nach Italien zurückkehrte, sandte er deßhalb, wie er selbst erzählt, einen wohlerfahrenen Kriegs-

mann, Sergius Galba, mit der tapfern 12ten Legion und einem Theile der Reiterei hierher, um sich des wichtigen Passes zu. versichern. Es gelang; die tapfern Bewohner des Landes unterlagen trotz männlichem Widerstande der römischen Kriegskunst in mehreren Treffen. Sie mußten gedemüthigt um Frieden bitten und das ihnen so Verhaßte thun, Geißeln geben, die sie sonst zu nehmen gewohnt waren. Galba zog in das Thal ein, ließ am Eingang desselben (bei St. Moritz) weislich zwei Kohorten zurück und begab sich mit seiner übrigen Mannschaft nach dem wichtigsten Platze, nach Martinach, um dort zu überwintern und die wilde kriegerische Population und die Alpenpässe nach Italien zu überwachen. Die Dranse, ein wilder Felsstrom, durchbraust den Ort. Die eine Hälfte desselben ließ er den alten Bewohnern; die andere nahm er mit seinen Truppen in Beschlag. Er glaubte auf seinen Lorbeeren ruhen zu können; die gegebenen Geißeln machten ihn noch sicherer. Er hatte sich getäuscht; die freiheitsliebende Nation hatte keine Ruhe. Sie begriff bald, als sie den festen Lagerplatz immer fester werden sah, daß die letzte Stunde ihrer Freiheit geschlagen habe, und die Römer nicht bloß gekommen seien, um die Alpenpässe von Räubern frei und für die Kaufleute offen zu erhalten, sondern auch, um das Land für immer in Besitz zu nehmen. Die ausgelieferten Geißeln hielten sie von keinem kühnen

Unternehmen zurück; für das Gut der Freiheit schien ihnen kein Opfer, selbst nicht das der Ihrigen, zu groß. Sie beschlossen einen letzten Verzweiflungskampf zu wagen. Alles wurde in tiefster Stille vorbereitet; kein Verräther fand sich unter ihnen. Als an einem Morgen die Römer unbesorgt auf die Höhen um sich hinblickten, sahen sie dieselben alle zum großen Erstaunen mit Bewaffneten besetzt. Die Eingebornen hatten des Nachts den ihnen gelassenen Theil des Orts geräumt und mit den kampfesmuthig herbeigekommenen Sedunern die drohende Stellung eingenommen. Jeden Augenblick drohte der Sturm loszubrechen. Galba war nicht wenig überrascht und in einer furchtbaren Verlegenheit. Die Befestigung des Lagers war noch nicht ganz vollendet; sorglos hatte er noch dazu mehrere Truppen fortgesendet, um Proviant herbeizuschaffen. Es war guter Rath theuer; er berief auch sofort einen Kriegsrath. In diesem riethen schon Manche, als man die Zahl der Feinde immer mehr anwachsen und sich von allen Seiten umzingelt sah, das Gepäck feig im Stiche zu lassen und auf dem gleichen Wege, auf dem man gekommen, in ruhmloser Flucht einen Durchbruch zu versuchen. Solchem Rathe widerstand aber doch der alte in der Gesammtheit fortlebende Römermuth und die alte so treu bewahrte Kriegsehre. Man beschloß in altem Römersinne, sich bis auf's Aeußerste zu vertheidigen, und nahm, Alles

gewärtigend, die nöthigen Maßregeln. Kaum, daß man zu ihnen gegriffen hatte, stürzten aber auch schon die Eingebornen von den Höhen (man kann sie noch jetzt bei Kenntniß der Lokalität im Geiste herabstürmen sehen) auf das Lager, und ein wahrer Stein= und Wurfspießhagel ergoß sich über den Wall. Die Römer widerstanden mit der viel erprobten Kraft. Allmählig ermattete diese aber in der gewaltigen Anstrengung; die zahlreichern Feinde rückten mit immer frischer kampfeslustiger Mannschaft nach. Nach sechs Stunden fehlten den Römern mit den Kräften auch die Geschosse; der Wall war durchbrochen, die Gräben gefüllt; es drohte der letzte Sturm und eine gänzliche Vernichtung. Da im verhängnißvollen Augenblick riethen zwei tapfere und weise Führer zu dem letzten Mittel — und siehe da, nach einem Augenblicke der Ruhe und bloßer Vertheidigung stürzte auf ein Zeichen die Gesammtmannschaft aus allen Thoren, brach sich mit dem Muth der Verzweiflung einen Weg in die Reihen der überraschten Bergbewohner und sprengte dieselben aus einander. Von 30,000 wurden ein Drittheil erschlagen, die übrigen mußten fliehen und vermochten sich nicht einmal mehr auf den Höhen zu halten. Es war das ein großer Triumph der römischen Tapferkeit; der Sieger hatte aber auch die der Eingebornen kennen gelernt und hielt es für gut, Octodurum zu verbrennen und die Winterquartiere

an einem sichereren Orte zu beziehen. Der für römische Herrsch- und Gewinnsucht gleich wichtige Platz wurde aber deßhalb nicht aufgegeben; was einmal der römische Adler gepackt hatte, ließ er nicht wieder los. Das sich bald wieder aus seinen Trümmern erhebende Octodurum wurde ein von den klugen Römern hochbegünstigter, mit besondern Rechten und Privilegien beschenkter Platz (jus Latii), eigentlich die erste Stadt der Schweiz im römischen Sinne. Eine große Militärstraße, deren Spuren man noch jetzt verfolgen kann, zog sich über den großen St. Bernhard (mons Penninus); römische Legionssoldaten zogen in gewaltigen Haufen durch das Land; das Walliserland war bald ein romanisirtes, in dem wir noch jetzt die interessantesten Inschriften aus der Kaiserzeit, z. B. an der Kirche zu St. Moritz und zu Sitten treffen. Bei solchem lebendigen Verkehr von Italien aus über Aosta nach dem Ufer des Lemanerseees mußte aber auch das Christenthum bald hierher kommen; die römischen Legionssoldaten waren die eigentliche Propaganda für dasselbe.

Halten wir uns nun an die alten Notizen, so begegnen wir auf diesem Wege einer ehrwürdigen Legende, der ehrwürdigsten, die wir kennen, derjenigen, an welche sich vorzugsweise der Sagenkreis der alten Schweiz anknüpft, derjenigen, welche, abgesehen von ihrem geschichtlichen Kerne, den werthvollsten Beitrag zu einem Lebensbilde des alten Helvetiens und zur Beleuchtung

seiner tiefern nationalen Entwicklung gibt, die gerade auf dieser Sage, wie auf einer selbstgeschaffenen Basis, Jahrhunderte hindurch geruht und sich lebenskräftig entfaltet hat. Es ist dieß die Sage von dem heil. Mauritius und seinen Gefährten oder der thebäischen Legion, die hier den Märtyrertod erlitten, oder auch in einzelnen Parthien versprengt worden sein soll. Sie lautet in ihrer ältesten Gestalt nach einer schon der Mitte des fünften Jahrhunderts angehörigen Erzählung (durch Eucherius, Bischof von Lyon, der an der Nachbardiöcese und ihren Heiligen den lebendigsten Antheil nehmen mußte), und nach einer ein Jahrhundert später entstandenen Recension, wie folgt: Unter Maximian, der zugleich mit Diocletian das Römerreich beherrschte, denjenigen Kaisern, unter denen die letzte große Verfolgung über die Christen ausbrach, wurden fast in allen Provinzen Christen getödtet und zerfleischt. Denn eben dieser Maximian, der schon durch sein hartes Aeußere Furcht und Schrecken eingeflößt haben soll, war wie der Grausamkeit, Zorneswuth und andern Lastern, so auch einem heidnischen Fanatismus ergeben und so gegen den einen Gott des Himmels und der Erde erbost, daß er Alles aufbot, den christlichen Glauben und Namen zu vernichten. Es war nun zu jener Zeit eine Legion in der Armee, mit Namen die thebäische. Diese war von Maximian aus dem Oriente zur nöthigen Hülfeleistung im

Occidente herbeigerufen worden, eine schöne kriegesmuthige Mannschaft, geadelt durch große Tapferkeit, noch mehr aber durch unerschütterliche Glaubenstreue. Eingedenk der Schrift gab sie dem Kaiser, was des Kaisers, und ihrem Gotte, was des Gottes ist, weihte jenem ihren tapfern Arm, diesem ihr frommes Herz. Da diese nun, wie die übrigen Soldaten, zur Verfolgung der überall, auch im Abendlande, sich mehrenden Christen aufgefordert wurde, wagte sie allein sich gegen solches Gebot zu erheben. Maximian befand sich nicht zu weit; ermüdet von der Reise hielt er sich zu Octodurum auf. Die Nachricht, daß die Legion sich so subordinationswidrig erklärt und in dem Engpasse vom Agaunum (St. Moritz) Posto gefaßt hätte, brachte ihn in eine wahre Wuth. Er befahl in seinem Ingrimme, daß die widerspenstige Legion decimirt oder je der zehnte Mann ohne alles Ansehen der Person enthauptet würde. Er meinte, die harte blutige Strafe, die unbarmherzig vollzogen wurde, würde die übrigen in Furcht und Angst schon gefügiger machen. Er wiederholte daraufhin seinen frühern Befehl. Er hatte sich aber getäuscht; als der erneuerte Befehl zu den Thebäern gelangte, entstand nach und nach im Lager ein Gemurmel und ein Geschrei, daß Keiner je die Hand zu einer solchen Frevelthat bieten, daß sie, auf Christus getauft, eher Alles erdulden, als etwas gegen ihren Gott thun würden. Der Oberste Mauritius that

dabei das Seinige, um diesen Geist der Treue gegen Gott anzufachen. „Dank," rief er, „ja Dank euerer Tapferkeit, meine Kameraden, daß der kaiserliche Blutbefehl eure Seelen nicht mit Furcht und Bangen erfüllt hat! Bisher haben wir nur von den ihr Blut und Leben opfernden Märtyrern gehört, jetzt haben wir solche gesehen, ja gesehen unter den unsrigen, denen wir in Treue nachzufolgen haben. Was haben wir uns zu bedenken? Ich bin umgeben von den Leichnamen der mir durch Henkershand entrissenen Treuen, ich bin bespritzt mit dem Blute der Heiligen, meine Kleider mit ihrem Blut gefärbt, sollte ich mich bedenken, denen in den Tod zu folgen, deren ruhmvolles Beispiel ich mit voller Seele bewundere, über das ich juble und frohlocke?"

Die Legion wies in der angefachten Glaubenstreue und Begeisterung das Ansinnen des Kaisers entschieden ab: „Wir sind deine Soldaten, Kaiser, wir sind aber auch Knechte Gottes; von dir haben wir den Sold für unsere Dienste empfangen, von ihm das Leben. Wie können wir dir darin folgen, daß wir ihn, unsern Schöpfer, auch den deinigen, verläugnen sollten? Wenn wir nicht zur blutigen That, die gegen ihn aufschreit, gedrängt werden, werden wir dir in aller Treue, wie bisher, gehorchen; selbst aber unsere jetzige schwere Bedrängniß zum Tode wird uns nicht zum Aufruhr und zur Empörung drängen. Wir tragen wohl unsere Waffen, wir

werden sie aber nicht zur Gegenwehr ergreifen. Was du auch gegen uns beschließen und befehlen und über uns verhängt haben wirst, Feuer, Martern und Schwert, wir sind bereit, Alles zu dulden. Wir bekennen uns als Christen; Christus können wir nicht verfolgen."

Maximian, blutdürstig, wie er war, entflammte hierdurch nur zu neuer Wuth und befahl eine zweite Dezimirung; er hoffte, die erneuerte Schlächterei werde doch endlich den harten Trotz beugen. Der grausame Befehl wurde noch einmal vollzogen, und das alte Ansinnen noch einmal an die Legion gestellt. Da ergriff der Fahnenträger Exuperius die Legionsfahne und sprach: Ihr seht mich hier, theure Brüder, mit der irdischen Kriegsfahne, aber ich rufe euch nicht zu den Waffen, nicht zu Kriegen der Welt. Es gilt jetzt einen andern Kampf; ihr könnt nicht mit diesen Schwertern zum Himmelreich kommen. Dazu ist eine andere Tapferkeit, eine andere Kraft, die unverbrüchliche Treue gegen Gott, nöthig, die ihr gelobt habt; haltet fest an dieser Treue, und ich verspreche euch den Sieg, ja den vollen Sieg. Eure Rechte mag jene Waffen mit der irdischen Fahne getrost sinken lassen; bald werdet ihr euern Exuperius euch eine andere Fahne vortragen sehen. Werfet sie von euch, die Geschosse und Waffen; die kaiserlichen Diener mögen unsere Rechte waffenlos, um so mehr aber unsere Brust fest und bewaffnet finden."

Als Maximian diese Entschiedenheit, diesen Glaubensmuth erkannte, mußte er wohl daran verzweifeln, je den ungebeugten Muth zu brechen; so beschloß er, die ganze Legion zu vertilgen. Er befahl, daß die übrige Mannschaft dieselbe umzingle und bis zum letzten Mann tödte. So geschah es; die Thebäer sanken unter den Händen ihrer Henker, denen sie Hals und Körper schutzlos darboten, dem nachahmend, der ohne Widerrede, wie ein Lamm zur Schlachtbank, geführt wurde. Jedem, der einen Thebäer umbrachte und erschlug, fiel als eigen zu, was diesem angehörte; je mehr einer umbrachte, desto größer also seine Beute. Das machte die Grimmigen noch wüthender; mit großem Geschrei und Getümmel fielen sie deßhalb auf sie. Das ganze Erdreich wurde weithin von den zerstreuten Leibern der Märtyrer bedeckt; die Bäche des edelsten Blutes floßen durch die Felder in die Rhone.

Nachdem der jämmerliche Mord an dem heiligen Haufen begangen war, ging von ohngefähr ein alter ausgedienter Soldat, Viktor, vorüber. Als dieser zu den Soldaten kam, welche hie und da zechten oder über die schöne Beute jubelten, und zum Mitzechen eingeladen wurde, fragte er nach der Ursache des hohen Freudenfestes. Er vernahm sie; als er sie vernommen, wollte er nicht mitzechen und mitjubeln. Auf die Frage, ob er vielleicht auch ein Christ sei, bekannte er sich offen als solchen, und

wurde daraufhin auch von den kaiserlichen Soldaten ergriffen und getödtet. So gewann dieser Viktor zugleich mit den übrigen thebäischen Märtyrern die von ihm ersehnte Märtyrerkrone.

Also ist St. Mauritius, der oberste Hauptmann der thebäischen Legion, mit Exuperius, dem Senator Candidus und Viktor und seinen Soldaten den 22. Herbstmonat auf dem Platze Agaunum erschlagen worden. Mauritius selbst soll an der Rhone sein Haupt verloren haben, so daß dasselbe in den Fluß gefallen und fortgeschwommen sei, bis es endlich durch den Genfersee nach Vienne in Frankreich gekommen; hier soll es still gestanden, von den Christen daselbst mit Andacht aufgenommen, in einen ihm erbauten Thurm gebracht und andächtig verehrt worden sein.

Alle Thebäer sollen übrigens damals nicht umgekommen, sondern unter besonderer Schickung theilweise schon vor der großen Metzelei anderwärtshin gesandt worden, theilweise zur rechten Zeit entwichen sein. So soll Maximian gegen einen Empörer in den Niederlanden drei Fähnlein derselben abgesendet haben, diese aber auch sofort auf die große Niederlage verfolgt und eines nach dem andern bei Bonn, Köln und Xanten niedergemetzelt worden sein. Auch in Trier, Turin, in der Lombardei gewannen mehrere Thebäer die Märtyrerkrone; kurz das Märtyrerthum und so auch der Cultus der Thebäer dehnte sich über das ganze Abendland aus.

Der erste Sitz desselben ward aber die Schweiz, der eigentliche Boden des großen Blutbades. Hier erhob sich zuerst zu Ehren der heiligen Märtyrer eine Kirche zu St. Moritz; sie erhob sich, ein sprechender Zeuge für die Thatsache, schon zu Ende des 4. Jahrhunderts. Eben so sicher ward St. Moritz bald ein vielbesuchter Wallfahrtsort, den große Wunderthaten verherrlichten. Am Schlusse der alten Erzählung des Eucherius wird ausdrücklich noch erzählt, daß die Hausfrau eines gewissen Quintus, die nicht gehen konnte, sich hieher tragen ließ, den Ort aber wieder frisch und gesund auf ihren Füßen verlassen konnte. Diese Thatsache sei aber nur eine von den vielen Heilungen und Dämonenaustreibungen, welche die göttliche Kraft dort täglich durch seine Heiligen vollbringe. Köstliche Kleinodien wurden von hier aus weithin in's Abendland fortgetragen. So nahm schon gegen das Ende des 4. Jahrhunderts ein mailändischer Priester auf einer Durchreise zwei Phiolen des geheiligten Blutes von hier für den heil. Victricius, Bischof von Rouen, und den heil. Martin von Tours mit. Ja, dieser große Heilige Frankreichs, der, ein Streiter Gottes aus einem Kriegsmanne, an diesem Kultus besonderes Interesse nehmen mußte, soll selbst hierher, gerade hierher, gekommen sein, um Reliquien zu gewinnen, und, als er sie nicht erhielt, weil man in

dem schlechten Gewand den hochberühmten Bischof nicht erkannte, den Ort, wo der heil. Moritz enthauptet wurde, selbst aufgesucht und mit einem ihm von einem Schäfer geliehenen Messer ein Stück Erde herausgeschnitten haben, worauf das Blut sich in solcher Fülle ergossen, daß zwei mitgebrachte Gefäße bald voll waren, und der Heilige sich gedrängt sah, Gott um ein drittes zu bitten, das ihm auch ein Engel brachte. Dieses und noch eine der beiden andern Vasen sollen aber, mit seinem Siegel versehen, auf den Befehl des Engels in St. Moritz zurückgeblieben sein. Man zeigt sie noch jetzt; die letztere ist eine Prachtarbeit, ein mit Scenen aus dem trojanischen Kriege geschmückter Agath, eine der schönsten Kunstarbeiten aus der alten Zeit. Es hat sie aber nicht sowohl der heil. Martin, als vielmehr Karl der Große hierher geschenkt. Diese Erzählung ist nun zwar eine reine Erdichtung, hat aber Werth, um die Höhe zu messen, welche der Thebäerkultus in der Zeit erreichte. — Von einem solchen vielbesuchten Wallfahrtsorte, wie St. Moritz wurde, läßt sich übrigens eine Einigung der hierher ziehenden und sich zurückziehenden Pilger zu einem geordneten Kultus und zu einem frommen Zusammenleben nicht hinweg denken. Es entstand somit hier auch bald ein Kloster, in welchem der großartigste Kultus einheimisch wurde. Es wurde vorzüglich der vom Irrglauben zur orthodoxen Kirche zurückgekehrte letzte

König des alten Burgunds, Sigmund, veranlaßt, seine gläubige Gesinnung durch ein verdienstliches Werk für die Kirche zu bewähren und sie vollkommen zu versöhnen (515). Er that es, indem er der Neubegründer des Klosters mit wahrhaft königlicher Liberalität wurde. Fünf Chöre von Mönchen (jeder 100 Mönche stark) priesen hier nach seiner und seiner Bischöfe Anordnung in ununterbrochenem Psalmengesange Tag und Nacht die hochverehrten Märtyrer. Es war das ein wahrhaft imponirender Kultus, der deßhalb auch das Vorbild für mehrere ähnliche Stiftungen im Frankenreiche wurde.

Guntram, einer der bessern fränkischen Regenten, trat zu Ende des Jahrhunderts in die Fußstapfen Sigmunds. Das von den eroberungslustig über die Alpen eingedrungenen Longobarden zerstörte und ausgeplünderte St. Moritz hatte einen zweiten Neubegründer nöthig. Ein solcher ward Guntram; er ward aber auch dafür einer ganz besondern Gnadenbezeugung gewürdigt. Es strahlten ihm nämlich, als er mit dem Abte und Bischofe des Landes die heilige Grabesstätte betrat, zwei Fackeln in Regenbogenglanze entgegen. Das Zeichen war verständlich. Man suchte da, wo sie aufleuchteten, nach und fand die Leiber zweier noch in höherm Glanze leuchtenden thebäischen Märtyrer. Der König ließ sie sogleich heben und als besondere Himmelsgabe mit nach Burgund abführen. Schon auf dem Wege bewiesen sie

nun auch den gläubigen Besitzern die ihnen inwohnenden höhern Kräfte; der wildfluthende Genfersee wurde durch sie in eine Spiegelfläche abgeglättet. — Die ganze Geschichte ist nur eine Klostergeschichte; wir lesen aber das aus ihr heraus, daß Guntram der Zeitfrömmigkeit gemäß gegen den heiligsten Boden seines Reiches oder gegen die Thebäer ebenfalls die tiefste Verehrung hegte.

Auch Karl der Große soll zu den geweihten Stätten gezogen sein, um den Bischof daselbst, Altheus, seinen alten Freund, und die christlichen Helden aufzusuchen, und eine charakteristische Erscheinung seine Gegenwart verherrlicht haben. Altheus sah nämlich im nächtlichen Gebete die heilige Schaar im Gefolge des Herrn, hörte ihren himmlischen Gesang, hörte das Gloria, schlug das Kreuzeszeichen, und läutete nach Gebrauch die kleinste Glocke; da, o Wunder! begannen alle andern mit ihr zu läuten. Der Kaiser erwacht, läßt alle Mönche herbeirufen und fragt nach der Ursache des ungewöhnlichen Glockengeläutes. Altheus erzählt nun das Gesehene und Gehörte, wie die durch Wein erfreuten Mönche in etwas tiefern Schlaf gesunken seien, wie die heilige Legion an ihrer Statt das Lob des Herrn gesungen, und er mitten im Gesange genau die Stimme des Kaisers unterschieden und deßhalb die Glocke geläutet hätte. Der Kaiser hatte keine Ursache, diese ihn unter die hochverehrten christlichen

Heroen versetzende Vision des Altheus zu bezweifeln, besuchte mit um so größerer Andacht die Ruhestätte der Thebäer und blieb noch 15 Tage zu Agaunum, um die Messe an der geweihteren Stelle zu feiern. Alte Chroniken fügen noch bei, daß Karl daraufhin nebst andern Pretiosen, z. B. der kostbaren Vase von Agath, dem Kloster eine goldene Tafel, 66 Mark an Gewicht, geschenkt habe, um die Ueberreste des heil. Moritz auf derselben auszustellen. Es ist dieß die Tafel, auf welcher späterhin alle Bischöfe des Landes ihren Huldigungseid ablegten, die eben deßhalb eine fast gleich wichtige Rolle in der Geschichte des Landes spielt, wie das Evangelium selbst.

Das Kloster bestand so in seiner Herrlichkeit fort. Es war aber auch außerdem kein bedeutender Ort in der Schweiz, wo dieser Kultus nicht seinen Anklang fand und der Mittelpunkt des ganzen Kirchenwesens wurde. Es verklärte sich in dem Thebäerkultus der alte Freiheitssinn und die alte Tapferkeit der Nation, die ihm namentlich nach dem früher Gesagten mit aller Lebenskraft auch in der tapfern Population von Wallis entgegen kamen. Man freute sich der neuen Tapferkeit, des mit aller Hingebung und Treue geduldeten Märtyrerthums; man freute sich des sittlichen, tyrannischer Willkühr und Gewalt trotzenden Muthes. Diese Freude, im Grunde eine Freude an der alten, nur christlich verklärten Nationaltugend, ist aber eine

reiche Segensquelle für das Vaterland geworden. Sie hat lange Jahrhunderte hindurch die Schweizer vor feiger Kriecherei bewahrt; in den vielen Tausenden dem heil. Mauritius und seinen Gesellen geweihten Kirchen wurde die dann und wann etwa sinkende Kraft immer im Stillen neu gestählt. Das die hohe Bedeutung der Thebäerlegende; das der tiefe Grund des fortdauernden Interesses aller Vaterlandsfreunde an derselben. Sie ist, kurz gefaßt, die Trägerin des alten, nie ganz erloschenen und immer neu belebten Freiheits- und Tapferkeitsbewußtseins bis herauf in die Zeit und noch über sie hinaus geworden, wo dasselbe in den selbst wieder durch ihren Einfluß gereiften Freiheitsaposteln der Schweiz, einem Winkelried und Tell, einen neuen Lebensausdruck gewonnen hat. Es spricht sich in ihr eine Fülle wahren christlichen Lebens, eines sittlichen Ernstes, eines lebendigen Abscheues vor jedem Treubruch, eines christlichen Muthes, einer ausdauernden Geduld in Leiden aus, welche uns die innerlich umwandelnde Kraft des Christenthumes, die mächtigen Einwirkungen desselben gerade auf das Nationalbewußtsein im schönsten Lichte zeigt.

Es war natürlich, daß diese Legende im Verlaufe des Mittelalters, wie ein heiliges Vermächtniß, treu bewahrt und mit immer neuen Farben bald in Prosa, bald in Poesie aufgefrischt wurde. Als man aber mit der Zeit der Reformation anfing, gegen die Märtyrer- und Heiligenverehrung, gegen

das zu Abenteuerliche in den Legenden, den falschen Wunderglauben aufzutreten, mußte wohl auch über unsere Legende ein ernstes Gericht ergehen. Die Magdeburger Centurien, so genannt, weil sie nach Jahrhunderten fortschreiten, das erste große Geschichtswerk der lutherischen Kirche, gingen schon zum furchtbaren Aergerniß der Katholiken so weit, daß sie den Schutzpatron ihrer eigenen Stadt, den heil. Moritz, einen Götzen und Abgott nennen konnten. Zuerst war es aber Jean Armand Dubourdieu, französisch-reformirter Prediger zu London, der den Angriff mit Scharfsinn und Geschichtskenntniß in einer eigenen Schrift unternahm und im Bewußtsein der mit starker Hand geführten Schläge sich rühmen konnte, die katholische Kirche zu ihrem Heil um 6666 Märtyrer ärmer gemacht zu haben. Er befand sich im Gefolge des durch Turin reisenden Mylords von Schomberg (1691), als man hier öffentliche Prozessionen und Danksagungen für einen Sieg über die Franzosen in der den Thebäern geweihten Kirche hielt, die auf's kostbarste gefaßten Heiligthümer derselben zu öffentlicher Verehrung ausstellte und sie als die Erlöser aus der tiefen Noth pries. Es dünkte ihn ein wahrer Gräuel, daß man die dem lebendigen Gott allein gebührende Anbetung verfaulten Soldatenkörpern darbringe, und er faßte deßhalb den ernsten Vorsatz, dieser Abgötterei den Todesstreich zu versetzen. Er schrieb auch sogleich auf seine Zurückkunft nach England seine Schrift über das Märtyrerthum der thebäischen Legion, die er anfänglich in englischer Sprache (1696), dann aber zur größern Verbreitung auf Antrieb des ihm natürlich beipflichtenden Skeptikers Bayle auch in lateinischer und französischer

Sprache (1705) herausgab. Er suchte vorzüglich vermittelst einer historischen Gesammtanschauung die unter die bezeichneten Orts- und Zeitverhältnisse sich nicht recht fügende, nirgends anderswo erzählte, an sich widersinnige großartige Schlächterei einer ganzen christlichen Legion ins Reich der Fabel zu verweisen. Diese mit Keckheit und großer Zuversichtlichkeit auftretende Kritik fand unter den protestantischen Theologen ungetheilten Beifall; man hielt die Sache für abgemacht. Sie war es nicht; vorzüglich war es Joseph de Rivaz aus Wallis, der Stand und Würden hingab, um der Wissenschaft zu leben, und bei liebevoller Beschäftigung mit allen Wissenschaften, vorzüglich der Mechanik, Hydraulik, Dioptrik, Physik u. s. w., auch die Geschichte mit gleichem Forschergeiste betrieb, der in Liebe zu seinem Vaterlande und der Väterreligion den Gegenstand mit allem Eifer erfaßte und mit einer unbefangenen, strengen und redlichen Forschung das noch über den damaligen Zeitverhältnissen liegende Chaos möglichst zu lichten und die Thatsache mit der Zeitgeschichte zu einigen suchte. Sein Werk erschien zuerst in einem unvollkommenen Auszuge (Journ. helv. 1746 und 1749). Der Widerspruch wurde aber noch heftiger; die verletzende Weise, mit welcher vorzüglich Professor Spreng in Basel die hochverehrten Märtyrer angriff, brachte die katholische Kirche der Schweiz so in Harnisch, daß die löblichen Orte sich auf der Tagsatzung schriftlich und mündlich bitter über seine Lästerschaft beschwerten und nebst Unterdrückung derselben die Einleitung eines gerichtlichen Verfahrens gegen den Verfasser durchsetzten. Damit war aber der Geschichtsforscher nicht widerlegt; der würdige Gelehrte Joseph Anton Felix

von Balthasar aus Luzern sprach sich offen gegen solches verkehrte, zweckwidrige Verfahren aus und schrieb, besser zum Ziele treffend, im gleichen patriotischen Geiste wie de Rivaz, seine „Schutzschrift für die Thebäische Legion, Luzern 1760.“ Jetzt nun erschien auch das früher nur im Auszuge veröffentlichte Werk des oben genannten Joseph de Rivaz, † 1772, der dem fortdauernden Kampfe mit reger Theilnahme gefolgt und in erneuerter Forschung zu noch sichereren Resultaten gelangt war. Seine Söhne gaben es nach seinem Tode 1779 heraus. Es ist dieß ohne Zweifel das gründlichste, das den verwickelten Gegenstand behandelt. Rivaz hat vorzüglich das Verdienst, die Geschichte jener Zeit auf eine Weise gelichtet zu haben, bei welcher kein recht haltbarer Grund mehr gegen die Einreihung der Thatsache in dieselbe erhoben werden kann. Mit großer Genauigkeit und fast erschöpfender Vollständigkeit hat er zugleich die Beweise für das sehr hohe Alter dieser Märtyrergeschichte und ihres damit zusammenhängenden Kultus gesammelt und in der That bewiesen, daß derselbe bis ziemlich nahe hin an die angebliche Zeit des Märtyrerthums, ungefähr bis auf das Jahr 360, zurückläuft.

Ich könnte noch viele, viele Schriften aufzählen; ich erwähne aber nur noch eine, um zu zeigen, mit welcher Sorgfalt man den Gegenstand behandelt hat. Sie ist von dem Prof. Braun zu Bonn. Man fand bei Cöln auf der angeblichen Märtyrerstätte der Thebäer 67 Schädel, von denen 19 mit Nägeln durchbohrt waren. Den einzigen nicht zerstörten mußte P. Mayer eben daselbst genau untersuchen, und siehe, er trug einen ägyptischen oder annähernden Negertypus. Welche Freude! Es waren, ja es waren,

konnte man sagen, Thebäer, die hier umkamen; das vielfach angefeindete Märtyrerthum ist historische Thatsache. In der Freude über den Fund entstand die Rede oder das Programm des Hrn. Prof. der kathol. Theol. in Bonn.

Aus dieser im Laufe der Zeit fortschreitenden Forschung über den Gegenstand ergibt sich nun sicher, daß bis ins vierte Jahrhundert hinauf gute Zeugen für diese Märtyrergeschichte sprechen; immerhin bleibt aber im günstigsten Falle ein Zeitraum von wenigstens 60 Jahren zwischen der Thatsache und ihrer ersten Bezeugung zurück. Während desselben war aber in einer wunder- und märtyrersüchtigen Zeit der Phantasie ein weiter Spielraum eröffnet. Eine genaue Prüfung der Thatsache behält deßhalb ihre Berechtigung. Die wesentlichen Fragepunkte, auf deren Beantwortung es hiebei ankommt, sind aber folgende: erstlich, läßt sich überhaupt die Existenz einer Thebäischen christlichen Legion zu Maximians und Diokletians Zeit nachweisen?

Die Geschichte bejaht diese erste Frage. Diokletian hatte bei dem Beginn seiner Regierung (284) einen schweren Stand. Aufruhr bedrohte im Osten und Westen die in ihrer eigenen Größe zusammenstürzende römische Macht. Nur eine erkünstelte Einheit konnte den auseinanderfallenden Staat noch halten, eine Zweieinheits- (285 Diokletians und Maximians), und dann auf immer heftigere Stürme eine Viereinheitsregierung (292). Vorzüglich wogte der Aufruhr auf in dem damals politisch und religiös mächtig bewegten Aegypten. Es gelang nun zwar endlich Diokletian und Maximian, die Ordnung und Ruhe wieder herzustellen, aber nur nach schweren Kämpfen und unter harten Maß-

nahmen. Es wurden die schon zum zweiten Male sich empörenden Aegypter empfindlich bestraft, die Hauptstädte Busiris und Koptos geschleift, die junge Mannschaft aber ausgehoben und nach einer schon seit Langem befolgten Regierungsmaxime in andere Gegenden verlegt, um ähnlichen Bewegungen vorzubeugen. So entstanden die Thebäischen Legionen, eine Schöpfung der die Armee ohnedieß verstärkenden oder eigentlich vier Armeen bildenden und brauchenden vier Regenten. Sie entstanden mit ihrer diese Schöpfung klar anzeigenden Fahne, auf der ein halbrother und ein halbgelber Schild in einem halbgelben und halbrothen Kreise prangte. Wir finden sie auf dem alten römischen Legionenverzeichnisse.

Diese Legionen müssen aber in der That größtentheils aus Christen zusammengesetzt gewesen sein, und zwar aus Christen mit wahrer Begeisterung für ihre Religion. Nirgend traf sie in der großen Diokletianischen Verfolgung ein härteres Loos, als gerade in Aegypten, und zwar hier wieder speziell in Thebais; nirgends zeigten aber auch die Christen eine größere Glaubensfestigkeit und Standhaftigkeit, als in dieser mit dem Blute der edelsten Märtyrer getränkten Gegend. Freilich hatten die Christen von vorne herein keine große Lust zum Militärstande und wollten nicht aus dem Lager des Lichtes in das der Finsterniß überwandern; je mehr aber Christen und auch Soldaten Christen wurden, desto weniger konnte diese Abneigung auf die Länge bestehen. Unter Diokletian gab es, was alles weitere Hin- und Herreden über den Gegenstand unnöthig macht, eine solche Anzahl Christen im Heere, daß sie ihm große Furcht beim Beginne der Verfolgung ein-

flößte. Hiemit ist der erste Fragepunkt erledigt; es gab thebäische, es gab thebäisch-christliche Legionen. Das Weitere, was die Legende über sie zu sagen weiß, klingt recht fromm, aber eben deßhalb so, daß man kirchliche Poesie zu hören meint. Zu dem für den Christenglauben mit aller Freudigkeit erduldeten Märtyrertode schien nämlich eine besondere Glaubensstärkung nöthig. Deßhalb soll Mauritius die Legion bewogen haben, als sie nicht fern von Palästina Winterquartiere bezogen hatte, eine christliche Wallfahrt nach Jerusalem zu unternehmen und die heiligen Plätze unserer Erlösung zu besuchen, wo sie dann der gottselige Bischof Zambda freundlichst empfangen und im christlichen Glauben unterwiesen, getauft, was noch nicht getauft, und alle so im christlichen Glauben bestärkt habe, daß ihr Preis und Lob in ganz Griechenland ertönte. Späterhin soll sie auch in Italien den Pabst Marcellinus aufgesucht haben und von ihm bestärkt, nöthigenfalls Blut, Leib und Leben für ihr Seelenheil aufzuopfern, mit dem apostolischen Segen entlassen worden sein.

Ein zweiter Fragepunkt betrifft die Zeit- und Ortsverhältnisse, unter denen die Thatsache vor sich gegangen sein soll. Es fragt sich mit andern Worten: befand sich die thebäische Legion in der bezeichneten Zeit, der Zeit der beginnenden Christenverfolgung, an dem angegebenen Orte des Märtyrerthums, oder wenn das nicht erweisbar wäre, konnte sie sich damals dort befinden? Die vier Herrscher hatten, wie schon bemerkt worden, in dem von außen und innen bedrohten Weltreiche volle Arbeit; vorzüglich hatte im Abendlande der Cäsar Constantius Chlorus mit dem sich zum Herrscher aufwerfenden Carausius und auf seinen

Mord mit seinem Mörder Allektus in Britannien vollauf zu thun. Maximian schützte unter der Zeit des schwierigen und langwierigen Krieges die Grenzen des Reiches am Rhein gegen die immer kühner das Reich bedrohenden und angreifenden germanischen Völkerstämme. Eben als Constantius Chlorus nach Britannien zog, um den Krieg zu endigen und die noch aufgeregte Population durch seine persönliche Erscheinung zu beschwichtigen, ersuchte er von Neuem den weithin gefürchteten Maximian, den wichtigsten aller Wachtposten zu beziehen. Er folgte dem Rufe, konnte es aber nur mit einem geringen Heere thun, dem sein Name die fehlende Kraft verleihen mußte. Dieses Heer war aber sicher aus dem Orient herbeigezogen. Constantius Chlorus zog 302 zur völligen Beruhigung des Landes nach Britannien; Maximian würde hiernach im Jahre 302 mit dem Schrecken seines Namens die Rheinufer bewacht haben. In der That finden wir ihn in diesem Jahre zu Köln, wo er am 5. August ein Gesetz unterzeichnete, bald aber darauf, den 1. November, weil ihn ein Aufstand nach Afrika rief, zu Brundusium, dem italischen Einschiffungsplatze dahin, wo er wieder ein solches zeichnete. Sein Weg, der kürzeste, den er nehmen konnte, und er nahm ihn, führte ihn über den großen Bernhard; er berührte somit in der That das helvetische Gebiet und das Wallliserthal. So das merkwürdige Resultat der genauesten Forschung; Maximian kann den 22. September, den angeblichen weithin gefeierten Tag des großen Märtyrerthums, mit seinem Heere hier gewesen sein.

Wie war aber, fragen Sie weiter, in jenem Jahre (302), dem Jahre vor der beginnenden Christenverfolgung

ein solches blutiges Einschreiten gegen eine christliche Legion möglich? Es ist hier die Veranlaßung zu berücksichtigen, welche den Sturm der Diokletianischen Verfolgung gegen die Christen heraufbeschwor. Es waren dieß die Perserkriege. Nach der anfänglichen furchtbaren Niederlage der Römer durch die Perser ergriff, wie Alle, so auch den seinen eigenen Schwiegersohn Galerius wegen der schmählichen Niederlage schmachvoll behandelnden Diokletian große Besorgniß. Die Wahrsager wurden befragt; sie sollten Muth und Siegesgewißheit dem gebeugten Heere zusprechen. Das konnten sie aber unter den traurigen Verhältnissen nicht; der Verschmitzteste unter ihnen, Namens Tagis, half den Verlegenen aus der bedenklichen Lage durch den Vorwand, daß die Gegenwart der Profanen, der Christen, und die dadurch bedingte Abwesenheit der beleidigten Götter die Geheimnißschrift in den Eingeweiden unleserlich mache. Diokletian schritt sogleich ein; die Anwesenden und alle Hofbediente überhaupt wurden zu den Opfern gezwungen, und den Anführern des Heeres ein ähnliches Verfahren befohlen. Die Perser wurden nun zwar endlich mit den schnell zusammengezogenen Truppen glorreich besiegt; die einmal eingeleitete Christenverfolgung dauerte aber bei dem geweckten Fanatismus fort. Der die Christen hassende, durch seinen Sieg einflußreicher gewordene Schwiegersohn des Kaisers Diokletian, Galerius, spornte den Zaudernden fortwährend zu einem weitern Einschreiten gegen diese staatsgefährlichen Opferfeinde. Den ganzen Winter dauerten die geheimen Verhandlungen fort. Diokletian gab endlich dem ihn fortwährend bedrängenden, den mit Galerius im Grunde sympathisirenden Räthen und den geweihten Orakel-

sprüchen des dem Christengotte natürlich nicht günstigen Milesischen Apollo nach. Es erschien bekanntlich das erste allgemeine Bluteditt im Anfang des Jahres 303, den 23. Februar; im Heere begann aber die Verfolgung schon früher. Maximian scheint, was die älteste Recension der Legende etwas bestimmter hätte hervorheben sollen, die christlichen Soldaten zunächst zur Theilnahme an den üblichen Opfern und heidnischen Gebräuchen gedrängt zu haben. Auf dem großen St. Bernhard war so recht der Kultus des Gottes der Höhen oder des höchsten Gottes, des Jupiters, einheimisch; hier zog keine Schaar vorbei, ohne ihm ihre Huldigung darzubringen. Dieser aber mochte sich die jetzt ausdrücklich dazu aufgeforderte Legion entzogen haben; diese aber wollte Maximian ertrotzen.

So erklärt sich die Veranlassung zu dem damaligen Einschreiten des Maximian in einfacher Weise; immerhin aber kann man noch fragen, trägt nicht die über die ungehorsame Legion verhängte Strafe, dieses barbarische Wüthen gegen eine ganze Legion selbst seinen Widerspruch in sich? Die Dezimirung war keine ungewöhnliche Strafe bei den Römern; Maximian war aber wahrlich nicht der Mann, der hierin aus Humanität etwas hätte ändern sollen. Es wäre somit diese Dezimirung wohl noch denkbar. Anders verhält es sich aber mit der Vertilgung einer ganzen Legion unter den damaligen Zeitverhältnissen, wo man sie so nöthig, und Maximian nicht zu viel Mannschaft zur Hand hatte. Diese behält ihre große Schwierigkeit und Undenkbarkeit, wie man auch die Sache wendet und dreht und sie als die Maßregel eines im leidenschaftlichen Zorn ganz verblendeten Tyrannen anzusehen sucht. Man wird deßhalb

wohl in Bezug auf diese ganze Metzelei der multiplizirenden Einbildungskraft Zugeständnisse machen müssen. Es that der bekanntlich gern steigernden wohl, recht Viele in der Hingebung für Christus ihr Blut vergießen zu sehen. Zu diesem Zugeständnisse drängt aber zweitens auch das, daß die Vorstellungen von einer ganz christlichen Legion neben einer ihr gegenüberstehenden ganz nichtchristlichen oder nicht christlich gesinnten Armee, von der gänzlichen Vertilgung der einen durch die andere, von der hier bewiesenen unwandelbaren Treue Aller, einem bloß passiven Widerstande ohne alle Rettungs- und Widerstandsversuche, und von der dort hervortretenden Blut- und Raubbegierde zu sehr als bloße Machenschaften und Phantasiegebilde aussehen, als daß man ihnen Vertrauen schenken dürfte. Entscheidend endlich ist dies, daß die Sage, mit sich selbst im Widerspruch, uns überall flüchtige Thebäer, nicht bloß Einzelne, sondern ganze Haufen derselben vorführt, also ihre eigene Angabe von dem gänzlichen Untergange derselben selbst wieder aufhebt.

Das Gesammtresultat bleibt somit dieß, daß der Erzählung nicht schlechthin der Glauben aufgekündigt werden darf, weil dieselbe hiezu zu gut historisch bezeugt ist, daß aber bedeutende Subtraktionen in Bezug auf die vorliegenden Zahlengrößen vorgenommen werden müssen. Wenn aber die Zweifelsucht auch das antasten wollte, so bleibt es doch sicher, daß das Christenthum um jene Zeit in Wallis Eingang gefunden hat, und namentlich römische Legions-Soldaten die vorzüglichsten Glaubensprediger des Evangeliums geworden sind. Wir werden das noch später nachweisen; hier machen wir nur noch darauf aufmerksam, daß

in der Legende ausdrücklich auch eines Christen (Viktor) gedacht wird, der, ein Veteran, in dieser Gegend verweilt haben soll. Es ist dieß einer der Züge der Erzählung, der vor Allem Anspruch auf Treue und Glauben macht. Diese Annahme gewinnt noch eine unantastbare historische Bestätigung durch die so wichtige, im Rathhause zu Sitten links am Eingange eingemauerte Inschrift, die älteste öffentliche christliche, die wir besitzen, ein Denkmal, das in seinem geschichtlichen Werthe nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Sie wurde 377 verfaßt und lautet übersetzt so:

„Christliche Tempel, zerstört, hat Pontius wieder errichtet,
Schöner und besser als die, die der Vorzeit Tage hier schauten;
Männer, gesinnet, wie er, die suche der Staat zu gewinnen."

Es wurden also 377 durch den frommen Prätor, Pontius Asclepiodotus, mehrere zerstörte Kirchen, die schon lange zuvor, im grauen Alterthume, da gestanden hatten, wieder hergestellt. Sie müssen also wenigstens zu Anfang des Jahrhunderts entstanden sein, also etwa zu der Zeit, wo das Blut der Thebäerlegion den Glaubensbund glorreich besiegelte.

Dritte Vorlesung.

Ursus und Viktor mit ihren 66 Genossen zu Solothurn.

Die alte Population der Schweiz freute sich, wie wir in der letzten Vorlesung sahen, der neuen Tapferkeit, des mit aller Hingebung und Treue geduldeten Märtyrerthums der Thebäer, des sittlichen, tyrannischer Willkühr trotzenden Muthes; sie freute sich im Grunde dabei der alten, nur sittlich oder christlich verklärten Nationaltugend. Bei dieser Freude ließ sie es aber nicht bewenden; in alle Hauptörter der Schweiz mußten versprengte Thebäer einziehen, damit sich diese so recht eines auch auf dem eigenen Boden erduldeten Märtyriums rühmen und des höhern Vorbildes der Thebäer, als einer frischen Lebens- und und Segensquelle erfreuen konnten. War es durchaus nicht möglich, einen lebenden zu gewinnen, so doch einen todten, oder die heiligen Gebeine eines Thebäers, um welche mit dem ganzen Nimbus ihres Lebens und Sterbens fortdauernd höhere himmlische Kräfte zu schweben schienen.

Wir werden uns nun heute zunächst mit der Sage nach dem mit einem solchen Gewinne besonders erfreuten alten Solothurn, das nur 20 Jahre jünger, als das uralte Trier, sein soll, von dem es nach der Inschrift eines alten Thurmes daselbst, heißt:

Kein älterer Platz in Gallien ist,
Denn Solothurn in dieser Frist,
Ausgenommen Trier allein;
Drum nennt man sie Schwestern gemein.

Es ist Solothurn nun in der That ein sehr alter Ort, der schon zur Römerzeit, als ein für die Helvetien Durchziehenden wohlgelegener Ruheplatz, eine gewisse Bedeutung gewann. Bald wurde es aber auch befestigt, als die Alemannen seit der Mitte des dritten Jahrhunderts immer weiter vordrangen, die Römer das Land zwischen dem Rhein und der Donau aufgeben und die alte Vertheidigungslinie dem Rheine entlang wieder aufsuchen mußten. Jetzt wurde Solothurn wegen des zu deckenden Aarüberganges und des an den Rhein führenden Passes aus einem offenen Platze ein mit Gräben und Mauern umzogener Lagerplatz, welche letzteren unter dem Namen der Heidenmauern noch jetzt gezeigt werden. Dieser Lagerplatz zerfiel zwar bald wieder, wie alle andern unter den gewaltigen Alemannenüberschwemmungen; etwas später in ruhigern Zeiten (unter der Burgunderherrschaft) stand es aber bald von Neuem als ein wohlgerüsteter Vertheidigungs-

platz mit ebenfalls noch erkennbaren Mauern und Thürmen einer andern Bauart da.

Hieher führt uns nun zunächst die Sage. Die ganze thebäische Legion erlag nicht der großen Metzelei; es entgingen unter Andern derselben Viktor und Ursus und noch mit ihnen 66 Gesellen, nicht aus Furcht und Zagheit, sondern aus göttlicher Schickung, der in seinen Heiligen wunderlich wirkt und hier im Besondern beabsichtigte, vor ihrem Märtyrerthum durch sie der weitberühmten Stadt Solothurn das Evangelium verkündigen zu lassen. Sie begannen nun auch ihr hohes Werk mit aller Freude und allem Eifer; zu lange Zeit ward ihnen aber zu ihrer apostolischen Wirksamkeit nicht vergönnt. Sowie sie anfingen, allerfreundlichst und liebreichst mit den Einwohnern zu verkehren und ihnen ihren Gott und Christum zu verkündigen und unter ihnen Anhang zu gewinnen, gab der von diesem ihrem Wirken hörende Kaiser Maximian in seinem Blutdurste sogleich dem sich im Lager bei ihm aufhaltenden Landvogt von Solothurn, Hirtakus, den Befehl, eiligst zurück zu kehren, sie aufzufangen und zum Opfern zu zwingen oder ihnen das Leben zu nehmen. Dieser, ein gleich tödtlicher Feind Christi, wie Maximian, vollzog sofort den Befehl, ließ die Thebäer greifen, ihre Hände auf den Rücken binden, als Uebelthäter in das Gefängniß abführen und hier mit schweren Ketten binden oder so zusammenschnüren, daß sie

sich nicht rühren konnten. Die Todesschmerzen sollten sie willfährig machen. Die lange Gequälten wurden endlich vor ihn gebracht. Er redete ihnen anfangs freundlich in listig betrügerischer Weise zu, von ihrem Glauben zu lassen und sich an dem blutigen Tode ihrer Brüder eine gute Lehre und Warnung zu nehmen. Sie erklärten aber frei und offen, daß sie für ihren Glauben, wie ihre Mitbrüder, alle Leiden mit Freuden erdulden und selbst ihr Blut und Leben hingeben würden. Ueber solche Antwort ergrimmte Hirtakus, wandelte Gesicht und Wort und schmähte jetzt die Heiligen, daß sie als freche, stolze und thörichte Leute seine treue Warnung in den Wind schlügen. „Ich will euch," rief er, „das besser zu bedenken geben, daß euch solche Vermessenheit nichts helfen wird," befahl, ihre Hände und Füße wieder schändlich und schmählich zusammen zu binden und sie außerdem mit allerlei Martern zu quälen und zu peinigen. Es kamen schwere Leiden über sie; es blieb ihnen nur ein Trost, das vertrauungsvolle Gebet zu Gott. Gott ließ nun auch ihr Vertrauen nicht zu Schanden werden. Mitten in der Todesnacht des Gefängnisses umstrahlte sie plötzlich heller Glanz, so daß sie einen himmlischen Trost und eine himmlische Erquickung empfanden, ihre Bande und Ketten sprangen von einander und ihre blutenden Wunden schlossen sich, hingegen wurden ihre Peiniger und Schergen gleich wie durch den Blitz zu Boden geschlagen und

aller Kraft beraubt. Wie aber auch der allmächtige Gott seine Wunderkraft glorreich über den Thebäern offenbarte, des verstockten Tyrannen Sinn ward kein anderer. Er ließ sofort im neuen Vertilgungsplane einen großen Haufen Holz zusammenbringen und anzünden, so daß eine gewaltige Feuerflamme aufloderte, und die Thebäer vor denselben führen, um ihnen mit dem Anblick Schrecken und Grausen einzuflößen. Auch die emporschlagenden, mit Verderben drohenden wilden Feuerflammen machten aber diese Treuen nicht wankend. So befahl Hirtakus, dieselben, an Händen und Füßen gebunden, erbarmungslos in dieselben zu stürzen. Schon greifen die Soldaten nach den geduldigen Thebäern und schleppen sie nach dem Scheiterhaufen, siehe, da schickte Gott vom Himmel herab einen gewaltigen Sturmwind, der sich wider das große ausgebreitete Feuer stellt, die brennenden Scheiter wie Spreu hin und her wirft und alsobald alle Flammen erlöscht. Auch das steigert aber nur noch die Wuth des Tyrannen; vertilgt mußten die Thebäer werden. Deßhalb der neue Befehl, daß denselben das Haupt mit dem Schwerte auf der Aarbrücke abgeschlagen, und ihre Körper von derselben herab schimpflich in den Fluß gestürzt würden, damit sie, in demselben versenkt, Niemanden zu Handen kommen und etwa eine besondere Ehre oder ein glorreiches Begräbniß erfahren möchten. So geschah es auch. Unter ergebungsvollem Gebet zu Gott reichte ein

jeder Thebäer willig und freudig sein Haupt dar; Leiber und abgeschnittene Häupter wurden in den Fluß gestürzt. Hirtakus hatte endlich die ersehnte Rache an seinen Feinden genommen und glaubte jubeln zu können; da, Wunder über Wunder, bleiben sie wider alle Natur auf dem Wasser, fangen an ihre Arme auszustrecken, schwimmen auf ihre Häupter zu, fassen die noch vom Blute rinnenden mit den Händen, richten sich in dem stark fluthenden Flusse auf, gehen auf dem Wasser wie auf trockener Erde in schönster Ordnung gegen das Land und Gestade, ziehen dort bis an einen Ort, welcher noch jetzt etliche hundert Schritte von der Brücke gezeigt wird, beten hier fast eine Stunde lang andächtig und lassen zuletzt ihre Leiber und abgeschlagenen Köpfe zur Erde sinken, als wollten sie selbst anzeigen, daß sie dort ihre Ruhestätte erwählt hatten, oder noch wunderbarer, um sich, was andere nicht thun konnten oder durften, in der unter ihnen zusammensinkenden und zum Grabe aushöhlenden Erde selbst zu begraben. Es soll das da geschehen sein, wo jetzt noch die St. Peterskapelle steht, den 30 September.

Hirtakus konnte nach der Sage die Leiber der Versunkenen nicht mehr finden; sie kommen aber in der Geschichte doch wieder zum Vorschein, und zwar zunächst der des heil. Viktor, nicht aber auf Solothurner-, sondern auf Genferboden. Hier wurde gegen 500 unter dem Bischof Domitian, der großes Ansehen am

alten burgundischen Königshofe genoß, eine Kirche zu Ehren desselben errichtet. Die Prinzessin Sedeleuba ward die Begründerin derselben. Sie soll auf dem Fundamente eines dem Jupiter, Mars und Merkur geweihten Tempels unter Anrufung der drei thebäischen Märtyrer, des Viktor, Vincentius und Ursus, erbaut worden sein. Die Gebeine des heil. Viktor wurden bei der Gelegenheit aus Solothurn hieher gebracht. Freilich gab Solothurn das kostbare Kleinod nicht gerne her; was war aber zu thun? Solothurn stand damals unter Genf, wo der burgundische Fürst Godegisel herrschte; dem königlichen und bischöflichen Willen war nicht zu widerstehen. So mußte es wohl mit Wehmuth den großen Schutzheiligen scheiden sehen. Genf wußte aber, was es gewonnen hatte. Es bewahrte den himmlischen Schatz in einem irdischen, in einem ganz silbernen Sarge auf und verwahrte ihn in den bald ausbrechenden Kriegsstürmen zwischen den Franken und Burgundern so sorgfältig, daß Viktor und silberner Kasten ganz verschwand, und man nicht mehr sagen konnte, wo der Heilige unter dem steinernen Boden der Kirche sein Asyl gefunden habe. Er sollte aber wieder aufgefunden werden. Arconius, Bischof von Maurienne, der an dem Nachbarheiligen das lebendigste Interesse nehmen mußte, war der Glückliche, dem der große Fund gelang. Ein nächtlicher Traum trieb ihn nach dem benachbarten Genf. In der Mitte der Kirche war

ihm ein Ort als Fundort bezeichnet worden. Hier bereitete er sich nach Gewohnheit durch Fasten und Beten drei Tage und drei Nächte mit den dortigen Bischöfen zu dem verheißenen Funde vor. Ein an der Stelle, wo der hochwürdige Körper lag, erglänzendes Licht enthüllte das Geheimniß. In tiefer Stille, unter Gebet und Thränen, hob er mit den Bischöfen Genfs den Körper des Heiligen. Sie fanden ihn zu großer Freude in dem silbernen Sarge mit rothem, frischem Angesichte, wie dem eines Lebenden. — Wir lassen die wunderbarliche Erhebung auf sich beruhen; sie ist jedenfalls ein sprechender Beweis für die lebendige Fortdauer des alten Nationalcultus in Genf. Wunder über Wunder geschahen an Viktors Grabe.

Einen neuen Beweis für diese lebendige Fortdauer gibt das neunte Jahrhundert. Als man nämlich nach der Reformationszeit die Kirche St. Viktor niederriß, fand man unter den Ruinen des Gebäudes folgende Grabschrift eines alten Bischofs Ansegisus aus diesem Jahrhundert, die so lautet:

Nicht bitt' ich um Gnade, die dem Verdienste man zollet,
Nein, die Frömmigkeit ists, auf die der Bittende fußt;
Wer du immer dieß liest, zum Himmelszelte erhoben,
Flehe mit heißem Gebet mit für mein ewiges Heil.
Stehet mir, Heil'ge, zur Seite, du Viktor, Vincentius, Ursus;
Siegreich gehe ich dann aus der vernichtenden Qual.
Ansegisus hieß ich, war zu Genf ein Hirte der Heerde;
Meiner gedenke er stets, deiner auch gnädig der Herr.

Unser Ansegisus will sich so nicht sowohl auf seine Verdienste, als vielmehr auf seine Frömmigkeit und die Fürbitte der Frommen und Heiligen verlassen. Es werden als solche vorzugsweise die Thebäer bezeichnet; ihr Kultus bestand also auch damals in seinem alten Glanze fort.

Noch ein interessantes Zeugniß finden wir im zehnten Jahrhundert. Man wurde mit dem Kommen des Jahres 1000, an welches der Aberglaube eine mächtige Katastrophe, ja den Weltuntergang heftete, überall sehr fromm. Der damalige würdige Bischof von Genf, Hugo, hatte nun schon längst über die bessere Einrichtung und Gestaltung der heil. Stätten seiner Diöcese nachgedacht; da kam die verwittwete, so hoch geachtete Kaiserin Adelheid, die Gemahlin Otto's des Großen, die Tochter der Bertha, hieher, um ihm im treuen Interesse an den Landesheiligen gerade die Viktorskirche zu ganz besonderer Obhut und zur Begründung einer sie würdig bedienenden Gemeinschaft zu empfehlen. Er that nach ihrem Wunsch. Kurz nach ihrem Besuche wurde nämlich der, wie es scheint, noch einmal verlorne Victor aufs Neue von diesem frommen Bischof aufgefunden, unter dem größten Festgepränge und Jubel in Gegenwart der Königsfamilie und eines großen Gefolges beigesetzt, und bald darauf die Viktorskirche für eine glänzendere Ausstattung und Bedienung der sorgenden Obhut Odilo's, des berühmten Abtes des noch

berühmtern Klosters Clugny, von dem eine Gesammtreformation der damals tief verwilderten Klöster ausging, übergeben. So erreichte die Stiftung ihren höchsten Glanz, der erst gegen die Reformationszeit erbleichte. Man hätte freilich auch nach derselben, wenn auch nicht den himmlischen Schatz, den heil. Viktor, doch den irdischen, den silbernen Sarg, gern noch einmal aufgefunden; man fand aber bei der Niederreißung der Kirche 1721 nur einen bleiernen, oder vielmehr ein bleiernes Kästchen mit calcinirten Knochen und den Zahlen VIIII, XXX., d. h. der 30. Sept., Todestag der solothurnischen Märtyrer.

Ebenso wie St. Viktor, verschwindet auch St. Ursus nicht aus der Geschichte. Wo man den Körper des einen Heiligen aufbewahrt hatte, bewahrte man auch den des andern auf. Man verwahrte aber auf die gewaltthätige Wegführung des einen den andern auch zu Solothurn so gut, daß man späterhin wohl wußte, daß St. Ursus leibhaftig in der Kirche zu Solothurn begraben liege, nicht aber mehr den Ort kannte, wo er lag. Zur größten Freude fand man ihn 1518 am Dienstag nach Lätare bei Abbrechung des Frohnaltars. Man stieß hier auf einen viereckigen, nach oben zugespitzten, mit eisernen Klammern verschlossenen, mit Blei vergossenen und mit einer lateinischen Inschrift versehenen Stein, in dem die Ueberreste zweier Körper, in feines Tuch eingewickelt, lagen. An dem Haupte des einen

Dritte Vorlesung.

Ursus und Viktor mit ihren 66 Genossen zu Solothurn.

Die alte Population der Schweiz freute sich, wie wir in der letzten Vorlesung sahen, der neuen Tapferkeit, des mit aller Hingebung und Treue geduldeten Märtyrerthums der Thebäer, des sittlichen, tyrannischer Willkühr trotzenden Muthes; sie freute sich im Grunde dabei der alten, nur sittlich oder christlich verklärten Nationaltugend. Bei dieser Freude ließ sie es aber nicht bewenden; in alle Hauptörter der Schweiz mußten versprengte Thebäer einziehen, damit sich diese so recht eines auch auf dem eigenen Boden erduldeten Märtyriums rühmen und des höhern Vorbildes der Thebäer, als einer frischen Lebens- und und Segensquelle erfreuen konnten. War es durchaus nicht möglich, einen lebenden zu gewinnen, so doch einen todten, oder die heiligen Gebeine eines Thebäers, um welche mit dem ganzen Nimbus ihres Lebens und Sterbens fortdauernd höhere himmlische Kräfte zu schweben schienen.

Wir werden uns nun heute zunächst mit der Sage nach dem mit einem solchen Gewinne besonders erfreuten alten Solothurn, das nur 20 Jahre jünger, als das uralte Trier, sein soll, von dem es nach der Inschrift eines alten Thurmes daselbst, heißt:

Kein älterer Platz in Gallien ist,
Denn Solothurn in dieser Frist,
Ausgenommen Trier allein;
Drum nennt man sie Schwestern gemein.

Es ist Solothurn nun in der That ein sehr alter Ort, der schon zur Römerzeit, als ein für die Helvetien Durchziehenden wohlgelegener Ruheplatz, eine gewisse Bedeutung gewann. Bald wurde es aber auch befestigt, als die Alemannen seit der Mitte des dritten Jahrhunderts immer weiter vordrangen, die Römer das Land zwischen dem Rhein und der Donau aufgeben und die alte Vertheidigungslinie dem Rheine entlang wieder aufsuchen mußten. Jetzt wurde Solothurn wegen des zu deckenden Aarüberganges und des an den Rhein führenden Passes aus einem offenen Platze ein mit Gräben und Mauern umzogener Lagerplatz, welche letzteren unter dem Namen der Heidenmauern noch jetzt gezeigt werden. Dieser Lagerplatz zerfiel zwar bald wieder, wie alle andern unter den gewaltigen Alemannenüberschwemmungen; etwas später in ruhigern Zeiten (unter der Burgunderherrschaft) stand es aber bald von Neuem als ein wohlgerüsteter Vertheidigungs-

platz mit ebenfalls noch erkennbaren Mauern und Thürmen einer andern Bauart da.

Hieher führt uns nun zunächst die Sage. Die ganze thebäische Legion erlag nicht der großen Metzelei; es entgingen unter Andern derselben Viktor und Ursus und noch mit ihnen 66 Gesellen, nicht aus Furcht und Zagheit, sondern aus göttlicher Schickung, der in seinen Heiligen wunderlich wirkt und hier im Besondern beabsichtigte, vor ihrem Märtyrerthum durch sie der weitberühmten Stadt Solothurn das Evangelium verkündigen zu lassen. Sie begannen nun auch ihr hohes Werk mit aller Freude und allem Eifer; zu lange Zeit ward ihnen aber zu ihrer apostolischen Wirksamkeit nicht vergönnt. Sowie sie anfingen, allerfreundlichst und liebreichst mit den Einwohnern zu verkehren und ihnen ihren Gott und Christum zu verkündigen und unter ihnen Anhang zu gewinnen, gab der von diesem ihrem Wirken hörende Kaiser Maximian in seinem Blutdurste sogleich dem sich im Lager bei ihm aufhaltenden Landvogt von Solothurn, Hirtakus, den Befehl, eiligst zurück zu kehren, sie aufzufangen und zum Opfern zu zwingen oder ihnen das Leben zu nehmen. Dieser, ein gleich tödtlicher Feind Christi, wie Maximian, vollzog sofort den Befehl, ließ die Thebäer greifen, ihre Hände auf den Rücken binden, als Uebelthäter in das Gefängniß abführen und hier mit schweren Ketten binden oder so zusammenschnüren, daß sie

sich nicht rühren konnten. Die Todesschmerzen sollten sie willfährig machen. Die lange Gequälten wurden endlich vor ihn gebracht. Er redete ihnen anfangs freundlich in listig betrügerischer Weise zu, von ihrem Glauben zu lassen und sich an dem blutigen Tode ihrer Brüder eine gute Lehre und Warnung zu nehmen. Sie erklärten aber frei und offen, daß sie für ihren Glauben, wie ihre Mitbrüder, alle Leiden mit Freuden erdulden und selbst ihr Blut und Leben hingeben würden. Ueber solche Antwort ergrimmte Hirtakus, wandelte Gesicht und Wort und schmähte jetzt die Heiligen, daß sie als freche, stolze und thörichte Leute seine treue Warnung in den Wind schlügen. „Ich will euch," rief er, „das besser zu bedenken geben, daß euch solche Vermessenheit nichts helfen wird," befahl, ihre Hände und Füße wieder schändlich und schmählich zusammen zu binden und sie außerdem mit allerlei Martern zu quälen und zu peinigen. Es kamen schwere Leiden über sie; es blieb ihnen nur ein Trost, das vertrauungsvolle Gebet zu Gott. Gott ließ nun auch ihr Vertrauen nicht zu Schanden werden. Mitten in der Todesnacht des Gefängnisses umstrahlte sie plötzlich heller Glanz, so daß sie einen himmlischen Trost und eine himmlische Erquickung empfanden, ihre Bande und Ketten sprangen von einander und ihre blutenden Wunden schlossen sich, hingegen wurden ihre Peiniger und Schergen gleich wie durch den Blitz zu Boden geschlagen und

aller Kraft beraubt. Wie aber auch der allmächtige Gott seine Wunderkraft glorreich über den Thebäern offenbarte, des verstockten Tyrannen Sinn ward kein anderer. Er ließ sofort im neuen Vertilgungsplane einen großen Haufen Holz zusammenbringen und anzünden, so daß eine gewaltige Feuerflamme aufloderte, und die Thebäer vor denselben führen, um ihnen mit dem Anblick Schrecken und Grausen einzuflößen. Auch die emporschlagenden, mit Verderben drohenden wilden Feuerflammen machten aber diese Treuen nicht wankend. So befahl Hirtakus, dieselben, an Händen und Füßen gebunden, erbarmungslos in dieselben zu stürzen. Schon greifen die Soldaten nach den geduldigen Thebäern und schleppen sie nach dem Scheiterhaufen, siehe, da schickte Gott vom Himmel herab einen gewaltigen Sturmwind, der sich wider das große ausgebreitete Feuer stellt, die brennenden Scheiter wie Spreu hin und her wirft und alsobald alle Flammen erlöscht. Auch das steigert aber nur noch die Wuth des Tyrannen; vertilgt mußten die Thebäer werden. Deßhalb der neue Befehl, daß denselben das Haupt mit dem Schwerte auf der Aarbrücke abgeschlagen, und ihre Körper von derselben herab schimpflich in den Fluß gestürzt würden, damit sie, in demselben versenkt, Niemanden zu Handen kommen und etwa eine besondere Ehre oder ein glorreiches Begräbniß erfahren möchten. So geschah es auch. Unter ergebungsvollem Gebet zu Gott reichte ein

jeder Thebäer willig und freudig sein Haupt dar; Leiber und abgeschnittene Häupter wurden in den Fluß gestürzt. Hirtakus hatte endlich die ersehnte Rache an seinen Feinden genommen und glaubte jubeln zu können; da, Wunder über Wunder, bleiben sie wider alle Natur auf dem Wasser, fangen an ihre Arme auszustrecken, schwimmen auf ihre Häupter zu, fassen die noch vom Blute rinnenden mit den Händen, richten sich in dem stark fluthenden Flusse auf, gehen auf dem Wasser wie auf trockener Erde in schönster Ordnung gegen das Land und Gestade, ziehen dort bis an einen Ort, welcher noch jetzt etliche hundert Schritte von der Brücke gezeigt wird, beten hier fast eine Stunde lang andächtig und lassen zuletzt ihre Leiber und abgeschlagenen Köpfe zur Erde sinken, als wollten sie selbst anzeigen, daß sie dort ihre Ruhestätte erwählt hatten, oder noch wunderbarer, um sich, was andere nicht thun konnten oder durften, in der unter ihnen zusammensinkenden und zum Grabe aushöhlenden Erde selbst zu begraben. Es soll das da geschehen sein, wo jetzt noch die St. Peterskapelle steht, den 30 September.

Hirtakus konnte nach der Sage die Leiber der Versunkenen nicht mehr finden; sie kommen aber in der Geschichte doch wieder zum Vorschein, und zwar zunächst der des heil. Viktor, nicht aber auf Solothurner-, sondern auf Genferboden. Hier wurde gegen 500 unter dem Bischof Domitian, der großes Ansehen am

alten burgundischen Königshofe genoß, eine Kirche zu Ehren desselben errichtet. Die Prinzessin Sedeleuba ward die Begründerin derselben. Sie soll auf dem Fundamente eines dem Jupiter, Mars und Merkur geweihten Tempels unter Anrufung der drei thebäischen Märtyrer, des Viktor, Vincentius und Ursus, erbaut worden sein. Die Gebeine des heil. Viktor wurden bei der Gelegenheit aus Solothurn hieher gebracht. Freilich gab Solothurn das kostbare Kleinod nicht gerne her; was war aber zu thun? Solothurn stand damals unter Genf, wo der burgundische Fürst Godegisel herrschte; dem königlichen und bischöflichen Willen war nicht zu widerstehen. So mußte es wohl mit Wehmuth den großen Schutzheiligen scheiden sehen. Genf wußte aber, was es gewonnen hatte. Es bewahrte den himmlischen Schatz in einem irdischen, in einem ganz silbernen Sarge auf und verwahrte ihn in den bald ausbrechenden Kriegsstürmen zwischen den Franken und Burgundern so sorgfältig, daß Viktor und silberner Kasten ganz verschwand, und man nicht mehr sagen konnte, wo der Heilige unter dem steinernen Boden der Kirche sein Asyl gefunden habe. Er sollte aber wieder aufgefunden werden. Arconius, Bischof von Maurienne, der an dem Nachbarheiligen das lebendigste Interesse nehmen mußte, war der Glückliche, dem der große Fund gelang. Ein nächtlicher Traum trieb ihn nach dem benachbarten Genf. In der Mitte der Kirche war

ihm ein Ort als Fundort bezeichnet worden. Hier bereitete er sich nach Gewohnheit durch Fasten und Beten drei Tage und drei Nächte mit den dortigen Bischöfen zu dem verheißenen Funde vor. Ein an der Stelle, wo der hochwürdige Körper lag, erglänzendes Licht enthüllte das Geheimniß. In tiefer Stille, unter Gebet und Thränen, hob er mit den Bischöfen Genfs den Körper des Heiligen. Sie fanden ihn zu großer Freude in dem silbernen Sarge mit rothem, frischem Angesichte, wie dem eines Lebenden. — Wir lassen die wunderbarliche Erhebung auf sich beruhen; sie ist jedenfalls ein sprechender Beweis für die lebendige Fortdauer des alten Nationalcultus in Genf. Wunder über Wunder geschahen an Viktors Grabe.

Einen neuen Beweis für diese lebendige Fortdauer gibt das neunte Jahrhundert. Als man nämlich nach der Reformationszeit die Kirche St. Viktor niederriß, fand man unter den Ruinen des Gebäudes folgende Grabschrift eines alten Bischofs Ansegisus aus diesem Jahrhundert, die so lautet:

Nicht bitt' ich um Gnade, die dem Verdienste man zollet,
Nein, die Frömmigkeit ists, auf die der Bittende fußt;
Wer du immer dieß liest, zum Himmelszelte erhoben,
Flehe mit heißem Gebet mit für mein ewiges Heil.
Stehet mir, Heil'ge, zur Seite, du Viktor, Vincentius, Ursus;
Siegreich gehe ich dann aus der vernichtenden Qual.
Ansegisus hieß ich, war zu Genf ein Hirte der Heerde;
Meiner gedenke er stets, deiner auch gnädig der Herr.

Unser Ansegisus will sich so nicht sowohl auf seine Verdienste, als vielmehr auf seine Frömmigkeit und die Fürbitte der Frommen und Heiligen verlassen. Es werden als solche vorzugsweise die Thebäer bezeichnet; ihr Kultus bestand also auch damals in seinem alten Glanze fort.

Noch ein interessantes Zeugniß finden wir im zehnten Jahrhundert. Man wurde mit dem Kommen des Jahres 1000, an welches der Aberglaube eine mächtige Katastrophe, ja den Weltuntergang heftete, überall sehr fromm. Der damalige würdige Bischof von Genf, Hugo, hatte nun schon längst über die bessere Einrichtung und Gestaltung der heil. Stätten seiner Diöcese nachgedacht; da kam die verwittwete, so hoch geachtete Kaiserin Adelheid, die Gemahlin Otto's des Großen, die Tochter der Bertha, hieher, um ihm im treuen Interesse an den Landesheiligen gerade die Viktorskirche zu ganz besonderer Obhut und zur Begründung einer sie würdig bedienenden Gemeinschaft zu empfehlen. Er that nach ihrem Wunsch. Kurz nach ihrem Besuche wurde nämlich der, wie es scheint, noch einmal verlorne Victor aufs Neue von diesem frommen Bischof aufgefunden, unter dem größten Festgepränge und Jubel in Gegenwart der Königsfamilie und eines großen Gefolges beigesetzt, und bald darauf die Viktorskirche für eine glänzendere Ausstattung und Bedienung der sorgenden Obhut Odilo's, des berühmten Abtes des noch

berühmtern Klosters Clugny, von dem eine Gesammtreformation der damals tief verwilderten Klöster ausging, übergeben. So erreichte die Stiftung ihren höchsten Glanz, der erst gegen die Reformationszeit erbleichte. Man hätte freilich auch nach derselben, wenn auch nicht den himmlischen Schatz, den heil. Viktor, doch den irdischen, den silbernen Sarg, gern noch einmal aufgefunden; man fand aber bei der Niederreißung der Kirche 1721 nur einen bleiernen, oder vielmehr ein bleiernes Kästchen mit calcinirten Knochen und den Zahlen VIIII, XXX., d. h. der 30. Sept., Todestag der solothurnischen Märtyrer.

Ebenso wie St. Viktor, verschwindet auch St. Ursus nicht aus der Geschichte. Wo man den Körper des einen Heiligen aufbewahrt hatte, bewahrte man auch den des andern auf. Man verwahrte aber auf die gewaltthätige Wegführung des einen den andern auch zu Solothurn so gut, daß man späterhin wohl wußte, daß St. Ursus leibhaftig in der Kirche zu Solothurn begraben liege, nicht aber mehr den Ort kannte, wo er lag. Zur größten Freude fand man ihn 1518 am Dienstag nach Lätare bei Abbrechung des Frohnaltars. Man stieß hier auf einen viereckigen, nach oben zugespitzten, mit eisernen Klammern verschlossenen, mit Blei vergossenen und mit einer lateinischen Inschrift versehenen Stein, in dem die Ueberreste zweier Körper, in feines Tuch eingewickelt, lagen. An dem Haupte des einen

gegen Osten liegenden fand man einen Zettel von Silberblech mit der Inschrift: „Hier im Grabe da liegen des thebäischen Ursus Gebeine.“

Das andere Haupt war gegen Westen gerichtet; viel vor Alter graues, unlesbar gewordenes und sogleich in Asche und Staub zerfallendes Papier lag dabei. Es war großer Jubel in Solothurn: feierliche Dankgebete wurden angestellt, und Briefe an die Berner und die andern Bundesgenossen zur Theilnahme an dem Jubel abgesendet. Das Jahr des Fundes schien zwar Einigen etwas bedenklich; es ist aber kein Grund vorhanden, einen frommen Betrug anzunehmen. Im Gegentheil weist das noch jetzt sehbare Fundstück in seiner eigenthümlichen Gestalt auf eine sehr alte, jedoch immer noch auf eine Zeit zurück, in welcher der fehlende Viktor schon nach Genf gebracht war, denn sonst würde auch seiner Erwähnung gethan worden sein, die Gebeine der andern Thebäer aber noch nicht aufgefunden waren, weil man diese sonst nicht so von denen des Führers geschieden haben würde.

Diesen Fund der andern Thebäer machte man aber bei dem prachtvollen Aufbau der St. Ursuskirche durch die Königin Bertha gegen 930. Sie war es, die auf thränenreiche Gebete, wie es auf dem Portal der Kirche heißt, verdienter Maaßen gewürdigt wurde, die Begräbnißstätte der Thebäer zu entdecken. Volle 600 Jahre hatten sie in einem sumpfwäßrigen Boden

unter Dornen und Disteln verborgen gelegen; auf einen wunderbarlichen, mehrere Tage hinter einander erschienenen Lichtglanz und einen Geruch, wie aus einem Paradiesgarten voll Rosen und anderer Blumen, kam man jetzt auf die rechte Stelle. Es kamen zunächst nur 17 Leiber zum Vorschein, immerhin aber genug, um Bertha zu dem neuen prächtigen Tempelbau, der die aufgefundenen Leiber der Heiligen aufnehmen sollte, zu begeistern. Wiederum 600 Jahre später (1473) stieß man, als man die angeblich auf dem Begräbniß- und Fundorte der Thebäer erbaute Peterskirche neu aufbauen und weiter und größer aufführen wollte, auf noch 37 andere, den frühern an Größe und Proportion ganz gleiche Leiber. Alle 37 lagen in bester Ordnung, unter ihnen etliche 6 oder 3 straks neben einander; jeder hatte aber sein Haupt bei sich, etliche gegen die Brust, etliche auf der Mitte des Leibes, andere am rechten Arm oder auch neben ihren Schultern. Die Füße wendeten sie alle gleichmäßig gegen Sonnenaufgang. Man dachte in dem alten frommen Sinne bei dem Funde sogleich an die Thebäer, traute aber der Sache doch nicht recht. Pabst Sixtus IV. sollte die Bestätigung geben; 1474 wurden dieselben nun auch für wahres Heiligthum der thebäischen Gesellschaft durch den Pabst erklärt und durch zwei päbstliche Kommissarien in der Münsterkirche in Gegenwart aller benachbarten Prälaten und einer ungeheuren Men-

schenmenge glanzvoll beigesetzt. So hatte man eine schöne Anzahl beisammen; schon 6 Jahre später (1479) kam aber auch noch der Rest, wie wir aus einem apostolischen Handschreiben ersehen, dazu. Die Zahl wird dießmal nicht sicher bestimmt. Es waren aber jetzt so ungefähr alle 66 aufgefunden.

Und nun, was sagt die prüfende Wissenschaft zur Legende? — Vor Allem, daß die steigernde und ausschmückende Einbildungskraft die ältesten farblosen Notizen in der Zeit mit hellen und glänzenden Pinselstrichen belebt hat. Vorzüglich war es in der Neuzeit der Jesuit Petrus Canisius, ein geborner Legendenschreiber, der mit dem Hauptstamm der Sage, wie er sagt: „Der wahrhaftigen Historie von St. Moritz", auch das Nebenschößlein "von St. Ursus und andern thebäischen Blutzeugen, die in der alten Stadt Solothurn gelitten, und noch daselbst ruhen," in seiner ausschmückenden Weise behandelte (1594). Diese Schrift, die Fridolin Lautenschläger, Burger und Schulmeister zu Freiburg, so erfreute, daß er wirklich zum Lautenschläger oder Dichter wurde und ihren Inhalt in gereimte Prosa brachte, erfreute auch den Stand Solothurn so sehr, daß er sie drucken ließ. Noch umfangreicher und ausführlicher ist aber das katholisch-solothurnische Magnifikat, darin beschrieben die vielfältigen und sonderbaren Gnaden und Guttthaten des heil. Ursus und Viktors sammt ihrer Gesellschaft, durch Johann Wilhelm Gotthard, Chorherrn an ihrem Stift 1644" ausgefallen. Er wollte mit der Schrift seinem geliebten Solothurn und dem Stift zu verstehen und bedenken geben, was für einen reichen Dank, was für ein

immerwährendes Lob sie dem allmächtigen Gott wegen solcher großen Gnaden schuldig seien und titulirte zu diesem Behufe das Traktätlein Magnificat (Mc. anima mea deum), d. h. es erhebet meine Seele den Herrn. Er wollte den Solothurnern nicht etwa ihre schönen Federn vor Augen legen, damit sie sich, wie Pfauen, im Anschauen derselben brüsteten, sondern vielmehr sie durch Aufzeigung derselben zur demüthigen und dankbaren Hinnahme dieser hohen Gnaden veranlaßen und sie noch größerer würdig machen. Seine Schrift war also recht fromm gemeint.

Was in Einzelnen die Zahl dieser Solothurner Heiligen anbelangt, so weiß die alte Thebäerlegende von Eucherius (450) noch nicht sicher, ob Ursus und Viktor wirklich Thebäer waren; mit der Zeit wußte man aber dieses ganz sicher, ja noch später auch das, daß mit ihnen, ohne Zweifel Hauptleuten der Legion, aus adeligem Geblüte, 66 Thebäer hier angekommen seien und den Märtyrertod erlitten hätten. Man konnte die angeblichen Hauptleute nicht wohl ohne ihre Mannschaft auftreten lassen. Das Märtyrium ward auch noch dadurch in seiner Bedeutung gehoben. Warum aber grade 66? Da man gewöhnlich späterhin die Zahl der thebäischen Legionssoldaten von den anfänglich genannten 6600 in runder Zahl auf 6666 fixirt hatte, so ließ sich in ganz ähnlicher Weise, wie man die 66 beigefügt hatte, die runde Zahl 66 abschneiden, wenn man eine gehörige Anzahl derselben für Solothurn verwenden wollte. Eben so steigerte und schmückte man aber auch die Leidensgeschichte der Thebäer selbst aus. Der ganze Marterkatalog ward zu immer glorreicherer Offenbarung ihrer inneren Glaubenskraft und der göttlichen Hülfe erschöpft; alle Elemente,

das Element der Luft und des Lichtglanzes, des Feuers, des Wassers und der Erde wurden dazu aufgeboten. Die einzelnen Martern werden einestheils immer henkersmäßiger geschildert, anderntheils mit immer neuen wunderbaren Momenten versetzt. Im Gefängnisse fallen die schweren Ketten und Bande, wie durch Zauber gelöst, an den von einem himmlischen, wunderbarlichen Lichte Umflossenen herab; die ungläubigen Heiden fallen zu Boden, als habe sie der Blitz getroffen; ein Sturm verlöscht in einem Augenblicke alle Flammen und zerstreut die Holzbeugen in alle Weltgegenden; das Schwert erstumpft zwar nicht an ihrem Nacken, aber noch merkwürdiger, die mit dem Schwerte schon Geköpften fangen an, wie Lebendige, mit ihren Häuptern herumzuwandeln.

Wir verkennen nun keineswegs die tiefere christliche Idee, die diese Gebilde ins Dasein gerufen hat; es ist aber auch nicht zu verkennen, daß eine noch ziemlich rohe, in der Wundersucht einer spätern abergläubischen Zeit befangene Phantasie hier gearbeitet hat. Man ließ die Märtyrer den ganzen Leidenskursus durchmachen, um so recht ihre thebäische Treue und Standhaftigkeit ins Licht zu setzen; man durchschoß und verwob zugleich denselben mit den wunderbarlichsten Vorgängen, um so recht sinnenfällig die den Seinigen stets nahe Hülfe Gottes zum Bewußtsein zu bringen. Die wunderbarlichste ist dabei die Schlußvorstellung, die alles Wunderbare überbietende wunderliche Prozession der Heiligen mit den Köpfen in den Händen. Diese öfters in den alten Legenden der Schweiz wiederkehrende, aber auch sonst noch vorkommende erklärt sich so. Die Kunst pflegte den Tod der enthaupteten Märtyrer mit

dem in ihre Hand gelegten Haupte in bildlicher Weise darzustellen. Das abgeschlagene Haupt in den Händen sollte zugleich noch die tiefere Idee ausdrücken, daß diese Märtyrer voll Hingebung ihr Leben Gott als Opfer dargebracht hätten. Die noch rohe Volksphantasie faßte nun diese schöne sinnbildliche Darstellung in grobsinnlicher Weise. So mußten die enthaupteten Märtyrer neubelebt in der sonderbaren Prozession einherziehen.

Wir glauben nun kaum, daß Jemand mit uns rechten wird, wenn wir diese Zuthaten der spätern Zeit einfachhin wieder von dem Grundstocke der Erzählung ablösen. Was diesen aber selbst anbelangt, so dürfte die erste Frage wohl die sein, ob sich die Leidensgeschichte eines Viktor und Ursus ohne Zwang in die uns bekannten Ortsverhältnisse einfügt, ob überhaupt damals ein kaiserlicher Vogt zu Solothurn existirte oder existiren und kaiserliche Befehle in Betreff der Flüchtigen erhalten konnte, ob er nicht bloß in die Leidensgeschichte aufgenommen worden ist, „um als Exekutor die Hauptrolle zu übernehmen und diese mit Verhör und Martern in rechten Gang zu bringen. Das Dasein eines solchen läßt sich nun nicht abläugnen. Es wurden unter Diokletian und Maximian, wo Helvetien wieder etwas Ruhe erhielt, wo diese Ruhe gesichert, und das Land gegen die Barbaren gedeckt werden mußte, mehrere offene Ortschaften Lagerstätten und hatten Kommandanten nöthig. Solothurn könnte also wohl damals einen solchen erhalten, und Ursus und Viktor unter ihm gelitten haben.

Wie konnten aber, fragt man weiter, diese Thebäer sich hieher flüchten? Wir würden es ihnen nun nicht verdenken, wenn sie eine sich etwa bietende Gelegenheit, den

Verfolgungen des blutdürstigen Maximian durch Flucht zu entgehen, ergriffen hätten; es will sich aber diese Flucht nicht recht mit dem Verfahren der andern Thebäer, mit ihrem Wunsche und lebendigen Verlangen, gerade den Leidenstod für Christus zu erdulden, in Einklang setzen. Die spätere Zeit hatte so guten Grund, das Dunkel der Sache durch einen besondern göttlichen Wink, eine besondere höhere Absicht etwas zu lichten. Wir glauben es dagegen mit dem ältesten Zeugen Eucherius, Verfasser der Thebäerlegende, überhaupt in Frage stellen zu sollen, ob Ursus und Viktor wirklich Thebäer waren. Es scheint uns nur das sicher festgehalten werden zu können, daß das Christenthum durch sie, römische Legionssoldaten, die damaligen Träger und Verbreiter der Zivilisation, hieher gebracht wurde. Die Verbreitung des Christenthums durch die überallhin kommenden und überallhin ziehenden römischen Legionssoldaten, diese Zugvögel, ist freilich eine dunkle, die sich nicht so, wie die anderer Glaubensapostel, unter bestimmte Thatsachen, Zahlen und Namen bringen läßt; es läßt sich aber doch noch Einiges zur Beleuchtung und Bestätigung dieser Ansicht beibringen. Unter den römischen Legionen wird besonders die 22. als eine christliche bezeichnet. Der verdiente Alterthumsforscher Fuchs sagt in seiner Geschichte von Mainz: „Wenn wir auch schweigen wollten, daß durch die 22. Legion die Lehre Christi nach Mainz gebracht wurde, so würden doch die Grabstätten so vieler römischer Soldaten schreien, und auch die bei ihren Aschenkrügen noch verschiedentlich sich findenden kleinen weißen Tauben es beweisen. Ich habe zu Mainz unweit dem Kloster Dahlheim eine Aschenurne gefunden, welche keine Thränengläser, keine

Lampen bei sich hatte; nur eine kleine weiße Taube von weißer Erde war dabei vergraben. Auf der rothen gebrannten steinernen Platte war das Zeichen der 22. Legion eingedrückt. Man hat aber an diesem Orte schon mehrmals dergleichen Tauben bei Todesurnen vorgefunden. Die Lage und andere Geräthschaften zeigen uns an, daß es Christen waren, die hier begraben liegen."

Diese 22. Legion finden wir nun aber auch bestimmt in der Schweiz, und, was besonders wichtig, auch in Solothurn; ja es wurden sogar in der Nähe von Lunnern an der Reuß auf einem Begräbnißplatze neben römischen Aschenurnen aus weißem Thon bestehende Bilder von Tauben, ganz von der gleichen Form, wie sie bei Mainz ausgegraben worden sind, aufgefunden. Diese Legion stationirte aber auch in Wallis und Genf. Rufen wir uns nun noch den vorzüglich geschichtlich klingenden Zug der erzählten Thebäerlegende ins Gedächtniß zurück, daß sich in der Nähe von St. Moritz ein Veteran, ein treuer Christ, Namens Viktor, befand, der auch mit umkam, so möchte sich, wie in Bezug auf die alte Schweiz überhaupt, so auch in Bezug auf Solothurn der Schleier etwas lüften, der über der ersten Gründung des Christenthums daselbst liegt.

Vielleicht wendet man aber noch ein, spricht nicht der entschiedene Fund der andern Thebäer mit ihren Häuptern über und neben sich gegen diese Annahme, so ist darauf zu antworten, daß es sich mit diesem Funde, wie mit vielen andern, verhält, die sich der rechte Besitzer meist bald reklamirt. Nach den uns gegebenen Notizen über die Ordnung der Gräber und Lage der Todten stellt sich eine solche Gleichheit mit den sog. ins Heidenthum zurücklaufenden Reihengräbern,

wo die Todten ebenfalls nach Sonnenaufgang neben und übereinander liegen, heraus, daß wir hier nicht an die sich selbst begrabenden Thebäer, sondern an ganz so wie dort begrabene, dem gleichen Volke angehörige Leichname denken müssen. Die Angabe in Betreff der Häupter führt nicht weiter; diese Gräber wurden für mehrere Leichen gebraucht, und die Ueberreste der frühern in verworrener Weise zu den Häuptern, zu der Seite und den Füßen der neuen gelegt. Gerade zu Solothurn auf dem Hünenberg (man nannte die Heidengräber auch Hünengräber), wurden viele dergleichen Gräber eröffnet; es gab hier also solche, welche die falsche Deutung in einer Zeit, welche noch keine Alterthumswissenschaft kannte, leicht zuließen.

Die heil. Verena.

Noch soll mit Ursus und Viktor oder vielmehr bald darauf die heilige Verena nach Solothurn gekommen und als Glaubenspredigerin aufgetreten sein. Auch sie, eine adeliche, fromme und andächtig gottliebende Jungfrau, wird als eine Thebäerin, ja als eine Blutsverwandte, als eine Base des heiligen Mauritius bezeichnet. Wer ihre Eltern waren, weiß die Sage nicht, wohl aber, was hier das Wichtigere war, daß sie von einem Bischof Chaeremon getauft und im christlichen Glauben unterrichtet worden. Sie gewann dabei nicht bloß eine reine Erkenntniß, son-

dern auch einen starken Eifer, derselben nachzuleben, Andere im Glauben zu stärken, den gefangenen und verjagten Christen mit Geld, Speise und Trank, Mühe und Arbeit beizuspringen und solchen Glauben auch selbst, wenn es vonnöthen, mit dem Tode zu bezeugen. Als ihr vielgeliebter Lehrer mit viel andern Christen unter Diokletian und Maximian umgekommen war, begab sie sich aus ihrem Vaterlande, wo jetzt die Rohheit triumphirte, zu ihrem Blutsverwandten Mauritius, um dann weiter in seiner Gesellschaft die heiligen Stätten und den Boden Italiens zu betreten. Mauritius gab ihr als einen Beschützer und Trost auf der langen und mühseligen Reise den heil. Viktor mit, dem sie in inniger Liebe zugethan war. In Italien begab sie sich nach Mailand. Hier besuchte sie, während Mauritius über das Gebirge gegen den Feind zog, die Gefängnisse der heiligen Märtyrer, diente ihnen bei Tag und Nacht auf's fleißigste, stärkte sie im Glauben und sorgte für sie mit Treue in physischer und geistiger Hinsicht. Als sie nun in Mailand die Hiobspost vernahm, daß die thebäische Legion sammt ihren Führern den Märtyrertod erlitten hätte, und daß auch mit ihr Viktor umgekommen sei, ertrug sie es nicht, hier länger zu bleiben; sie entschloß sich, das Schlachtfeld und ihre Ruhestätte zu besuchen, dort sich auszuweinen und zu beten und mit ihnen die Märtyrerkrone zu gewinnen. So kam sie nach Martinach, ward aber durch die

ungläubigen Heiden bald gedrängt, sich weiter nach Solothurn zu wenden, wo auch noch ein von der heil. Gesellschaft übriggebliebener Mann gelebt haben soll. Eine Höhle ward hier ihre Wohnung; sie führte in ihr ein still eingezogenes, frommes Leben neben einem ihre Arbeit verkaufenden und sie mit dem nöthigen Lebensunterhalte versorgenden alten gutherzigen Weiblein, einer heimlichen Christin. Sie sollte aber nicht lange in der Verborgenheit bleiben; ihr gottseliger Wandel und ihre Wunderheilungen machten sie bekannt und beliebt. Die Alemannen bekehrten sich zum Glauben an Christus; sie ward eine hochverehrte Mutter der dortigen ihr zur Erziehung anvertrauten Jungfrauen. Eben deßhalb traf sie auch das Loos des Ursus und Viktor. Der tyrannische, der frühern Vorgänge sich wohl erinnernde Hirtakus tobte im alten Hasse auch wider sie, verhöhnte und verspottete ihren Glauben und ließ sie in's Gefängniß werfen. In schwerer Bedrängniß befahl sie sich hier im Gebete in Gottes Willen und Schirm; da erschien ihr ein überaus wohlgestalteter Jüngling in schönem Purpurkleide und redete sie mit freundlichem Wort so an: „Fürchte dich nicht und laß dich nicht von deiner Treue abwenden, denn du wirst den göttlichen Beistand und die starke Hand Gottes allzeit spüren und gewahr werden.“ Es war Mauritius, ihr Blutsverwandter selbst. Er gibt sich ihr als solcher zu erkennen. Da fällt die Jungfrau

in hoher Freude nieder auf ihr Angesicht und ruft flehend aus: „So bitte ich dich, sei bei Gott meiner eingedenk, meines innigen Verlangens, auch mit den Kelch des Herrn zu trinken." Und alsobald zeigte sich eine ganze Schaar der Jünglinge mit Purpur und schneeweißen Kleidern, die Mauritius umgaben und allgemach mit ihm vor ihren Augen verschwanden.

Wirklich war die Hülfe Gottes nahe. Die nämliche Nacht erkrankte Hirtakus schwer am Fieber. Es konnte ihm kein Arzt, keine Arznei helfen; in seiner Bedrängniß und Krankheitsnoth sah er sich gezwungen, bei der hochberühmten Wunderthäterin und Helferin in Leibesnoth Hülfe zu suchen, und Verena, in deren Seele keine Bitterkeit, kein Rachegedanke war, betet in dem ihr eigenen tiefen Mitleiden auch für ihn. Das gefährliche Fieber verläßt auch den Tyrannen. Die in Dankbarkeit wieder in ihre Zelle Entlassene wirkt jetzt bei mehr Freiheit und Sicherheit mit verdoppelter Kraft im Kreise der sich zu ihr drängenden Jungfrauen, wie eine Mutter im Kreise liebender Töchter. Um so mehr wird ihr aber der Böse aufsätzig. Im Zorne soll er selbst einst einen gewaltigen Stein gegen die Jungfrau geschleudert haben, den man noch jetzt, und in dem man auch als Wahrzeichen den Griff seiner Hand oder besser Klaue aufzeigt. Er hätte sie zermalmt, wenn er sie getroffen hätte; der Herr wußte aber

den tödtlichen Wurf abzuwenden. Ja in einer großen schweren Hungersnoth, so groß, daß selbst die Schwestern zu klagen und jammern anfingen, ließ der Gnädige ihr ungebeugtes Vertrauen nicht zu Schanden werden. Als die Noth am größten wurde, war die Hülfe am nächsten. Sie fand mit den Schwestern zur größten Freude 40 Säcke Mehl vor ihrer Zelle, von denen Niemand sagen konnte, wer sie dahin gebracht und geschickt habe. Sie waren aber da.

Ihr sich immer weiter verbreitender Ruf und Ruhm verdrängte sie aber endlich von Solothurn. Auf dem Aarflusse und zwar auf einem Schiffe eigener Art, einem Steine, (für die Heiligen gelten keine Gesetze der Schwere), begab sich Verena nach Koblenz zu auf eine Rheininsel, auf der so viel Ungeziefer und Schlangengeschmeiß war, daß sie ihr Haupt nicht niederlegen konnte. Auf eine himmlische, sie zum vertrauungsvollen Gebet mahnende Stimme jagte sie aber die giftige Satansbrut durch das Kreuzeszeichen in die Flucht. Wo die Heiligen einziehen, weicht das Unheilige. Die Bewohner räumen ihr darauf voll Verwunderung gerne eine für die Beherbergung armer Christen bestimmte Zelle ein. Hier verweilte sie längere Zeit; ein gleicher Zulauf und Zudrang von Kranken und Leidenden, wie zu Solothurn, treibt sie aber auch hier weiter. Sie wendet sich jetzt nach Zurzach, wo, wie sie gehört hatte, Christen

sein sollten. Sie findet denn nun auch hier schon eine Kirche zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau Maria, besucht dieselbe andächtig und fleht als eine Waise und Fremde zum allmächtigen Gotte, er möge sie hier endlich ihre Pilgerschaft und ihr Leben in Ruhe beschließen lassen. Da nach vollbrachtem Gebete kommt der Priester in die Kirche, um die Messe zu halten; Verena trägt ein Gefäß mit Wein in ihren Händen, wartet bis zum Ende des Gottesdienstes und opfert denselben bei dem Altar unter frommen Gebeten. Der Priester wird auf sie aufmerksam und geht nach vollendeter Messe zu ihr, der Fremden, um zu fragen, woher sie käme, und warum sie hieher gekommen. Sie gibt ihm darauf treuen Bescheid bis auf den jetzigen einzigen Wunsch ihrer Seele. „Ist das Euer Gemüth und Wille," antwortet der wackere Priester, „so verbleibet bei mir; ich will Euch so viel Liebe erweisen, als in meinem geringen Vermögen steht." Mit Freude willigte sie ein und diente dem Priester so treu, daß er ihr vertrauungsvoll die Verwaltung seines ganzen kleinen Hauswesens überließ. Nahe bei dem Rheine lag nun eine alte zerstörte Stadt mit mehreren Häusern, unter Anderem auch mit einer Behausung für die Armen und die Siechen. In Liebe und Mitleiden geht nun die heil. Verena täglich, um sie zu pflegen, zu waschen, zu salben, ihre Wunden zu verbinden und ihnen Speise und Trank zu bringen.

Der Satan fuhr darüber in das Herz des Dieners des Presbyters; er beschuldigte sie in seiner Bosheit bei demselben der untreuen Verwendung des ihr Anvertrauten und der Verschwendung. Der Presbyter will seinen Worten nicht Glauben beimessen; so zwingt er ihn gleichsam, derselben bei dem nächsten Krankenbesuche in den Weg zu treten. Er fragt nun die Unbesorgte, wohin sie gehe und was sie bei sich trage? Sie antwortet, zu armen Leuten; in dem Gefäß aber sei Lauge, um Haupt und Füße der Armen zu waschen. Der nicht trauende Priester schauet nach, und siehe, das Brod war in oben herumschwimmende Kohlen und die Röthe des Weines in bleiche Laugenfarbe umgewandelt. Der Hocherstaunte stellt ihr das Geschirr zitternd wieder zu, beschämt um Verzeihung bittend. Die heil. Verena verzeiht ihm nun auch, nicht aber so dem, der ihn boshaft dazu beredet hatte; freilich für unsere zärtere Moral etwas stoßend. Er ward blind und lahm; alle seine Nachkommen wurden mit Leiden und Presten heimgesucht und kamen auf elende Weise im Feuer oder Wasser um. Die Bosheit ruhte aber nicht. Der Priester hatte ihr ein goldenes Ringlein mit einem Edelgestein anvertraut. Ein anderer schalkhafter Bösewicht, ein Verwandter des vorbenannten Knechtes, stahl ihr denselben und warf ihn, als der Priester darnach fragte und forschte, heimlich in den Rhein. Verena weinte und seufzte und bat Gott, den verlornen Ring

wieder ans Tageslicht kommen zu lassen, und er kam wieder ans Tageslicht. Er fand sich in einem dem Priester von zwei Fischern verehrten Salmen. Verena hatte aber jetzt genug das ungetreue Wesen der schnöden Welt sammt ihrer Arglistigkeit kennen gelernt und bat deßhalb den frommen Priester demüthig, er wolle ihr eine kleine Zelle oder ein Häuslein vergönnen, wo sie die übrige Zeit ihres Lebens Gott und der Maria dienen und allein leben möchte. Der Priester verlor die treue Dienerin nicht gerne; er mußte aber ihren dringlichen Bitten nachgeben. Hier lebte sie noch sechs Jahre und schied auf noch manches Liebes- und Wunderwerk unter den Händen der ihr im letzten Augenblicke mit den Chören der Engeln und Jungfrauen erscheinenden und ihr zurufenden Maria: „Du standhafte und deinem Herrn getreue Magd, mache dich auf und komme mit uns.“ An der Stelle ihrer Zelle wurde wegen der großen Wunder, die hier geschehen, als auf dem geweihtesten Boden der Gegend, die Pfarrkirche zu Zurzach errichtet.

Fragt sich nun, was an der Legende ist, so müssen wir einen doppelten Theil derselben scheiden, der auch schon in den alten Quellen geschieden ist, ihr Wirken vor ihrem Auftreten zu Zurzach und ihr Wirken ebendaselbst. Der erste Theil der Legende zeigt zu deutlich seine Entstehung auf. Unsere Verena mußte, wiewohl sie sich als Jungfrau nicht recht dazu eignete, auch eine Thebäerin sein. Die

Legende flickt aus einigen bekannten Namen eine Art Jugendgeschichte derselben zusammen, läßt sie, so gut es geht, die Reise nach Italien machen und führt sie von Mailand nach der Schweiz und Solothurn, jedoch nicht ohne große Mühe. Sie kommt aber doch endlich an Ort und Stelle an. Nach Solothurn mußte sie aber geführt werden; sie mußte als Thebäerin unter Hirtakus eine Verfolgung bestehen, doch so, daß damit ihr weiteres Wirken nicht abgebrochen wurde. Im Gefängnisse erscheint ihr der heil. Moritz im himmlischen Glanze und himmlischer Begleitung; er gerade hatte ja die angebliche Base mit Kraft und Vertrauen zu der höhern Hülfe auszurüsten. Die gleiche Nacht ward Hirtakus zur rechten Stunde krank; die Heilige wird gerettet. Daß es mit diesen Bestimmungen nicht so genau zu nehmen ist, zeigt vorzüglich die eine, daß sie die Alemannen zum Glauben bekehrt haben soll. Diese Eine schließt die Anderen aus. Entweder waren die Römer oder die Alemannen, diese Todfeinde der Römer, die sie zuletzt glorreich aus der Schweiz jagten, Meister in Solothurn. Es läßt sich nun nicht erklären, wie die Legende von Hirtakus auf sie überspringen, wohl aber, wie sie von den Alemannen auf ihn zurückspringen konnte. Hirtakus spielte eine zu bedeutende Rolle in der Viktor- und Ursuslegende, um nicht auch in die ihrige, als die einer Thebäerin, verflochten zu werden. Man könnte selbst fragen, ob Verena überhaupt je in Solothurn war, und nicht vielmehr, einmal zur Thebäerin gemacht, nothgedrungen zunächst hieher geführt wurde?

Jedenfalls gewinnen wir das sichere Resultat: Verena wirkte erst in der Alemannenzeit, sie wirkte nach der ältesten

Tradition vor Allem in Zurzach. Hier existirte nun auch in urgrauer Zeit eine Gasse (Weihgasse genannt), die ihre Liebeswerke im Angedenken erhielt, hier eine Verenenkirche, hier hießen die Kirchgenossen die Familie der heil. Verena; es sind das sprechende Zeugnisse für ihre Wirksamkeit daselbst. Bemerkenswerth ist auch die Notiz, daß sie nicht das Christenthum hieher gebracht, sondern nur das hieher gebrachte mitbefördert haben soll. Auch das führt uns in eine spätere oder in die Alemannenzeit; Verena tritt nun auch ganz in die Wirksamkeit der alten deutschen weisen Frauen und Feen, dieser im tiefsten Sinne des Wortes bei Geburt Ernährung und Pflege sich betheiligenden Mütter oder Landesmütter, die man hier noch lange um Mitternacht zu erblicken glaubte, auf. Sie war aber wirklich eine solche, eine gewiß eben so durch Frömmigkeit als christlichen Liebessinn ausgezeichnete Jungfrau, welche, wie eine Bertha auf dem Königsthrone, so unter dem Volke in einer bescheidenen Stellung mit einer ihr eigenen Liebesgluth und Opferbereitwilligkeit wirkte. Die einzelnen Wunderstückchen geben wir preis. Glaube davon Jeder, so viel er will; der Ring des Polykrates wird schon hinreichend gegen die vielfach wiederkehrende Sage vom Ringe im Magen des Fisches bedenklich machen.

Dieß das Gesammtresultat über sie. Vielleicht sind Sie nicht ganz mit ihm zufrieden und möchten die heil. Verena gerne, wie Ursus und Viktor als Thebäer, als Thebäerin festhalten und sich der von ihr bewiesenen thebäischen Glaubenstreue auch fernerhin erfreuen. Ich finde das ganz natürlich; und doch möchte mein Resultat bei genauer Betrachtung ein noch erhebenderes und belebenderes Moment haben. Es

möchte gerade dieses Resultat nachweisen, welcher Geist im Schweizervolke lebte, ein Geist, der auch die Nichtthebäer zu Thebäern machte und alles hervorstechende christliche Leben mit dem Märtyrerthum derselben zur Einheit verschlang, der selbst die Jungfrau zuvor vor Hirtakus sich mit unerschrockenem Muthe ausweisen ließ, ehe er sie ruhig im christlichen Liebessinn wirken und in der stillen Hütte einschlafen ließ. Es spricht sich dieses treibende Element recht klar noch in dem Titel der jüngsten Schrift über die Heilige von Hieronymus Richter in einer fast zum Lachen reizenden Weise aus (1736). Er heißt: Siegreicher Triumphwagen der glorreichen Thebäischen Amazonin, d. h. Leben, Leiden und Lehren der uralten, hochheiligen Jungfrau, Märtyrin und himmlischen Lehrmeisterin, der Blutsverwandten des hl. Mauritius von Thebäa.

Ich schließe. — Doch noch ein Wort. Ich führte Sie vorhin zur Gräberwelt. Lassen Sie sich es nicht verdrießen, noch einen Blick auf die Mutter Erde zu wenden, auf welche neuerdings eine Wissenschaft, die Alterthumswissenschaft, ihren forschenden Blick sorglich gewendet, und aus der sie ein reiches Leben, ein bisher zu Grabe getragenes, wieder an's Tageslicht gefördert hat.

Vorzügliches Interesse erweckten zuerst die Entdeckungen auf dem großen Begräbnißplatze zu Bel-Air bei Lausanne. Dieser, ein wahres Begräbnißfeld, macht uns nämlich mit einer langen Reihe auf einander folgender Geschlechter eines Volkes bekannt, das im Laufe der Zeit mehrere Bildungsstufen durchlief. Die verschiedenen Schichten der Ueberreste enthüllen diese Kulturphasen. Die unterste ist in Bezug auf Zahl und künstlerische Gestaltung der Fundstücke (Waffen,

Spangen, Schnallen, Halsbänder ꝛc.) die ärmste, dürftigste; eine mittlere und obere geben das Bild einer immer weiter fortschreitenden Kultur. Hier finden wir feiner und vollkommener gearbeitete Zierrathen (Halsschnüre), hier stärkere, schon gestählte Schwerter mit kleinern Klingen, hier Spangen aus geschliffenem und damaszirtem Eisen, hier Gurtschilde mit eingelegten, so bestimmter hervortretenden Silberstreifen, hier auch sinnreichere Symbole der Trauer, z. B. Perlen mit zwei Halbmonden und einem eingelegten Herzen. Man überzeugte sich, daß hier ein Volk ruhe, ein Volk, das anfangs seine Todten schlechthin in die Erde legte, dann aber in eine Art steinernen Sarges, wie auch in Felsengräber, bettete, anfangs noch keine Kenntniß von römischer Kunst und Kultur hatte, allmälig aber in der Zeit zu derselben gelangte. Das früh in die westliche Schweiz, zunächst als Hülfsvolk der Römer, eingewanderte burgundische Volk war es, das hier wieder aus der Gruft stieg. Diese Grabhügel sind aber nicht die einzigen dieser Art. Es schließen sich in Bauart ganz ähnliche Steingräber an sie an, welche zu den sonst gleichen Fundstücken noch andere beifügen und ergänzend die Geschichte dieses Volkes, als eines dem Christenthum zugewandten, gleichsam von der Wiege verfolgen lassen. Man legte Jeden in liebevollster Rücksicht mit dem, was ihm diesseits lieb und theuer war, oder was er jenseits gebrauchen sollte, in's Grab: das Kind mit seinem Spielzeug, z. B. Klappern, Perlen, die Frau mit ihrem Putz, Ohr-, Hals-, Arm- und Fußringen, Diademen, Halsketten, Perlen, Nadeln, den Mann mit seinem Waffenschmucke ꝛc. Auf diesem letztern nun finden wir ganz besonders das neue christliche Lebenselement in Wort und Bild ausge-

prägt. Wir finden auf Spangen oder Gurtschnallen nicht bloß das christliche Kreuz, den gewöhnlichen Schmuck christlicher Gräber, wir sehen auch seinen Sieg über die ihm feindlichen Mächte, den heidnischen Irrglauben, ja über alle Mächte in symbolischer Weise dargestellt. So steht das Kreuz in der Mitte einiger in fünf Fächer eingetheilter Schnallen, zu den beiden Seiten desselben und gegen dasselbe zugekehrt ein Mann, hinter ihm eine greifartige Thiergestalt, der er somit den Rücken zukehrt. Die Stellung des Mannes ist die eines Lauschenden; er legt die rechte Hand auf die Lippe, ohne Zweifel Bild eines Heiden oder heidnischen Priesters, der sich von seinen Abgöttern ab- und Christus zuwendet. So sehen wir auf andern Daniel mit aufgehobenen Händen, dem die Bestien in gebeugter Stellung die Füße lecken. Man stellte sich und Andre mit solchen Gebilden unter höhern Schutz. „Lebe Gott, gebrauche sie glücklich,“ heißt es auf einer so geschmückten Waffe. Alle diese Arbeiten weisen so recht in die Zeit zurück, wo das Christenthum den letzten Widerstand gegen sich zu brechen wußte, und die neuen mit Begeisterung erfaßten Ideen, vorzüglich die bei allen diesen für das Christenthum neugewonnenen germanischen Völkerstämmen mächtig hervortretende eines äußerlich helfenden Gottes, auch auf den Waffen des kriegerischen Volkes sich ausprägten.

Es ist fast kein bedeutender Ort der vorzüglich damals bevölkerten Waadt, der nicht dergleichen Fundstücke an den Tag gefördert hätte (an 200 Oerter); es sind solche aber auch bis Biel und Solothurn in reicher Anzahl zum Vorschein gekommen. Die christlichen Fundstücke zu Solothurn bis auf diesen Tag beschränken sich zwar nur auf einen

Ring, aber dieser eine Ring ist doch mit der alten Thebäerlegende von Eucherius (450) der einzige sichere Zeuge, daß schon im 5. Jahrhundert das Christenthum hier eine Wohnungsstätte gefunden hatte. Man fand in einem Grabe auf dem sogenannten Hünen- oder Hohberge ein Skelet, mit dem Gesicht nach Osten gekehrt, auf jeder Seite des Schädels einen silbernen Ring (Ohrenring), um den Hals Glas- und Thonkorallen (Halskette), um die Brust Bernsteinstücke und eine Stecknadel aus zwei dünnen Metallplättchen, das obere aus Gold mit sechs gut in Gold gefaßten dreieckigen und ebenso viel runden blauen Steinen, das untere aus Silber (die Brustkette mit Nadel), um den linken Vorderarm eine bronzene Spange, in der Gegend der linken Hand einen silbernen Fingerring, dessen Charaktere zwar räthselhaft und unklar (wohl Maria) sind, auf dem aber das christliche Kreuz in unverkennbarer Klarheit prangt. Man lächelt wohl mitunter über die gelehrten Maulwürfe, welche die Erde mit großen Opfern aufwühlen; lassen Sie sich aber nur getrost das Lächeln in die freudigste Anerkennung der Verdienste dieser Todtengräber umwandeln.

Vierte Vorlesung.

Felix und Regula, Exuperantius.

Jeder größere Ort der alten Schweiz wollte sich in Besitz eines oder des andern thebäischen Glaubenshelden setzen; so, wie Solothurn, auch Zürich. Waren es dießmal auch nicht zwei Hauptleute mit ihrer ganzen Mannschaft, die hier einzogen, so doch drei hervorstechende Persönlichkeiten, ein geweihtes Geschwisterpaar und der sich späterhin noch zu ihnen gesellende Exuperantius oder der in der Thebäerlegende schon genannte begeisterte Fahnenträger Exuperius. Das große Blutbad zu St. Moritz soll nämlich auch Flüchtige nach Oberwallis versprengt und über die Furka hinweg in das Urserenthal und von da weiter über das an seinem Ausgange liegende Alpgebirge, die March genannt, nach Glarus und endlich von hier das weite Thal hinab bis zu dem Zürchersee und dem an seiner Spitze gelegenen befestigten Platze (Turicum genannt) geführt haben.

Man ließ sie aber auf diesem Wege nicht ganz unthätig sein. In Glarus sollen sie sich nicht weit von dem Hauptflecken an einem Berglein unter einer hohlen Fluh, an einem Orte, jetzt Burg genannt, niedergelassen, einige Zeit das dortige heidnische Volk mit ihrem Leben und heilsamen Ermahnungen unterwiesen, bald auch mit der Hülfe und Beisteuer der für den Glauben Gewonnenen eine Kapelle zur Ehre des h. Michael aufgebaut und fast alle Bewohner der Gegend zu Christen gemacht haben. Ein solcher Schatz durfte aber nicht bloß einer Stadt und einem Lande zu Gute kommen; auch andere Länder und Städte sollten sich des großen Segens erfreuen. So zogen sie im höhern Antriebe von Glarus nach Zürich, bauten hier ein schlechtes Hüttlein an der Limmat als elende Pilgrime, die Niemand „hausen und hofen" wollte und durfte, suchten hier mit großem Eifer und großer Andacht, mit Fasten und Beten ihrer Seelen Heil und Seligkeit und begannen mit festem Herzen der noch in Todesnacht und Schatten ruhenden Heidenwelt das Lebenswort zu verkündigen.

Als nun Solches oder ehe als noch Solches vor Maximian kam, gab er seinem Landvogt daselbst, Decius, den strengen Befehl, ein fleißiges Aufsehen zu halten, daß der christliche Glaube nicht fortgepflanzet werde, Alle, so solcher Lehre, solchen Glaubens und Wandels wären, gefänglich einzuziehen, sie zum Opfern zu zwingen oder mit der grausamsten Pein

und Marter hinzurichten. Decius sandte nun auch sofort seine Diener aus, die Christen auszuspähen und einzufangen. Es war Mittagszeit, als sie den Heiligen nach dem Gebete bei der Erquickung des Leibes nahten. Es umleuchtete dieselben die Gnade Gottes; jene sahen geblendet beim hellen Mittagsschein die Betenden nicht und gingen vorüber. Da sprach Felix zu seiner Schwester: „jetzt ist die genehme Zeit, jetzt der Tag des Heiles da; wir sollen uns deßhalb nicht verbergen oder fliehen, um das vergängliche Leben zu erhalten, sondern uns öffentlich zeigen und hinnehmen das Märtyrerthum, und wir werden Genossen der Erwählten sein.“ Sie hoben so ihre Hände gen Himmel und flehten zu Gott im andächtigen Gebet, ihnen, wenn sie ein glorreiches Hinscheiden verdienten, ein solches nach seiner unendlichen Milde zu gewähren.

Als nun die Heiligen, willig gefangen und gebunden, vor Decius geführt wurden, rief er ihnen entgegen: „Seid ihr nicht Christen und Gesellen der nach des Kaisers Befehl getödteten rebellischen Thebäer?“ „Wir sind es,“ antworteten sie mit festem Muthe, „ja wir sind Christen, verehren Christus als unsern Herrn, der uns geschaffen hat, und sind Gesellen der Gefährten, in Bezug auf welche du uns gefragt hast, und hoffen mit ihnen durch die Barmherzigkeit Gottes das himmlische Reich zu gewinnen.“ Decius redete nun mit ihnen viel in Güte und Zorn. „Opfert

den Göttern," rief er aus; „ich schwöre es bei ihnen, wenn ihr in eurem Trotze verharrt, werde ich euch große und ausgesuchte Martern erdulden lassen." Die Heiligen antworteten: „Unsre Leiber sind in deiner Gewalt, nicht aber unsre Seelen; die sind in dessen Gewalt allein, der uns geschaffen hat." „Noch bin ich geduldig gegen euch," rief der ungeduldig werdende Tyrann aus; „ich schwöre aber bei den großen Göttern und der Gnade des Kaisers, wenn ihr euch nicht bald anders besinnet, werde ich euch in Kessel siedenden Peches und Harzes werfen und auf glühende Räder heften lassen." Die Heiligen antworteten: „Der Herr ist unser Helfer; wir fürchten nichts, was uns die Menschen thun können. Deine Götter beten wir nicht an, und deine Bilder verehren wir nicht; denn sie sind Lügengebilde und Machwerke des Teufels." Da ward Decius im Zorne bewegt, ließ sie ergreifen und auf glühende eiserne Räder legen und sprach: „Werdet ihr jetzt opfern und meine Götter anbeten?" „Beelzebub ist dein Gott," ruft Regula in überwallendem Eifer; er hat dich bethört, dem allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde den Rücken zuzukehren und die Creatur anzubeten; mit ihm wirst du in den Grund der Hölle geworfen werden." Da ließ Decius die Eifernde in's heißeste Pech werfen und glühendes Blei in den Mund gießen, der ihn so öffentlich gelästert hatte. Auch jetzt rief aber die vom Herrn geschützte Ungebeugte aus: „Deine

Qualen sind mir süßer, denn Honig und Honigwaben.“ Der tief erzürnte Decius ließ jetzt die Heiligen in einen grausamen, ungeheuren und finstern Kerker werfen, in Todesmoder und Nacht begraben und mit Martern aller Art grausamlich quälen. Die Heiligen aber priesen und lobten Gott mit einer Stimme und einer Seele und sprachen: „Wir danken dir Herr Gott, Jesus Christus, daß wir um deines herrlichen Namens willen so Vieles gelitten haben.“ Sie flehten in aller Noth und Bedrängniß nur um Eines, um die fortdauernde Hülfe vom Himmel und die stärkende Kraft des heiligen Geistes. Und alsbald kam eine helle Wolke und eine Stimme über sie: „Fürchtet euch nicht, denn ich bin bei euch, haltet euch mannhaft, und es stärke sich euer Herz, denn schon ist nahe eure Berufung, und die Krone euch bereitet.“ Und da die Heiligen, wie sie die Stimme gehört, die Augen gen Himmel erhoben, fuhr sie ermuthigend fort: „Ja kommet, ihr Gesegneten, empfanget das Reich, das euch bereitet ward vom Anfange der Welt.“ Die Gestärkten aber lobten Gott und sprachen: „Ehre sei Gott in den Höhen und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Herr Jesus Christus, wir loben dich, wir preisen dich in alle Ewigkeit. Amen.“ Decius sprach zuletzt das Urtheil über sie aus, daß ihnen, den Verächtern der Götter, den widerspenstigen Unterthanen, das Haupt abgeschlagen würde. So wurden sie zur Voll=

ziehung desselben von den Schergen auf den Platz geführt, wo jetzt die Wasserkirche steht. Unter ergebungsvollem Gebet sinken ihre vom Schwerte getroffenen Häupter zur Erde. Auch sie stehen aber, wie die Solothurner Heiligen, wieder vom Boden auf, greifen nach ihren abgeschlagenen Häuptern, halten sie mit den Händen an die Brust und tragen sie 40 Ellen weit bis zu dem nächsten Hügel, wo sie dieselben hin- und sich neben sie legen, um ihre selbstgewählte Ruhestätte anzudeuten, in die sie auch von den frommen Christen gebettet werden.

Diese Sage bietet außer einem ächt psalmodischen Schwunge, wegen dessen ich sie auf die Gefahr hin, mich zu wiederholen, mitgetheilt habe, wenig Neues; sie ist ein treues Seitenstück zu der von den Solothurnern Heiligen. Das Urtheil über jene ist somit auch das Urtheil über sie. Wirklich hat auch diese Sage große Schwierigkeit, Felix und vor Allem seine Schwester Regula, die ebenfalls aus Furcht vor dem hereinbrechenden Verderben Aegypten verlassen und ihrem Bruder nachgezogen sein soll, mit Mauritius und der thebäischen Legion zusammen, noch mehr Mühe aber, sie von ihm und derselben wieder fortzubringen. Sie sollen es auf seinen Rath, also auf den Rath desjenigen, der ja seine Krieger so kräftig zum Märtyrertode mahnte und keine Glaubensapostel aussendete, gethan haben. Waren sie aber glücklich von den Thebäern im Wallis fortgebracht, so konnte man sie nach Zürich keinen nähern Weg, als den durch das Urner- und Glarnerland einschlagen lassen. Man hat nun wohl schon früher bemerkt, es möchten

damals im Urnerlande wenig Hütten gewesen sein; man hätte aber den Mund noch voller nehmen und sagen können, daß es damals hier in der Urwildniß noch gar keine gab. Von einer Bevölkerung im Urserenthale finden wir bis zu dem 7. Jahrhunderte keine Spur; von einem Wege die Reuß abwärts, wo jetzt das Urnerloch und die Teufelsbrücke sich befindet, ist noch lange nachher nicht die Rede. Die ganze Reise muß deßhalb in die Räume und Träume der Dichtung versetzt werden. Eben deßhalb weiß die Sage über ihr Wirken auf dem Wege nach Zürich wenig Bestimmtes zu sagen; es nimmt sich das Gesagte ganz wie ein Flick- und Stückwerk aus.

Die bisher sehr wortkarge Sage schreitet dann zu den Verhandlungen in Zürich und vor Decius fort. Die Heiligen werden, wie in Solothurn, gedrängt, den Götzen zu opfern; sie bleiben aber auch hier ihrem Gotte unerschütterlich getreu. So erfolgen die Martern. Das gab ein reiches Thema zu Variationen aller Art. Die fromme Phantasie war hier unerschöpflich. Keine Marter vermag aber etwas über sie, kein glühendes Rad, kein siedendes Pech, kein flüssiges Blei, kein Hunger und Durst, keine Finsterniß und kein ekelhafter Modergeruch. Auch ihre Häupter sinken endlich unter dem Schwerte; die alles Wunderbare überbietende Procession mit den Häuptern, diese, wie wir sahen, mißverständlich aus einer schönen sinnbildlichen Kunstdarstellung entstandene Vorstellung schließt auch hier das Ganze.

Ganz eigenthümlich ist es den spätern Gestaltungen der Legende, da man nicht nur Thebäer, sondern auch recht namhafte haben wollte, daß sie neben dem anfangs allein

erwähnten Geschwisterpaare auch noch des Exuperantius gedenken. Er tritt uns zuerst auf dem ältesten noch vorhandenen Stadtsiegel Zürichs (1225) neben den zwei andern Heiligen entgegen. Er verschwindet aber wieder auf demselben bis zum Jahre 1348, wo alle drei mit ihren abgeschlagenen Häuptern gerade so erscheinen, wie sie noch jetzt auf dem zürcherischen Standessiegel zu sehen sind. Auch das Chorherrenstift in Zürich verherrlichte bis 1264 nur den Märtyrertod der Geschwister. In diesem Jahre übergab aber der Güterbesitzer Rüdiger von Rieden dem Stifte seinen Hof unter der ausdrücklichen Bedingung, daß es späterhin in seinen kirchlichen Vorlesungen auch des dritten Heiligen gedenke. Wir können den frommen Eifer des Mannes wohl begreifen. Wie hätte man sich nicht gern den Pannerträger der Legion, diesen so ausgezeichneten Thebäer, aneignen sollen? Es spricht sich in seinem Eifer der des Volkes überhaupt aus. Doch traute man der Sache nicht recht; seine Verehrung blieb deßhalb nur eine beiläufige und bald wieder unterlassene. Karl der Große, dem man etwas nachsah, meinte man, habe ihn mit fort geführt. Die Thatsache ist übrigens nicht unwichtig; man sieht, wie man zu Thebäern kam.

Hieraus möchte sich nun folgendes Resultat ergeben: Der erste Theil der Sage, der Bericht über die Zürcher Heiligen als Thebäer, ist ein gemachter, ohne geschichtliche Wahrheit; es kommt ihm nicht mehr Wahrheit zu, als der ähnlichen Angabe in Betreff der Solothurner Heiligen. Man versuchte auch hier die Ortsheiligen in das Gewebe der großen Schweizersage zu verflechten; man suchte auch hier Thebäer und Thebäerinnen mit unerschütterlichem Glaubensmuthe, ja Glaubenstrotze (man glaubte selbst die fast zu

große Bitterkeit der Regula damit entschuldigen zu müssen, daß sie eben eine Frau gewesen) zu gewinnen. Der Versuch ist nicht sehr geglückt; wir werden aber die sich in ihm aussprechende schweizerische Gesinnung zu ehren wissen. Anders verhält es sich mit dem zweiten Theile der Legende, wo die Heiligen in Zürich festen Fuß fassen. Hier kommen auch wir auf einen festeren Boden. Es ist sicher, daß Zürich zur Römerzeit eine Zollstation mit einem Wachposten war, sicher nach den auf dem Lindenhof daselbst entdeckten Grundmauern, daß hier ein Castell stand, sicher, daß römische Niederlassungen und Ansiedlungen weithin in der Umgebung bestanden; gerade hier an dem so belebten und so freundlich gelegenen Orte werden deßhalb auch römische Legionssoldaten und Ansiedler als Missionäre aufgetreten sein. Nach der ältesten Darstellung der Legende (6—7. Jahrhundert) soll der Ort, wo die Heiligen ihre Häupter niederlegten, daraufhin von grauem Alterthume her als ein hochverehrter Heil- und Wunderplatz angesehen worden sein. Die ziemlich alte Darstellung kennt so einen Ort, an den man von uralter Zeit her höhere Heilkräfte heftete. Sie that es sicher nicht ohne guten Grund. Gerade die mit dem Blute edler Märtyrer getränkten Oerter oder ihre Ruhestätten sah man gern als solche an. Wir lassen es somit getrost dahin gestellt sein, ob diese Märtyrer Thebäer waren; die Hauptsache, die Existenz solcher Märtyrer im grauen Alterthume zu Zürich, ist eine wohl verbürgte.

Aus der nächstfolgenden Zeit haben wir keine weitere Notizen. Die Alemannen drangen immer gewaltiger in der Ostschweiz vor; die entnervten Rö-

mer mußten der urkräftigen Population weichen. Sie besetzten die ganze Gegend vom Bodensee bis zur Aare. Die noch tief im Heidenthum Versunkenen hatten keine Sympathieen, eben so wenig wie für die Römer und ihre Cultur, so für den Römer- und Christengott. So mag bei ihrem vandalischen Wüthen auch gegen die christlichen Kirchen und heiligen Oerter hier und dort aufkeimendes christliches Leben schon im Keime erstickt, und das schon begründete wieder niedergerissen worden sein. Ein Umschwung der Verhältnisse fand erst dann statt, als die Franken im Kampfe um die Oberherrschaft die übermüthigen Alemannen in der Völkerschlacht bei Zülpich (496) gedemüthigt hatten. Es trat jetzt im Allgemeinen mit der Abhängigkeit der Alemannen vom Frankenreiche auch eine vom Christenthume ein; es trat aber dazu noch eine im Besondern von den mächtigen Grundbesitzern, den königlichen Verwandten, und verdienten Kriegsführern. Ihr Glaube ward die Glaubensnorm, das Evangelium für alle ihre Leibeigenen; sie wurden die neuen Apostel des Landes. So griff das Christenthum bald wieder in erfreulicher Weise um sich. Es wird uns nun auch ausdrücklich erzählt, daß Rupert, ein Kriegsführer des großen Ludwig, zu Zürich eine Kirche an der Limmat erbaute und einen Gottesdienst für immer anordnete, und sein Bruder Richard ein ähnliches Gebäude zur Ehre der thebäischen Märtyrer in Luzern aufrichtete. Es soll das schon 503 geschehen

sein. Mit den Thebäern wird übrigens noch Leodegar als ein Heiliger Luzerns genannt. Dieser war kein Thebäer, wohl aber ein Mann mit thebäischer Gesinnung, ein Bischof Frankreichs, der unter dem Hausältesten Ebroin, einem Tyrannen, der mit festem Schritte auf den Thron zuging, lebte und wirkte und an der Spitze der Landesaristokratie demselben mit gleicher Entschiedenheit entgegentrat. Ebroin mußte ihn aus dem Wege zu räumen suchen. Er ward schändlich geblendet und verstümmelt (man sieht auf einem alten Siegel Luzerns einen Henkersknecht mit einem Bohrer in den Augen des geduldig Dasitzenden herumwühlen); er soll aber noch ohne Augen gesehen und ohne Zunge fortgesprochen haben. In der That sprach er fort, sein Märtyrium hallte fort, wie das der Thebäer; es hallte vorzüglich auch in der Schweiz, in Luzern nach, das bald unter das gefürstete Kloster Murbach im Elsaß kam, also mit Frankreich in nähere Verbindung trat. Dieser Leodegar lebte nach der Mitte des 7. Jahrhunderts; er kann also erst nach dieser Zeit den Thebäern beigesellt worden sein.

Von Ruperts Zeit an schweigt die Geschichte fast ganz über Zürich; erst in der Zeit Karls des Großen öffnet sie wieder den Mund und verwebt jetzt auf's Engste seinen Namen mit dem Namen des großen Kaisers. Er soll hier die schönsten Stiftungen für Kirche und Schule, das Chorherren-

stift und das sogenannte Carolinum (höhere Schulanstalt), kurz das eigentliche geistige Leben Zürichs begründet haben. Man zeigt selbst noch das Haus am Münsterplatz (im Loch genannt), wo er gewohnt haben soll, allerdings ein sehr altes, merkwürdig verziertes Haus, doch, so wie es jetzt ist, nur ein Bauwerk des 12.—13. Jahrhunderts, dasjenige Haus, an das sich auch die charakteristische Sage von der Schlange und Kröte heftet. Als sich nämlich der Kaiser hier befand, hatte er eine Glocke in die Kapelle, wo jetzt die Wasserkirche steht, hängen lassen, damit, wer Recht von ihm begehre, zur Zeit, so er esse, dieselbe läute. Wie nun einmal eines Tages Karl bei Tische saß und die Kaiserin neben ihm, da läutete die Glocke. Karl ließ fragen, wer da wäre und Recht begehre; man solle es ihm sofort sagen. Die nachsehenden Diener fanden aber Niemand. Da läutete es abermals. Karl ließ wieder nachsehen; man fand Niemand. Jetzt läutete es zum dritten Male. Jetzt stand Karl selbst auf, „es mag wohl ein Armer sein, den ihr nicht vor mich führen wollt; ich werde selbst nachsehen.“ Und da er zu der Glocke kam, da hing ein großer Wurm oder eine Schlange an dem Seil. Als dieser Karl erblickt, schleicht er von der Glocke, kommt gegen ihn, erweiset ihm alle Ehre, wie er es konnte, und kriecht dann vor ihm her zu einem großen Nesselbusch und zeigt ihn Karl. Karl ließ seine Diener nachschauen, was denn in dem

Busche wäre; da war eine große Kröte dem Wurm auf seine Eier gesessen, und das klagte er Karl. Karl aber setzte sich auf seinen Richterstuhl, um auch dem elenden Wurm Recht zu sprechen und gab das Urtheil, daß man die Kröte, die dem Wurm Nest und Brut geraubt, spießen und tödten solle. Und da der Kaiser den andern Tag wieder im Hof bei Tische saß und die Kaiserin neben ihm, da kommt auch der Wurm in den Hof und schleicht die Stiege hinauf. Die Ritter und Diener, die den ungewohnten Gast sehen, erschrecken alle und sprechen: „der Wurm, dem ihr Recht gesprochen, kommt die Treppe herauf!“ Karl aber sagt: „bei Leib und Gut thut ihm kein Leid und laßt ihn nur vor mich kommen, wer weiß, was es bedeutet; Gott ist ein wunderlicher Gott!“ Der Wurm schleicht herein, und wie er vor Karl kommt, kriecht er auf den Tisch, stößt mit seinem Haupte an den goldenen Becher, der vor dem Kaiser stand, damit er ihm den Deckel abnehme, und läßt dann einen herrlichen Edelstein darein fallen, (man glaubte, die Schlange und die Kröte, diese Steinthiere, trügen einen solchen Zauberstein im Kopfe und einte beide Vorstellungen auf's Innigste), neigt sich vor dem Kaiser und der Kaiserin, springt wieder vom Tische und schleicht hinweg. Karl war aber froh; er hielt dafür, daß das etwas Gutes bedeute, daß ihm das unvernünftige Thier den Stein gebracht habe, und gewann solche Liebe zu ihm, daß

es Niemand sagen konnte. Wo er den Stein hin that, da kam er kaum hinweg. Da das die Kaiserin (Fastrada) inne ward, drang sie so lange mit schmeichelnden Liebesworten in ihn, bis er ihr den Stein gab, den sie in einen Ring faßte. Und darnach mochte der Kaiser nicht mehr ohne sie sein; sie mußte bei ihm sein im Rath, und wo er war, und wo er hinfuhr. Der Liebestalisman wirkte noch bis nach ihrem Tode fort. Sie hatte sich denselben vorsorglich in den Mund und unter die Zunge gelegt; der Kaiser wollte sie nicht begraben lassen und führte sie noch im Sarge 18 Jahre mit sich, bis ein Ritter ihr den Stein aus dem Munde nahm. Auch jetzt verlor aber der Talisman seine Kraft nicht. Karl konnte nicht ohne den Ritter sein. Der Ritter, dem dieser Liebe doch zu viel ward, warf ihn deßhalb auf einem Ritte nach Aachen in's Moos. Die Liebe, die Karl zu dem Ritter hatte, gewann er jetzt auch zu dem Moos; es entstand dort der Frauenmünster zu Aachen, der schönste und geschmückteste, den Karl errichtet hat. (Vergl. Wyß Idyllen, Sagen und Legenden.)

Karl, der Abgott der Zeit überhaupt, ward auch der Abgott der Schweiz. Er ward es vor Allem durch seine Ritterlichkeit. Die Harschhörner, die er den unter ihm dienenden Schweizern, den Luzernern, Urnern, Unterwaldnern geschenkt haben soll (die Brücke in Luzern gedenket ihrer) zeigen, welche Sym-

pathien er, der große Held des Tages, als solcher grade hier fand. Er ward es aber auch wegen seiner seltenen Gerechtigkeitsliebe, welche die Sage von dem elenden Wurme, dem er auch sein Recht zusprach, und der Kröte so trefflich symbolisirt, eine Sage, die übrigens nicht neu, als Ausdruck solcher treuen Rechtspflege, wenn auch etwas modifizirt, sich schon in der indischen Litteratur vorfindet. Durch solche Gerechtigkeitsliebe gewinnt man aber auch ohne Talisman die Herzen und die Liebe Aller. Zum Andenken an die seltsame Sache soll er auch die sogenannte Wasserkirche (vom Wasser umflossene Kirche) erbaut haben. — Noch wird von ihm erzählt, daß er auf einer Jagd einen übergroßen Hirsch gesehen und sich fest entschlossen, nicht von ihm abzustehen. So habe er ihn in einem Riesenritte von Kölln bis Zürich verfolgt. Hier sei der Hirsch mit einem Mal auf die Kniee gesunken und mit ihm die nachfolgenden Hunde und des Kaisers eigenes Pferd. Da habe Karl wohl gemerkt, daß ihn Gott habe auf den Hirsch stoßen lassen, um etwas Verborgenes zu entdecken. Zwei in der Gegend wohnende Waldbrüder hätten ihm nun auch angezeigt, daß hier die Leichname einiger Märtyrer verborgen lägen. So habe er die Priesterschaft sich versammeln und an dem Platze nachsuchen lassen, wo dann die Leiber der Thebäer zum Vorschein gekommen wären. Sie wurden in zwei köstliche Särge gebettet und das Domstift mit 24

geistlichen Chorherren und der gehörigen Zahl von Kaplanen, mit vielen Gaben und Freiheiten zu ihrer Ehre begründet.

Alle diese Notizen und Sagen mit wunderlichen Zuthaten führen auf den einen Punkt hin, daß von Karls des Großen Zeit an das Kirchenwesen Zürichs einen mächtigen Aufschwung gewann, daß er, wie andern Kirchen, auch der von Zürich und ihren hochverehrten Heiligen seine treue Fürsorge zuwandte, und daß sich mit seinem Cultus auch der sich mit diesem zur Einheit verschlingende Cultus derselben ungemein hob. Wir haben hierfür gute Zeugen, Zeugen, wie er für die treue Erhaltung und Verwendung der Kirchengüter zum Besten der Geistlichkeit, für die Heranbildung derselben, für gute heilige Schriften, vor Allem für ein gutes Bibelexemplar (Alkuinische Bibel auf der zürcherischen Kantonalbibliothek) Sorge trug. Vorzüglich ist ein solcher auch der noch jetzt dastehende Großmünster, der im 10. Jahrhundert unter Otto dem Großen und dem ihm treu ergebenen Alemannenherzog Burchard II., dem damaligen Landesfürsten Zürich's, ein wahrhaft kaiserliches und fürstliches Werk, errichtet wurde. Man sieht in ihm an dem dritten der massiven Pfeiler, welche das südwestliche Nebenschiff vom Hauptschiffe trennen, zwei mit Helm und Schild bewaffnete Männer, im wilden Kampfe mit einander begriffen, ohne Zweifel, da das Schwert des Unterliegenden den Namen Guido

trägt, ihn selbst und den Alemannenherzog Burchard II., der in einem Treffen die rebellischen Söhne Berengars, Adalbert und Guido, am Po auf's Haupt schlug und den ihn meuchelmörderisch anfallenden Guido in gerechter Nemesis selbst erschlug; und an dem grade gegenüberstehenden Pfeiler des nordöstlichen Seitenschiffes einen Mann auf einem Pferde mit ruhig sinnendem Blicke, mit einer der italienischen gleichenden Mauerkrone auf dem Haupte, mit dem Scepter in der linken, mit dem Zügel in der rechten Hand, vor ihm aber die zwei gegen einander gewendeten Heiligen Zürichs, mit frommem, mildem Ausdrucke, mit dem Heiligenscheine und dem symbolischen Palmzweige, dem Zeichen der vollendeten Märtyrer als Todesbesieger. Es wird auf diesen beiden Basreliefs der Kaiser Otto I. und alemannische Herzog Burchard II. nicht ohne Bedeutung gerade in der vorliegenden Form verherrlicht. Es trat die hochwichtige Thatsache, durch welche erst Otto seine Herrschaft in Italien sicherte, nicht bloß in einen zeitlichen, sondern auch ursachlichen Zusammenhang mit der Erbauung des Münsters. Die heiligen Thebäer hatten auf's Neue ihre Kräfte bewährt; der sieggekrönte Vasall, der Zürich oft besuchte, und der Oberlehensherr, der Kaiser, hatten beide Ursache, dem helfenden und schützenden Heiligen ein würdiges Dankesmonument aufzurichten. Dieser mächtige Bau, wegen der Beschaffenheit des beschränkten Platzes ein

verkürztes länglichtes Viereck, nicht zierlich und leicht, aber fest und erhaben, mit schwerfälligen Pfeilern, um den gewaltigen Druck und Seitenschub der Mauern und des Gewölbes der Kirche zu überwältigen, mit einem stolzen Doppelthurme ersetzt, rückwärts und vorwärts manche Urkunde; er bezeugt in sprechendster Weise die Hochachtung, die dieses Thebäerstift genoß, und die innere und äußere Kraft, die ihm zukam; er bezeugt aber auch mit dem westlichen seiner Thürme, dem Karlsthurme und dem Bilde des großen Kaisers an demselben, wie man das erste recht erfreuliche und kräftige Aufblühen der Zürcher Kirche mit seinem belebenden Thun und Wirken in die innigste Verbindung setzte.

Neben ihm oder besser dem Chorherrenstifte gegenüber auf dem andern Ufer der Limmat entstand aber in dieser Zeit noch eine andere Stiftung, eine der glänzendsten auf Schweizerboden, welche sich mit dem Chorherrenstifte in den gleichen Cultus der Ortsheiligen und in die gleiche Lebensaufgabe theilte, die Frauenmünsterabtei. Es waren die gemilderten Formen des Mönchslebens, wie auf die Chorherren, so auch auf die ascetisch lebenden Frauen übergetragen worden. Es konnten dieselben im Besitze ihres Eigenthums bleiben, konnten in der früheren, freilich etwas beschnittenen und beschränkten Weise fortleben, Fleischspeisen genießen, Dienstboten halten 2c.; kurz man konnte es sich bei den genommenen Rücksichten auf

die früheren Lebens- und Standesverhältnisse in einem solchen frommen Stifte wohl gefallen lassen. Das Frauenstift in Zürich ward nun so recht eine Stiftung dieser Art. Ludwig der Deutsche hatte seine zweite Gemahlin aus der Schweiz genommen; es führte diese Wahl seine besondere Theilnahme der Ostschweiz zu. Zugleich hatte er in Zürich auf dem linken Limmatufer eine reiche Besitzung, den Hof Zürich, auf dem er schon ein kleines Frauenkloster errichtet hatte; auch die liebliche Landschaft hatte einen mächtigen Reiz und Zauber; so erklärt sich hinreichend, wie Ludwig gerade hier ein solches Stift mit der reichsten Ausstattung in's Leben rufen und es zunächst seiner ältesten vielgeliebten Tochter, der kränklichen Hildegarde, die sich ganz dem Klosterleben geweiht hatte, als Aebtissin übergeben konnte. Die Sage weiß in Bezug hierauf noch Folgendes zu erzählen: Nicht weit von Zürich an dem Albis lag ein altes herrliches Schloß, Baldern genannt, auf dem Ludwig der Deutsche seßhaft war, der hier gern mit seinen zwei Töchtern, Hildegarde und Bertha, verweilte. Sie waren kindlich fromm und dienten Gott Tag und Nacht; deßhalb war Gott auch gnädig gegen sie und sandte ihnen einen weißen Hirsch mit zwei brennenden Kerzen auf seinen Hörnern, der sie ihnen von der Veste in die Aue am See bis zu einer Kapelle, wo sie ihr Gebet verrichteten, und nach vollbrachter Andacht auch wieder zurück bis zum Schlosse

vortrug. Das währte einige Zeit; da ward dem Vater kund gethan, daß die Töchter Nachts allein mit einander von dem Schlosse gingen, und Niemand wüßte, wohin sie wanderten, und was sie thäten. Der Vater hatte nun zwar volles Vertrauen zu den frommen Töchtern; die Sache kam ihm aber doch seltsam vor. Als sie deßhalb wieder einmal an den Ort gingen, um zu beten, gab er Acht auf sie und schaute verwundert all ihr Thun und Lassen. Er that aber nicht des Gleichen gegen sie, bedachte die Sache reiflich, berief darauf die Töchter vor sich und sprach: „Liebe Kinder, es werben große Könige und Herren um euch; darum begehre ich euern Willen und Entschluß in Betreff ihrer zu wissen, damit ich ihnen Bescheid geben kann.“ Da sprachen sofort Beide: „wir haben uns fest entschlossen, Gott allein zu dienen, darum wir herzlich bitten, du wollest uns dazu nach deiner väterlichen Güte behülflich sein.“ Ludwig, der Gottes Finger in der Sache erkannt hatte, war nicht dagegen; er errichtete ihnen an dem Orte, wohin sie der Hirsch mit brennenden Kerzen geführt, die erbetene und ersehnte Ruhe- und Betstätte. In weiterer Ausführung läßt die Sage den Hirsch den beiden Töchtern auf ihrem Lieblingsplätzchen in nächtlichem Dunkel erscheinen und sie zu dem Orte hinlocken, wo der Münster gebaut werden sollte, im Rundlaufe den geweihten Platz bezeichnen und dann in die Mitte desselben einschreiten und verschwinden.

„An seiner Stelle aber, o heilig Wunder schau,
Gleich einer Riesenblume rollt sich's am Boden auf,
Sproßt auf und wächst und blühet und wird — zum
Gotteshaus."

Das heißt vorläufig nur im Bilde, das aber dann auch in Kraft und Wirklichkeit trat (siehe J. J. Reithard, das Frauenmünster in Zürich, bei Kurz, „die Schweiz"). Diese sinnreich ausgedachte und ausgeführte Sage setzt so die Gründung der Abtei noch unter einen höheren Willen, als den des königlichen Vaters, und wohl kann man sagen, es war eine gottgeweihte Stiftung, die, ein glänzendes Licht, in jener Zeit aufleuchtete, noch heller, wie die Kerzen des gottgesandten Thieres in dunkler Nacht. Sie fällt in's Jahr 853.

Die reich mit Gütern und Privilegien ausgestattete und unter eine so hochstehende fromme, christlich geweihte Leiterin gestellte königliche Abtei blühte schon unter ihr auf. Die edelsten Töchter des Landes zogen nach den uns theilweise noch bekannten Namen der Stiftsdamen hierher. Leider starb die treue Vorsteherin bald nach einer gesegneten fünfjährigen Wirksamkeit in der Blüthe ihrer Jahre, 28 Jahre alt, 857. Es war nur eine ihr ganz Ebenbürtige im Lande, die an ihre Stelle berufen werden konnte, ihre Schwester Bertha, die nun auch ganz im Geiste und der Kraft der Schwester fortwirkte und das Kloster ihrem Namen gemäß (Bertha heißt die prächtige) mit aller

äußern Pracht und Herrlichkeit umgab. Sie vollendete den schon von der Schwester angefangenen Kirchenbau in einer der königlichen Stiftung würdigen Weise. Es ist derselbe nebst der Kirche in St. Gallen der älteste und auch der prächtigste monumentale Kirchenbau der alten Schweiz. Eine Doppelreihe hoher polirter, mit Bildwerk gezierter Säulen, somit auch eine gewisse symmetrische Anordnung, Feinheit und Leichtigkeit, oben und unten mit Silber, Erz und Gold geschmückte Wände, eine reich gemalte Tempeldecke zeichneten ihn aus; durch die mosaikartig aus verschieden gefärbten Gläsern zusammengesetzten Fenster ergoß sich ein sanft gebrochenes magisches Licht in das Innere, eine Sache, die wegen ihrer großen Seltenheit, (Fenster waren überhaupt noch selten), ganz besonders die Bewunderung der Zeitgenossen erregte.

Bertha sorgte dann auch für eine entsprechende Einweihung des Prachtbaues. Der Konstanzer Bischof Gebhard ward zu derselben berufen. Auch der neue Bau war zu Ehren der thebäischen Märtyrer errichtet worden; Gebhard ging darum, ehe er zur Einweihung schritt, in feierlicher Prozession vom neuen Kloster aus zum Herrenmünster, der Ruhestätte derselben, hieß die Särge öffnen und nahm einen Theil ihrer irdischen Ueberreste heraus, um mit ihnen andere Kirchen, vor Allem aber den Frauenmünster zu schmücken. Auf einem alten Gemälde der Abtei sieht man sinnreich einen Engel Blumen auf die Särge der

Prozession streuen. Jetzt erst fand die Einweihung unter einer Mahnpredigt an alle dem Kloster Angehörigen statt, die Gedächtnißfeier der Thebäer stets in würdiger Weise zu begehen. So geschah es nun auch; die Schutzpatrone Zürichs gewannen in immer weitern Kreisen an Verehrung, die Regula am meisten auf dem Boden der Frauenmünsterabtei, weßhalb auch wohl die Hörigen derselben Regler genannt wurden.

Der Sohn Ludwigs des Deutschen, Karl der Dicke, hatte nach Bertha's Tode von Neuem für die väterliche, ihm besonders anempfohlene Stiftung und für das theure Vermächtniß seiner beiden Schwestern zu sorgen. Er that es; er übergab das Kloster seiner Gattin Richarda, einer ebenso gebildeten als für kirchliche Frömmigkeit begeisterten Frau, der Würdigsten also, die er kannte.

Die würdigste Vorsteherin gewann aber das Kloster in der Regilinda, der Gattin des Alemannenherzogs Burchard I., und nach seinem Tode seines Nachfolgers Hermann I., dem Musterbilde, wie einer treuen Gattin und Mutter, so auch einer treuen Gottesmagd, so treuen, daß sie, zuletzt allen Glanz der Welt lassend, sich in die stillste Einsamkeit auf die Insel Ufenau zurückziehen konnte.

Die Abtei erreichte unter dem Patronate der allgemein hochgeachteten Frau, der Fürstin und der Fürsten- und Fürstinnenmutter, entschieden ihren Höhepunkt. Alle Machthaber der Zeit boten ihr

die Hand; ihr würdiger Gemahl Hermann I. handelte ja, wie immer, auch hierin nach ihren Wünschen; der Kaiser Otto I. und die Kaiserin Adelheid, Tochter der Bertha, Enkelin der Regilinda, kamen denselben freundlichst entgegen.

So hat das Kloster in diesem Zeitraume eine schöne Aufgabe gelöst; es ist vielen edlen, frommen Frauen eine Zufluchts- und Bildungsstätte geworden, hat im stillern Familienkreise auch außerhalb des Klosters vielfach sittlich religiöses Leben geweckt und genährt, hat auf seinen weithin ausgedehnten Besitzungen den ächt schweizerischen Thebäerkultus recht lebenskräftig gemacht und mit ihm und mit seiner ganzen freieren Stellung und Verwaltung auch die Basis gelegt, auf welcher das Freiheitsleben der Stadt Zürich und der ganzen Bewohnerschaft ihres Gebietes sich kräftigst entwickelte.

Lassen Sie mich nur Eines in Bezug hierauf hervorheben, das aber einen weiten Gesichtskreis öffnet. Es war unter Andern auch das ganze Ländchen Uri den königlichen Töchtern geschenkt worden, also einer der Urkantone, von denen in einer tief bedrückten Zeit das alte Freiheitsleben der Schweiz wieder frisch ausströmte. Im Verlaufe der Zeit legte sich deßhalb, nachdem die drei Waldstätte die Wiege der schweizerischen Freiheit geworden waren, ein eigenthümlicher Glanz auch um ihre Wiege, Abkunft und Abstammung. Die alten Bewohner des Landes

sollten von nordisch schwedischer oder gothischer Herkunft und so schon dem Geblüte nach etwas ganz Anderes, als die Bewohner der Ebene, gewesen sein; sie sollten seit unvordenklichen Zeiten den Vollgenuß ihrer Freiheit gehabt, also so recht republikanische Gemeinwesen oder vielmehr nur eine Republik gebildet haben, die sich im Verlaufe der Zeit in die drei Länder theilte; sie sollten dann in allen glorreichen Kämpfen der Vorzeit die Heldenrolle gespielt und späterhin sich ganz frei unter Friedrich II. an das deutsche Reich angeschlossen, dessen Schirm gesucht, aber auch dann eine ganz besondere Freiheit (Reichsunmittelbarkeit) bis auf Kaiser Albrecht genossen haben, der sie vom Reiche zu trennen und mit Oesterreich zn einen suchte und zu diesem Behufe die Vögte und Zwingherren in's Land sandte, gegen die sie mit voller Berechtigung kühn und fest die alte Freiheit vertheidigt hätten. Dieser alten idealen Anschauung ist nun neuerdings bei tieferem Geschichtsstudium eine andere entgegengetreten. Sie weiß nichts mehr von dem Glanze, den der Mythus mit seinem Farbenprunke um die Wiege der Urkantone verbreitete, nichts mehr von dem Vollgenusse der Freiheit, dessen man sich die Urkantone fortdauernd erfreuen ließ.

Diese ist nun die entschieden berechtigtere; die alten idealen Anschauungen müssen als schöne, allerdings erfreuende und erhebende Träume beseitigt, kurz dieser ganze schweizerische Himmel niedergerissen werden.

Wir können aber doch den niedergerissenen mit festeren Stützen wieder aufbauen. Alle Bewohner des Ländchens Uri, Freie und nicht Freie, befanden sich als Gotteshausleute, d. h. als der Abtei Zürich Unterworfene, in einem besondern Vortheile. Der Stand, in welchem sich alle Klassen der Gesellschaft verschmolzen, der geistliche, mußte in christlicher Anerkennung der Gleichheit Aller vor Gott diese Verschmelzung auch im weitern Kreise befördern. Der Begriff der Gottesfamilie, wie sich diese Gotteshausleute nannten, welche sich als solche nicht von einem Grundherrn schlechthin, sondern einem geistlichen Grundherrn (oder vielmehr einer Dame) abhängig fühlte, die sich eben deßhalb bei einem idealeren Bande unter Ausgleichung der schroffen Standesunterschiede näher rückte, eine geordnetere und billigere Rechtspflege kannte, ist eigentlich der Schlüssel zur richtigen Würdigung der Urverhältnisse insbesondere dieses Kantons und seiner spätern Entwicklung. Alle Lebensverhältnisse, die der Freien, d. h. der freien Hintersaßen, die oft so mit Lasten beschwert wurden, daß ihre Stellung der der Unfreien sehr nahe kam, die der Unfreien, welche letztern anderwärts mitunter sehr willkührlich und grausam behandelt wurden, die endlich der Dienstleute der Abtei, welche durch ihre Stellung zur Aebtissin auch an ihrer Herrlichkeit Antheil nahmen, waren hier gehobenere; sie zogen somit auch ein gehobeneres Selbstbewußtsein nach sich. Diese

Regler waren bei ihrer örtlichen Absonderung von Zürich, bei dem milden Scepter der Aebtissin selbst noch besser daran, als die Gotteshausleute anderer Klöster, die den Uebergang zu ihnen wie einen Uebergang zur Freiheit ansahen.

Wir schließen so das Ganze mit dem erfreulichen Resultate, daß es gerade eine kirchliche Stiftung war, welche den Freiheitsgeist in das Ländchen Uri trug und die Unfreien und Freien zu Männern mit einem edlen Persönlichkeitsbewußtsein heranbildete, daß sie es war, welche die Keime pflanzte, welche sich inmitten der Hochalpen und des sie umwehenden freieren Geistes in den abgeschiedenen, den Sinn für Unabhängigkeit und Selbstständigkeit befördernden Thälern, bald zu einem stolzen Baume, einem demokratischen Gemeindewesen entwickelten. Es hat wahrlich die Frauenmünsterabtei in Zürich eine hohe Aufgabe gelöst; ihr gebührt ein treues Andenken, eine volle Anerkennung.

Lucius und Emerita.

Wir wenden uns noch von Zürich aus nach Chur, um den ersten Rundlauf durch die alte christliche Schweiz zu beenden. Es hatte sich das für seine Freiheit glorreich kämpfende Rhätien länger als das Nach-

barland gehalten; es bedrohte selbst die römischen Provinzen lange hin mit Einfällen und Raubzügen. Die Römer wußten aber in der Zeit ihrer noch ungebrochenen Kraft die wilden Bergbewohner in ihre Grenzen zurückzudrängen. Vorzüglich war es Lucius Munatius Plancus, welcher die in der Zeit der Verwirrung auf Cäsars Ermordung in's helvetische Gebiet Einbrechenden mit blutigen Köpfen zurückwies und triumphirend in Rom einzog. Unter Augustus wurde das sogenannte „ungebeugte Haupt des Rheines“ durch seine deßhalb hochgefeierten Stiefsöhne Drusus und Tiberius nach einem Verzweiflungskampfe, in welchem selbst die Frauen wie Furien sich auf den Feind stürzten, und die Mütter den Soldaten die Säuglinge in's Gesicht schleuderten, gänzlich gebeugt. Es mußte das geschehen, und das Land mit Castellen besetzt werden, um das Volk im Zaume zu halten, die Römerherrschaft über die Schweiz zu sichern, den Paß nach Deutschland offen zu erhalten und eine starke Vormauer gegen die Barbaren zu gewinnen.

Bei diesen Eroberungen konnten aber die Römer nicht stehen bleiben; sie mußten zu größerer Sicherheit und zur Verbindung mit den östlichen Donauprovinzen das ganze Flachland bis zur Donau sich zu unterwerfen suchen. Es gelang das schon unter den beiden kriegserfahrnen Brüdern; Rhätien umspannte als das zweite oder untere auch Vindelizien

(das Land zwischen dem Inn und der Donau) und trat so in eine nähere Verbindung mit diesem Lande und den angrenzenden.

Nach diesen Vorerinnerungen wird es uns nicht befremden, wenn man auch einen Apostel in einer möglichst frühen Zeit für Rhätien zu gewinnen suchte. Man fand nun auch einen solchen und zwar einen königlichen, den König Lucius aus Britannien, einen so recht für das stolze Haupt des Rheines geeigneten. Dieser, dessen ganze Genealogie man aufzuzählen wußte, soll, von Jugend auf eines frommen, redlichen und aufrichtigen Gemüthes, dem christlichen Glauben und den Christen sehr geneigt gewesen sein. Er sandte deßhalb zwei Gesandte nach Rom an den Pabst Eleutherius, ihn zu ersuchen, in eigener Person nach England zu kommen oder auch andere christliche gelehrte und eifrige Männer zur näheren Belehrung hierher zu senden. Der treu sorgende Pabst entsprach gern dem Gesuche und sandte zwei Apostel, Fugatius und Donatianus, welche ihn und seine Schwester Emerita und auch eine ganze Menge seiner Unterthanen im Glauben unterwiesen.

Wie nun Lucius die Taufe empfangen hatte und genugsam im Glauben unterwiesen war, ward er durch den Geist getrieben, die Welt und ihren Glanz und sein Königreich für seinen Christus zu verlassen und im ächten Glaubensdrange die durch göttliche Barmherzigkeit gewonnene Glaubensgnade auch an=

dern Heiden und Ungläubigen durch Wort und That mitzutheilen. So zog er, nachdem er sein Königreich mit Seelsorgern und das Seinige überhaupt wohl versehen, als Pilger über das Meer nach Frankreich, und noch weiter nach Baiern an den Lech und nach vieler Mühe und treuen Arbeit daselbst, nicht ohne geistlichen Nutzen und Pflanzung des christlichen Glaubens, auch in das untere Rhätien nach Augsburg. Hier säete er einen guten Samen und gewann viele Heiden, unter Anderm auch einen der vornehmsten Männer der Stadt, Campestrius mit sammt den Seinigen und dem ganzen Hausgesinde. Um so mehr warfen aber die übrigen Bürger der Stadt, so im Heidenthum verharrten, einen mächtigen Haß auf den gottseligen Lehrer, schmähten ihn mit ungebührlichen Worten, warfen mit Steinen nach ihm und stürzten ihn endlich in einen Sodbrunnen. Halbtodt zogen ihn einige Gläubige aus demselben. Sie halfen ihm wieder zur Gesundheit und Lebenskraft; seines Bleibens war aber hier nicht länger.

Sobald Lucius so viel Kräfte gewonnen hatte, daß er wieder zum Wanderstabe greifen konnte, wandte er sich von Augsburg, nachdem er seine Schäflein daselbst getröstet und gestärkt hatte, über den Luciensteig in das alte graue Rhätien oder nach Graubünden. Er ließ sich hier in der Nähe des späteren Chur in dem sogenannten Luciuslöchlein nieder, bereitete sich mit seiner ihm nachgezogenen Schwester

Emerita 7 ganze Tage mit Fasten und eifrigem Gebet zu dem schwierigen Tagewerke unter dem noch rohen und wilden Volke vor und trat dann mit sanften Worten als Glaubensprediger auf. Die, wie ihr Land, rohe und wilde Population stieß aber die gebotene Gnade von sich; in ihrer Abgötterei erstarret und erblindet, ergriffen sie zunächst die zu Trimmis predigende Emerita, schlugen sie mit Fäusten und Prügeln, legten sie in ein hartes Gefängniß und verdammten sie mit wüthender Stimme zum Feuertode. Lucius, der die Wahlstatt aufsuchte und auf ihr einen in göttlicher Kraft nicht mit verbrannten Schleier fand, in welchem er ihre Gebeine und Asche sammelte, ließ sich dadurch nicht entmuthigen; er zog an den sogenannten Martiswald zu dem unter den Rohen rohesten, seinen Göttern nicht unähnlichen Volke, einem Volke, welches die Büffel anbetete und Kälber opferte. Er predigte umsonst; es fiel über ihn her und stürzte ihn in einen Sodbrunnen, aus dem ihm aber auch dießmal die göttliche Kraft an's Tageslicht emporhalf. Lucius konnte jetzt nur die blinden Heiden Gott empfehlen, daß er sie gnädiglich erleuchten und die wilden Abgötter zähmen möchte, und wirklich zeigten sich bald zur Beschämung derselben die wilden Büffel mit gesenkten Häuptern, nahten sich dem Heiligen und liebkosten ihn, als wären es junge Hündlein. Diesen wilden Ochsen band er ein Joch auf, spannte sie an einen Karren

und fuhr mit ihnen nach der alten Wohnstätte zur Freude und Glaubensstärkung der gewonnenen Gläubigen und zur Verwunderung der Heiden zurück, die da sprachen: „Er ist doch groß und mächtig, der Christen Gott," und sich theilweise bekehrten. Auch Lucius entging aber nicht (wenigstens nach den Chronikschreibern Rhätiens) dem Märtyrertode; das heidnisch gebliebene Volk griff von Neuem nach ihm und ruhte nicht eher, als bis er von dem römischen Landpfleger auf dem Schloß Marsoel vom Leben zum Tode verurtheilt und getödtet worden war (3. December 200).

Ohne Zweifel fragt man mit verdoppelter Spannung: ist an dieser Sage von dem königlichen Apostel etwas Wahres?

Der älteste Zeuge, den wir für einen rhätischen Apostel dieses Namens haben, ist das Luzienkloster zu Chur. Die Gründung desselben reicht in das graue Alterthum zurück. Wir kennen einen Marmorstein, der daselbst über dem Grabe des Bischofs Valentinian († 548) in der Gruft der Klosterkirche lag. Schon also im sechsten Jahrhundert existirte es; vor demselben muß also schon ein Lucius als Apostel des Landes anerkannt worden sein. Es ist aber damit nicht gesagt, was das für ein Lucius war.

Dieser Zeuge würde somit noch nicht bestimmt für den königlichen Lucius auftreten. Erst 700 Jahre nach seiner angeblichen Wirksamkeit wird desselben bestimmt Erwähnung gethan. Es wird aber auch jetzt das über seine Belehrungsthätigkeit Gesagte nur als ein Glaube, eine Meinung, nicht als eine alte bewährte Volkstradition bezeichnet und

entschieden angedeutet, daß man über die Herkunft dieses Lucius nichts Bestimmtes wisse, und nur unter andern auch mit die Annahme auftauche, es sei derselbe mit dem alten britischen König eine und dieselbe Person.

Wie kam man aber überhaupt zur Annahme eines rhätischen Apostels Lucius? Ganz auf einfache Weise. Die Apostelgeschichte erwähnt C. XIII, 1, einen Lucius von Cyrene. Es ist nun eine häufig vorkommende Erscheinung, daß man, ohne es zu genau zu nehmen, dergleichen Ortsbestimmungen so ausdeutete, wie es gerade das religiöse Interesse nahe legte. So las man auch in Rhätien aus dem „Lucius Cyrenensis“ oder „Cirinensis“ einen „Lucius Curiensis“ heraus, also einen, der in Chur das Evangelium gepredigt habe. Eben deßhalb können sich die ältesten Angaben noch nicht von diesem biblischen Lucius, angeblich einem Sohne Simons von Cyrene, der Christus das Kreuz nachgetragen, trennen. Anders wurde das im Mittelalter. England war das Land der Glaubensboten und zwar speziell auch das der Schweizerapostel. Lucius war der älteste unter den in diesem Lande Bekehrten, der vielgenannte und hochverehrte christliche König; was lag wohl näher, als diesen Lucius trotz seines ruhigen Todes im Vaterlande nach Rhätien ziehen und ebenso das untere und dann auch das obere bekehren zu lassen? Die einzelnen Notizen über seine Bekehrungsthätigkeit gaben dunkle Erinnerungen aus alter Zeit. Auf seiner Reise aus dem untern in das obere Rhätien mußte er übrigens durch das jetzige Lichtensteinische auf dem sogenannten Luciensteig, einem breiten Thalwege, Ragatz gegenüber, in's Graubündnerland eintreten. Die einsame Felsen- und Waldgegend eignete sich gut zu einem Einsiedlerleben; deßhalb ließ man

ihn hier verweilen, ebenso wie zu Chur in einer Höhle, die, noch jetzt gezeigt, eine gute Kanzel für den Prediger des Evangeliums abgab. Wie er zu seiner Schwester Emerita kam, die zu Trimmis den Märtyrertod erlitten haben soll, ergibt sich wohl aus dieser bestimmten Ortsbezeichnung. An einem gleichnamigen Orte Schottlands hat nämlich eine solche Emerita gelitten; man verstand darunter Trimmis bei Chur. So brachte man beide in eine engere Verbindung. Natürlich mußte man jetzt auch auf die Gebeine des britischen Königs Beschlag legen, wiewohl sie nach den Historikern Britanniens zu Glocester ruhen.

So legt sich die spätere Gestaltung der Sage offen dar; Glauben verdient sie keinen. Der Wahrheit gemäß mag aber Rhätien noch vor den Zeiten Constantins von Italien aus, mit dem es nach Sitte, Recht und Sprache bis in spätere Zeit in Verbindung geblieben ist, allmälig mit dem Christenthum bekannt geworden sein. Wir wissen, daß die Römer hier eine starke Wachtpostenkette errichtet hatten, daß starke Truppenmassen auf der großen Militärstraße durch das Rheinthal nach den Donauländern hin- und herzogen; wir wissen, daß die Kirche zu Mailand schon im zweiten Jahrhunderte blühte und weithin auf die Umgebung einwirkte; wir lernen eine Menge Märtyrer kennen, welche in den benachbarten Gegenden Oberitaliens vorzüglich unter Diokletian und Maximian den Märtyrertod erlitten (zu Como, Aquileja, Verona); die Kunde vom Christenthum muß somit damals auch bis hierher vorgedrungen sein. Wirklich wird sicher 452 auf einer Kirchenversammlung ein Bischof von Chur, Asimo, genannt und 548 ein Bischof Valentinian auf einer der schönsten Grabschriften, die je einen Priester

verherrlicht hat. Die Zeit war damals eine wild bewegte, Rhätien in der Mitte des um dasselbe herum wogenden Kriegsgetümmels; eine furchtbare Hungersnoth, in der Mütter ihre Kinder verzehrt haben sollen, machte noch das Maaß des Uebels voll. So hatte Valentinian Gelegenheit genug, seinen christlichen Liebessinn und seine bischöfliche Hirtentreue zu bewähren, und er bewährte sie glorreich nach der so lautenden Inschrift:

Hier im Hügel da liegt, von Rhätien bitter beweinet,
Er, der Priester des Herrn höchste und herrlichste Zier,
Spendete Habe und Gut dem Elend und Kleidung den Nackten,
Stillte mit reichlicher Gab' armer Gefangener Noth.
An den Himmel da grenzt die Frömmigkeit; nicht in die Grube
Sinkt, wer mit liebender That auf sich zum Himmel erhebt.
Solche ja hast du gekannt; mit solchen Kronen gezieret,
Meinte das Volk, selbst der Tod dürfe sich nimmer dir nah'n.

Fünfte Vorlesung.

Die heil. Ursula und die 11,000 Jungfrauen.

Wir betreten eine von der Natur selbst gebildete Kreuz- und Weltstraße, auf der man ebendeßhalb frühzeitig christliches Leben zu finden hofft, ich meine das Basler Gebiet oder das alte Rauracien; es ist dem aber nicht so. Diese alte Kreuzstraße war auch der Tummelplatz sich bekämpfender gewaltiger Heeresmassen, dieses Land im fortdauernden Kriegszustande, der eine ruhige, geistige Entwicklung unmöglich machte. Wie die Römer das Land zwischen dem Rhein und der Donau wieder räumen mußten, wurde das alte, jetzt in Staub und Trümmer zerfallene Baselaugst, einst die drittgrößte Stadt der alten Schweiz, der wohlgelegene Hauptlagerposten der die Vertheidigungslinie am Rheine bewachenden römischen Truppen und der Mittelpunkt ihrer militärischen Operationen. Es erhoben sich nach der Mitte des 4. Jahrhunderts längshin am Rheine Thürme und Wälle. Alle diese

Befestigungen, diese doppelte Schutzwache des schon gewaltigen Flusses und der starken Mauern vermochten aber nichts gegen die unaufhaltsam vordringende alemannische Macht; Baselaugst zerfiel gegen das Ende des Jahrhunderts in Trümmer, aus denen sich nur noch ein Kastell bis in den Anfang des 5. Jahrhunderts hinüber rettete.

Wie konnte doch unter solchen Stürmen christliches Leben gedeihen, wie Gemeinden aufblühen, Kirchen sich erheben und unter einander zum innigen Bunde die Hände reichen? Es mußte dieß aber doch geschehen sein, wenn wir einer Sage vertrauen wollten, die freilich gleich von vorn herein mit ihrem massenhaften Aufgebote nicht von Soldaten, sondern von Jungfrauen, die alle den Märtyrertod erlitten haben sollen, dem Glauben harte Zumuthungen macht. Und wirklich gibt es wohl keine Sage, welche dem Leicht- und Aberglauben zu glänzenderen Triumphen verholfen, als diese; aber auch keine, welche mehr die Pfeile der Satyre, des Spottes und Hohnes, und zwar keineswegs die stumpfesten, auf sich gezogen hat.

Sie lautet so: In der urchristlichen Zeit lebte in Britannien ein König, mit Namen Notus oder Deonotus, ein wahrhaft christlicher, wie es sein Name sagt, ein bekannter, namentlich Gott wohlbekannter oder wohlgefälliger König, der als König dessen stets eingedenk war, daß er noch einen höhern König über

sich habe. Seine Gemahlin stand ihm an Adel und Glanz der Tugenden gleich. Das königliche Paar hatte sich einen Sohn gewünscht; Gott schenkte ihnen aber eine Tochter. Sie empfing in der Taufe nach göttlicher Fügung den Namen Ursula; wie einst David, sollte auch sie den Bären oder brüllenden Löwen, d. h. den Teufel, besiegen. Die in königlicher Ehre und Herrlichkeit Erzogene verblendete keineswegs der Glanz der Welt; sie reifte unter göttlichem Beistande zu einem Schmucke und einer Zierde der Kirche. Mit dieser geistigen Schönheit paarte sich aber auch noch eine wunderbare körperliche, von der weithin der Ruf zu sprechen wußte. So hörte von ihrer hohen Tugend und großen Schönheit auch ein wilder Heidenfürst; eine solche Gattin gedachte er seinem Sohne in die Arme zu führen. Sofort sandte er deßhalb Boten an den Vater der Jungfrau, die wohl freundlichst mit reichen Geschenken und noch reicheren Versprechungen um sie warben, aber doch auch drohend für den Fall des Abschlages Kriegesstürme und Schrecken im Hintergrunde erblicken ließen. Deonotus gerieth in eine bedrängte Lage. Er hielt es für eine Sünde, seine Tochter dem von ihr erwählten himmlischen Bräutigam zu entreißen, sah aber auch im Falle eines Abschlages den kommenden Jammer, die Metzelei der Seinigen, die Gräuel der Verwüstung im Lande und die Entweihung der Tempel voraus. Ursula bemerkte nur zu gut, was

das Herz des liebenden Vaters beengte; es ging ihr sein stilles Leid zu Herzen. Wie die heilige Judith und Esther an die Befreiung ihres Vaterlandes denkend, lag sie Tag und Nacht in Fasten und Beten auf den Knieen, um die Worte ihres Bräutigams zu vernehmen, mit dem sie schon eine Seele war. Wie sie nun einst vor Ermattung in Schlummer gesunken war, erleuchtete sie Gott durch ein Gesicht und zeigte ihr den fernern Gang ihres Lebens bis zum Märtyrertode mit seiner Palme. Noch in der Morgendämmerung ging sie darauf zu dem bekümmerten Vater mit heiterem Gesichte und sprach: „Wirf nur deine Anliegen auf den Herrn, und er wird es wohl machen und den Gerechten nicht ewiglich in Unruhe lassen. Achte meine Worte weiser, als meine Jahre. Der Herr hat mir durch ein Gesicht kund gethan: Du und der Jüngling, der mein begehrt, sollen zehn durch Schönheit und Adel ausgezeichnete Jungfrauen erlesen und einer jeglichen und mir je tausend Jungfrauen beigesellen, eilf Schiffe rüsten und drei Jahre gönnen. Nach ihrem Verlaufe geschehe dann, was des Herrn Wille ist.“ Da ward der König erfreut, ließ die Boten kommen und verkündete ihnen, was die Jungfrau gefordert hatte; diese waren mit dieser, wenn auch bedingten, Zusage wohl zufrieden und zogen fröhlich heim zu ihrem Herrn. Als der König und sein Sohn die gute Botschaft vernahmen, war großer Jubel im Lande;

der Sohn gedachte die verlangte Frist bestens zu benutzen und durch Taufe und Unterricht baldigst ein Mitglied der christlichen Kirche zu werden. Die Jungfrauen wurden jetzt auserlesen, zu Hofe geführt und herrlich geschmückt, und die Schiffe bereitet und geziert; es regten sich alle Hände um die Wette. Als nun Alles vorbereitet war, trat die herrliche Königstochter in den Kranz der versammelten Jungfrauen, dankte und pries Gott und mahnte die Kampfgenossinnen zur festen Liebe gegen Gott und zum treuen Gehorsam; sie aber lauschten mit Ohren und Herzen der Rede und gelobten willig im neuen Fahneneide Christus und seinem Worte Treue. Das Meer war in der Nähe; auf ein Zeichen fliegen sie zu den Schiffen, stechen in die See und treiben See- und Schiffsspiele aller Art, bald zusammen, bald getheilt, bald wie Handgemenge und Krieg, bald wie Rückzug und Flucht. So ging es alle Tage; der fromme König und die Großen schauten ihnen zu mit Lust, und das neugierige Volk jubelte zu dem jungfräulichen Treiben. So waren drei Jahre verbracht, und der gelobte Tag der Hochzeit rückte näher. Da ward der Königstochter bange und den Jungfrauen mit ihr; sie beteten zu Gott um seinen Schutz. Gott aber, der Allen nahe ist, die ihn mit Ernst anrufen, erhörte ihr Flehen; er ließ einen gewaltigen Wind wehen einen Tag und eine Nacht. Der trieb sie glücklich und wohlbehalten in den Hafen Thiela an

Galliens Küste. Sie waren gerettet; jubelnd stimmten sie am Gestade das Dank- und Brautlied an. Am andern Morgen stiegen sie dann wieder zu Schiff und zogen den Rhein hinauf nach dem alten ehrwürdigen Bischofssitz Cöln. Hier erschien der h. Ursula im Traume ein Mann mit englischer Herrlichkeit. Sie erschrack; er beruhigte sie aber und sprach: „Wisse, Tochter, du sollst mit deinem Heere nach Rom ziehen, allda beten und wieder hierher zurückkehren in Frieden; denn hier ist euch Ruhe bestimmt von Ewigkeit, hier sollt ihr die Last eurer Leiber ablegen und mit der Glorie der Märtyrer in's himmlische Brautgemach eingehen." Als es Tag geworden, berief sie die Jungfrauen. Diese vernahmen mit Jubel die Kunde, daß sie für Christus Schmach leiden sollten, zogen, von dem Erzbischofe, den Bürgern und Edeln zu ihren Schiffen begleitet, weiter nach Basel, wo sie vom Bischof Pantalus feierlichst empfangen wurden, und setzten in Prozession, von Engeln und heiligen Jungfrauen umgeben und geschützt, ihre Reise weiter nach Rom fort. Kein Felsensteg, kein Bergstrom hielt sie auf; sie gingen über die engsten Wege, wie über breite und gebahnte Straßen, selbst über Flüsse und Ströme ohne Fahrzeug und Brücken. Sie übersprangen mehr die Alpen, als daß sie dieselben überstiegen; Engel trugen sie über die Alpen, wie über die Flüsse. So kamen sie glücklich in Rom an; der Pabst selbst mit den Kardinälen, dem ganzen

Clerus und großer Begleitung eilte denselben entgegen; die ganze Stadt führte sie im Triumphe in ihre Mauern. Vier Tage verweilen sie in ihnen und besuchen in Andacht die geweihten Orte, dann aber machen sie sich in Begleitung des Pabstes Cyriakus und zweier Kardinäle und Anderer unter unermeßlichem Jubel des Volkes auf den Rückweg, besteigen in Basel ihre zurückgelassenen Schiffe und kommen glücklich wieder in Cöln an. Hier hatten sich unter der Zeit die Hunnen gelagert; diesen fallen sie in die Hände. Der Fürst derselben läßt sie vor sich führen; der Rohe bleibt nicht unempfindlich bei dem Anblicke der Ursula. Vom Zauber ihrer Schönheit, wie vom Blitze, getroffen, will er sie zur Königin Europa's erheben; die Glaubenstreue weist aber sein Gesuch trotz allen Schmeicheleien und Drohungen ab. So kennt er keine Schonung mehr gegen die Jungfrauen; sie sinken unter den Händen der Blutdürstigen, zuletzt auch die Ursula, einen Steinwurf weit von ihrem Bräutigam, der ihr nachgereist und entgegengekommen, ja mit dem sie sich noch zuvor, nach späterem das Drama romantisch abschließenden Zusatze, auf dem großen Leichenfelde vermählt haben soll.

Die schweizerischen Chroniken setzen im Besondern Folgendes hinzu: Es sei die h. Christiana eine von den 11,000 Jungfrauen gewesen und nach einer ihren Namen tragenden Kapelle auf eines Berges Grat begraben worden. Ein sonderliches Wunderzeichen

habe das so geordnet. Man habe nämlich die nach ihrer Zurückkunft von Rom bei Baselaugst Verblichene begraben wollen, habe sie aber nicht von der Stelle bewegen und verrücken können, bis man zwei junge, bis jetzt noch nicht eingespannte Kühe (diese schon den alten deutschen Göttinnen geweihten Zugthiere) vor den Karren mit dem Sarge der geweihten Jungfrau gespannt habe. Da habe es nun Gott gefügt, daß diese den todten Körper an den ihm zum Begräbniß beliebigen Ort gezogen hätten, und alle Bäume und Felsen ihnen auf dem Wege gewichen wären. Wo sie still gestanden, sei die Kapelle Chrischon gebaut worden, ein späterhin viel besuchter Wallfahrtsort, der, vorzüglich im Abendgolde weithin strahlend, wohl die Blicke und Herzen der Thalbewohner auf sich ziehen mußte. Mit der Christiana erkrankten aber noch zwei andere Jungfrauen, die Kunigundis und Mechtundis und ihre Magd Vibrandis. Auch sie fanden hier ihren Tod; ihr Testament war aber auch das, daß man ihre Leiber auf einen Karren legen, davor Ochsen spannen und diese gehen lassen solle, wohin sie wollten. Diese gingen dießmal auf eine Eiche, den alten heiligen Baum der Druiden, die Königin des Pflanzenreiches, zu, und diese that sich selbst auf, um die heiligen Leiber in sich aufzunehmen und zu bergen. Auch hier wurde eine Kirche gebaut; der Ort, wo sie sich erhob, wurde Eichsel oder selige Eiche genannt. Er liegt in der Nähe von Rheinfelden.

Dies die Sage, die man theilweise kaum ohne Kopfschütteln anhören kann. Es ist nun höchst belehrend und interessant, den Entwicklungsgang derselben zu verfolgen, was gerade bei ihr möglich ist. Derselbe gibt uns das richtige Urtheil über sie, aber auch noch einen guten Maßstab für mehrere andere Sagen mit ungeheuren Zahlengrößen und abenteuerlichen Zuthaten in die Hände. Es ist folgender. Die alten Märtyrerverzeichnisse, die ältesten Quellen über sie treten noch sehr bescheiden auf; sie sprechen allerdings schon von Märtyrinnen zu Cöln, aber nur von einer Martha und Saula und noch mehreren andern. Bald wird aber auch einer Ursula gedacht, die Anfangs noch hinter den andern ihren Platz einnimmt, später aber an ihre Spitze rückt. Es mußte wohl ihr Name neben dem des hochgefeierten Ursus bald zu besonderer Hochachtung kommen. In Cöln wurden ja die Thebäer nicht minder verehrt, als in der Schweiz. Die kleine Zahl wird dann eine immer größere; es werden mit der Ursula bald 5, bald 8, bald endlich auch 11 Jungfrauen ausdrücklich genannt. So hatte man fast ein ganzes jungfräuliches Apostelcollegium zusammen; auch kommen wirklich einmal 12 vor, gewöhnlich aber blieb es bei den 11 Namen. Wie die Namen, wurden aber die beigefügten unbestimmten „Mehrere" vermehrt oder besser multiplicirt; sie wurden, um das Martyrium recht in Glanz zu stellen, zu Hunderten, ja Tausenden. Noch immer sind das aber nicht eilftausend. Fragt man, wie man zu diesen kam, so wirkten dabei die schon gewonnenen 11 Namen, und ein nach der Multiplication der Mehrern nahe liegendes Mißverständniß mit. Man schrieb XI. M. V.; man las das jetzt nicht mehr 11

jungfräuliche Märtyrinnen (Martyres Virgines), sondern 11,000 Jungfrauen. (Millia V.) Eilftausend sollten also als Märtyrinnen in Cöln gefallen sein, an ihrer Spitze die heil. Ursula. Wahrlich eine schöne Zahl. Diese in ihrer Art einzige Metzelei mußte natürlich ein Gegenstand weiterer Nachforschung und Behandlung werden. Es war die Frage, die auch Sie Alle erheben würden, wenn Sie nicht schon die Beantwortung vernommen hätten, unabweisbar, woher doch diese Ursula und diese Legion Jungfrauen, wie und unter welchen Umständen konnte doch ein solches beispielloses Blutbad wehrloser Jungfrauen stattfinden? Die damalige Zeitanschauung, die alle Glaubensprediger aus Britannien kommen ließ und hier die eigentliche Wiege der christlichen Begeisterung und Hingebung fand, vielleicht auch ein entfernt ähnlicher historischer Vorgang, führte hieher; auch befand sich in dem jungfräulichen Apostelcollegium eine Britola, die einen Fingerzeig nach dem Insellande zu gab. Der Vater der Ursula mußte aber jedenfalls ein allgemein bekannter und besonders frommer Mann gewesen sein. Man nannte ihn deshalb Notus, d. h. der Bekannte, oder auch, da man ihn doch nicht nennen konnte, Deo notus, d. h. der sicher Gott wohlbekannte. Wie kam nun aber die britische Königstochter von ihrem Vater und Vaterlande hinweg nach Cöln? Als heilige Jungfrau jedenfalls nicht durch eine Heirath, sondern nur durch eine Weigerung, sich zu verheirathen. Sie wird so wunderschön geschildert; Werber um ihre Hand fanden sich somit bald ein. Der dringlichste mußte als ein wilder, besonders zu fürchtender Tyrann bezeichnet werden. Der Vater geräth in eine bedrängte Lage; die erleuchtete Tochter muß ihm mit

einem guten Rathe zu Hülfe kommen, der ihn wieder frei aufathmen läßt und auch ihr eine Hinterthür zum Entschlüpfen öffnet. Der kluge Rath der Frauen ist wohl bekannt. Ohne Schiff hätten die Jungfrauen nicht auf den Continent gelangen können; der Vater muß so nach der Tochter Rath in das Gesuch des Werbenden unter der Bedingung einwilligen, daß ihr 10 ausgezeichnete Jungfrauen, und wiederum ihr und jeder andern 1000 andere zur Reisegesellschaft beigeordnet, den 11,000 aber 11 Schiffe zu einem dreijährigen Seeaufenthalte oder zu Uebungen und Spielen daselbst zur Verfügung gestellt werden. Ein Sturm macht dem Spiele ein Ende; er weht zur rechten Zeit, um die Jungfrauen an die Küste zu verschlagen. Waren sie aber nur einmal hieher gebracht, so lag die weitere Reise derselben nach dem alten ehrwürdigen Cöln und über Basel nach Rom nicht zu fern. Auch die Thebäer sollen ja hier die Bluttaufe durch den Pabst empfangen haben. Die Hunnen, der Schrecken der alten Welt, müßten übrigens unter den Barbaren als die geeignetsten erscheinen, denen man die rohe Metzelei der Jungfrauen aufbürden konnte. Fast wie vom Himmel gefallen, erscheinen sie so plötzlich vor Cöln.

So war die Sagenbildung in vollen Fluß gekommen; mit den Einzelnheiten nahm man es nicht zu genau. Die fromme und kluge Prinzessin hilft sich und dem Vater freilich auf eine etwas unfromme und nicht zu kluge Weise. Eilftausend Töchter mögen in einem angeblich kleinen Reich nicht so schnell aufzutreiben sein, die je tausend auf ein Schiff geben eine sehr starke und lebendige Schiffsladung, die Seeschifffahrt derselben mit ihren Uebungen und

Belustigungen, die Reise der großen Jungfrauenkaravane über die Alpen geben fast unvollziehbare Vorstellungen. Der Grundstock der Legende war jedoch gewonnen. In vollen Strom kam aber erst die Sagenbildung mit dem Auftreten der heil. Elisabeth von Schönau. Im Jahr 1106 wollte man, als bei einer Belagerung Cölns an einigen Orten die Mauern eingestürzt waren, neuen Grund graben; da mahnten zwei plötzlich erscheinende Jungfrauen im himmlischen Strahlenglanze zur Ehrfurcht vor der heiligen Begräbnißstätte. Die Ausgrabungen nahmen so einen andern Charakter an; man suchte nämlich jetzt und fand auch immer mehr Leichname der Heiligen, die mit aller Ehrfurcht gehoben und an die Nachbarkirchen vertheilt wurden. Der glückliche Fund führte auf immer neue Ausgrabungen; sie dauerten vorzüglich von 1155—1164, also 9 volle Jahre, unausgesetzt fort. Man fand aber dießmal unglücklicher Weise viel mehr, als man suchte, neben weiblichen auch männliche Leichen, neben Jungfrauen auch Matronen, kurz ein ganzes vollständiges Leichenfeld; steinerne Tafeln gaben den Namen, Titel und die Würden der Märtyrer an. Es wurde ein vollständiges Protokoll von dem die Ausgrabung leitenden Abt Gerlach von Deuz über die Fundstücke aufgenommen. Das Zuviel machte endlich doch stutzig. Es gab noch dazu in der Umgegend Ketzer, die zum Glauben an solche Dinge nicht sehr geneigt waren. Was thun?

Um jene Zeit lebte im Kloster Schönau bei Oberwesel am Rhein eine junge Nonne, Namens Elisabeth, die im 23. Jahre ihres Alters, nachdem sie schon 12 Jahre im Kloster zugebracht und im stillen Hinbrüten ihre Phantasie erhitzt hatte, in visionär-ekstatische Zustände gerathen

war. Sie sah die Hölle und den Teufel in den fürchterlichsten Bildern, den Teufel bald in Gestalt eines dummen Ochsen, bald eines verschmitzten Pfaffen mit flammendem Gesicht und ellenweit herausgestreckter Zunge und Katzenkrallen an Händen und Füßen, dann aber auch das Paradies, die Engel und die Heiligen, vor Allem die Maria im himmlischen Strahlenglanze und in den lieblichsten Bildern und Gestalten. Ihr Bruder, Abt von Schönau, befand sich grade um diese Zeit in Cöln. Von oben her war allein Licht über diese Sache zu gewinnen; unter seiner Vermittlung wandte man sich an sie, die vielfach Angestaunte, die so Vieles sah, was Andere nicht sahen, und in einem wahren Offenbarungsfieber lebte. Gerlach schickte ihr die bedeutendsten Grabsteine zu, in Bezug auf die er aber selbst nicht dem Verdachte widerstehen konnte, sie möchten von den Ausgrabenden des Gewinnes halber untergeschoben worden sein. Anfangs wollte die wirklich fromme Nonne nicht recht an die dunkle Sache; man ließ ihr aber keine Ruhe. Endlich gab sie den in sie dringenden Männern mit so gutem Vertrauen nach und entsprach vollkommen den gehegten Erwartungen. Der Abt Gerlach erhielt so allen möglichen Aufschluß über die an ihn gestellten Fragen, die vorzüglich die dunkelsten Punkte der Legende, die Reise nach Rom und die in sie verflochtenen Personen betrafen. Selbst den Namen des damaligen Pabstes Cyriakus, den die Geschichte nicht kannte, offenbarte die heil. Elisabeth. Egbert spielte bei diesen Offenbarungen die Rolle des Vermittlers, bei der er ihr aber auch nach ihrem eigenen Geständnisse selbst Manches offenbarte; er war es auch, der, wie er ihr die lateinischen Grabstein-

inschriften enträthselte, selbst wieder ihre Offenbarungen in lateinischer Sprache niederschrieb und dabei ihren Visionen nachhalf, soweit es ihm gut und nöthig dünkte. Zu fein waren sie nicht, jedoch immer so fein, daß sie unter dem Siegel höherer Eingebung die frommen Gemüther beruhigen konnten. Ueber die männlichen Grabsteine erhielt sie z. B. folgenden Aufschluß durch die ihr erscheinende und mit der Siegespalme geschmückte Märtyrin Verena, eine der Jungfrauen: „Als das Gerücht von unserm Vorhaben sich in Britannien verbreitete, fanden sich auch Bischöfe zur Begleitung ein; auf der Reise selbst gesellten sich noch andere zu uns, wie der Bischof von Basel, Pantalus.“ Die heil. Elisabeth fühlte aber selbst den Widerspruch und warf ihr oder sich selbst ein: „Es habe ja die heil. Ursula von vorn herein gar nicht die Absicht gehabt, die große Wallfahrt anzutreten, sondern sei nur durch einen zur guten Stunde wehenden Wind auf den Continent verschlagen worden.“ Darauf erhielt sie oder gab sich selbst durch die Verena den den Widerspruch keineswegs hebenden Aufschluß: „Der Vater der heil. Ursula sei doch in den Willen der Tochter und den Rathschluß Gottes eingeweiht gewesen, habe sich einigen Vertrauten entdeckt, und so sei die Mitreise beschlossen worden.“ Noch plumper war ihre Offenbarung in Betreff eines Steines, der nur den Namen „Jakobus“ trug. „Das sei ein Erzbischof von Antiochien gewesen, der gerade damals seinen Landsmann, den Pabst Cyriakus, besucht und sich zur Mitreise und Begleitung entschlossen habe.“ Dieser habe es unternommen, als schon eine große Zahl der Jungfrauen gefallen war, die Namen der Gefallenen in Stein einzugraben, und, selbst von den Blutdürstigen

ergriffen, nur noch die Gnade gewonnen, seinen eigenen Namen aufzuzeichnen. Ihn allein und nichts mehr habe er in der gegönnten kurzen Frist aufzeichnen können. Es müßte das in diesem Falle ein Mann von ungeheurer Kaltblütigkeit und Arbeitskraft gewesen, die Metzelei aber sehr langsam vor sich gegangen sein; solcher Unsinn konnte nur in den Träumen einer dem Leben fremd stehenden Nonne vorkommen. Man nahm aber auch ihn, kurz alle diese Offenbarungen, auch wenn sie der alten Sage schnurstracks widersprachen, mit höchster Andacht auf.

Mitten in ihren Enthüllungen starb die Ueberreizte; der Abt Richard, ein Engländer von Geburt, der sich in die cölnische Diöcese gegen 1180 zurückgezogen hatte, nahm es auf sich, das Fehlende zu ergänzen. Er that es in maaßloser Kühnheit in zwei Büchern vom Jahr 1183 und 1187. Er gesellte noch alle damaligen Großen der Welt zu der schon bedeutend angewachsenen Reisegesellschaft, bot da, wo etwa die Bewegung derselben ins Stocken gerathen wollte, himmlische Maschinerien, z. B. die Engel, auf, welche die Jungfrauen und ihre Begleiter über Berge und Flüsse tragen mußten, und gab dann noch über die einzelnen auftretenden Persönlichkeiten die bestimmtesten Aufschlüsse, wie sie immer ein Heraldiker geben kann.

Die Ursulasage hatte so ihre volle Ausbildung erhalten. Man machte zwar immer neue Ausgrabungen auf dem großen Leichenfelde; auf die großartigen Erdichtungen Richards ließ sich aber kaum mehr etwas Neues zu dem fertigen religiösen Roman beifügen. Dagegen konnte sich wohl noch die an die allgemeinere Ursulasage anknüpfende schweizerische Volkssage fortbilden. Diese Vervollständigung

bestand aber darin, daß man, was man immer von heiligen Namen und Oertern in der Umgegend des von der Jungfrauencaravane berührten Basels vorfand (man zeigt noch jetzt dort das Haus der Ursula, und die Ursulastiege), in die hochgefeierte Sage verwebte. Die Namen dieser einzelnen Oerter wurden mit dem tragischen Geschick oder Tode einzelner dieser Jungfrauen in Verbindung gesetzt, die Namen derselben, z. B. Christiana, darnach bestimmt, oder nach andern in der Landesgeschichte bekannten Frauen bald so, bald so angegeben. So erklären sich die Zusätze auf schweizerischem Boden; es liegt demselben aber auch noch ein tieferes Motiv zu Grunde, das man nicht übersehen darf. Es bildet die Ursulasage ein Seitenstück zu der Thebäersage; sie ist ein ähnliches Licht- und Nachtstück, das nur im Ganzen ein etwas milderes Sonnen- und Mondlicht umglänzt. Dieselbe Widerstandskraft gegen tyrannisches Wesen, dieselbe Ergebung und Hingebung erfreute und hob hier und dort das schweizerische Gemüth. Im Besondern bewährte sich die heil. Ursula als eine treue Namensschwester und Leidensgefährtin des hochgefeierten Ursus. Dieß der tiefere Grund, warum sie ein Echo in der Schweiz und namentlich an dem Orte fand, der keine versprengten Thebäer aufweisen konnte.

Diese Darlegung der allmähligen Entstehung der Legende gibt schon das sichere Urtheil über sie in die Hände. Es konnten aber auch bei der willkührlich nach den ersten besten Bestimmungen greifenden Sagenbildung historische Mißgriffe nicht ausbleiben, die selbst einem blöden Auge ins Gesicht springen mußten. So verlegt die alte cölnische Tradition die Thatsache in's Jahr 238; 1838 ist auch das sechszehn-

hundertjährige Jubiläum dieser Märtyrinnen mit allem Pompe gefeiert worden. Damals konnte aber noch kein Hunne den Jungfrauen nur ein Haar krümmen, weil ihre Einfälle erst später fallen; damals hat sie noch kein Bischof von Basel in mittelalterlicher Romantik nach Rom geleitet, weil es sicher noch nicht ein Bisthum zu Basel gab; damals hat ihnen sicher kein Pabst Cyriakus die Bluttaufe ertheilt, weil die alten wohlbewährten Listen der Bischöfe von Rom keine Lücke für diesen geoffenbarten oder besser erdichteten Pabst offen lassen. Den letzten, und zwar den Todesstoß erhielt aber die Legende durch die Alterthumsforschung. Man erkannte bei genauerer Untersuchung, daß der große Todtenacker, auf dem man bisher immer nur Jungfrauen und Bischöfe ausgegraben hatte, kein Jungfrauenleichenfeld, sondern der alte Begräbnißplatz der dort stationirten Römer war; man erkannte es auf eine unwiderlegbare Weise an den alten römischen Inschriften, den Waffen und den andern Fundstücken, und konnte sich nur darüber wundern, wie man bisher in so arger Täuschung gelebt und die starken Soldatenschädel getrost für die der zarten Jungfrauen hingenommen und den heidnischen Soldaten alle mögliche Verehrung erwiesen habe. Dabei muß aber zur Ehre der katholischen Kirche, der wahrhaft gebildeten Theologen und Laien derselben anerkannt werden, daß sie mit zuerst offen auf den argen Mißgriff hinwiesen und der Legende den Glauben aufkündigten; man muß selbst rühmend hervorheben, daß der letzte Kurfürst von Cöln, Max Franz von Oesterreich, die 11,000 Jungfrauen schonungslos in allen Bet- und Meßbüchern streichen ließ.

Für Basel möchte sich somit nicht viel Historisches aus der Legende herauslesen lassen; wir würden gar nichts Sicheres über die auch hier um jene Zeit oder bald nach ihr vorhandenen christlichen Elemente wissen, wenn uns nicht auch hier die in den unterirdischen Bibliotheken lesende Alterthumsforschung entgegenkäme und das Fehlende in glänzender Weise ersetzte. Es wurden nämlich im Sommer 1837 hinter der Münsterkirche daselbst drei zur Grundlegung eingesenkte römische Grabsteine entdeckt, von denen vorzüglich einer unsere Aufmerksamkeit verdient. Hier findet sich außer einer ebenfalls beachtenswerthen Inschrift ein Gefäß mit zwei Henkeln, aus welchem ein Blumenstengel hervorragt, den zwei zu beiden Seiten befindliche Tauben mit den Schnäbeln berühren, und über den Feldern mit der Inschrift und der sinnreichen Darstellung noch ein Mond mit aufwärts gekrümmten Hörnern. Der Aschenkrug gehört bekanntlich der alten Zeit, die aus der Asche hervorsprießende Blume mit den Tauben zu beiden Seiten der Neuzeit oder der christlichen an; die Bedeutsamkeit der schönen bildlichen Darstellung wird aber noch durch die mit abgebildeten Hörner des Mondes erhöht. Die aus der Asche aufkeimende Blume bezeichnet sinnig das aus dem Tode aufkeimende höhere Leben des Geistes; die Tauben erinnern, wie die Taube der Arche Noahs, an die frohe christliche Botschaft oder beziehen sich auf die Reinheit des hier nach der Inschrift begrabenen Jünglings; die Mondsichel mit aufwärts gekrümmten Hörnern weist auf das aus der Finsterniß des Todes hervorgehende Licht des Lebens hin. Wir begegnen hier offenbar einem Kunstprodukte aus einer Zeit, in der sich, wie die Blume aus dem Aschenkruge, das Christenthum

aus dem Heidenthum erhob. Es steht dieses Kunstwerk aber nicht vereinzelt da; eine reiche Ausbeute von solchen bald mit dem christlichen Kreuze, bald mit dem christlichen Monogramm, d. h. den in einandergeschlungenen zwei Anfangsbuchstaben des Namens Christus, versehenen ist vorzüglich auf dem noch viele Geheimnisse und ein reiches Leben der Vergangenheit in sich bergenden Boden des alten Baselaugst gemacht worden. Hier finden wir uns auf einem großen Leichenfelde, dessen Gräber in die letzten Zeiten der Römerherrschaft und theilweise noch in die etwas spätere, hinter der Zeit der Römerherrschaft liegende Alemannenzeit gehören. Man hat hier eine Menge Schmucksachen gefunden, die entschieden von den in der Stadt selbst gefundenen abweichen und nebst Schwertern und Spangen an die oben erwähnten Gräber von Belair bei Lausanne und in der Umgegend erinnern. Wir haben hier die Ruhestätte eines verwandten Volkes vor uns, des alemannischen, das diese Gegenden besetzte. So gewinnen wir durch dieses Gräberfeld die erfreuliche Bestätigung unseres schon früher ausgesprochenen Satzes, daß die Alemannen auf ihre Niederlassung in dem theilweise schon christianisirten Lande der weltüberwindenden Kraft des Evangeliums nicht auf die Länge Widerstand leisten konnten und die Erben, wie des Wohlstandes und Reichthumes der Bewohner von Baselaugst, so auch ihrer geistigen Errungenschaft wurden. Vollendet ward aber diese Bekehrung erst unter der Frankenherrschaft; Beweis dafür ist die folgende Legende.

Der heil. Fridolin und das Kloster Seckingen.

Fridolin, auch Fredelin, Fridold, Friedrich genannt, soll in Schottland oder Hibernien von vornehmen Eltern geboren sein. Erst späterhin (15. Jahrhundert) hat man aus den vornehmen Eltern königliche gemacht. Es hob das sein selbstverleugnungsvolles Handeln, seine gänzliche Hingabe an Christus noch mehr hervor. Für Christus muß man Alles opfern, in der Verwandtschaft mit ihm seinen wahren Ruhm, seine wahre Ehre finden, sind die ausdrücklich hervorgehobenen Grundgedanken seiner Lebensbeschreibung. Jedenfalls war er ein ächter Jünger Christi, ein begeisterter Priester und Apostel des Herrn, ein Prediger mit gewaltiger Kraft, ein Schrecken aber auch ein Trost der Sünder. Bewunderung und Verehrung folgte ihm auf allen Wegen. Fridolin freute sich ihrer, gewahrte aber bald unter den Rosen die Schlange, die Eitelkeit, die in sein Herz vergiftend eindringen wollte. Auf höheren Befehl verließ er darum gern die Stätte der Versuchung, die trauernden und ihn zurückhaltenden Verwandten und Bekannten, begab sich auf's Meer, gelangte, von einem Sturm ergriffen, an's gallische Gestade und wanderte, unterwegs lehrend und bekehrend, nach Pictavium (Poitiers), der Wohnungs- und Wirkungsstätte des

berühmten alten Kirchenlehrers, des h. Hilarius, des treuesten Vertheidigers des orthodoxen Glaubens im Abendlande, den kein kaiserliches Gebot und kein Exil zu beugen wußte. Hierher zog es unsern Fridolin; hier verweilte er in tiefer Verehrung des wackern Kämpfers und wollte nicht eher von hinnen scheiden, als bis er einige Gebeine des geweihten Mannes, seines Vorbildes, eine Lebenskraft für seine weitere Reise, gewonnen hätte. Er ward erhört; Hilarius erscheint ihm selbst des Nachts. Er kündigt ihm an, daß er gewürdigt worden, seinen hier unter der Arianischen Westgothenherrschaft verfallenen Gottesdienst neu zu beleben, seinen Körper zu heben und in das Heiligthum der erneuerten Kirche zu versetzen. Er wandte sich darauf an den Bischof der Stadt; dieser kam ihm auf's Freundlichste entgegen. Er ward auf einer Versammlung der Geistlichkeit von ihm und ihr zum Abt des Klosters eingesetzt und mit der Ausführung des höhern Gebotes beauftragt. Der Bescheidene schwankte; der ihm wieder erscheinende Hilarius mahnt ihn aber zur Uebernahme des Werkes. Es gab freilich nicht wenig zu thun; die Gebäude standen da zerstört und verödet, die Klosterdisziplin war verwildert. Hilarius wußte aber zu helfen; er gab Fridolin den guten oder besten Rath, sich mit seinem Bischofe an einen höhern Helfer in dieser Zeit, an die stärkste Kraft, den großen Chlodwig, den Besieger auch der Westgothen, zu wenden. So

zog er mit seinem Bischof nach Orleans, der damaligen Hauptstadt des Frankenreiches. Der König nahm ihn auf das Freundlichste auf; er verließ selbst den Thron, um dem schon weithin rühmlichst bekannten und verehrten Mann entgegen zu gehen, und lud ihn sofort an seine Tafel. Um ihn recht zu ehren, reichte er ihm an derselben ein krystallenes, mit Gold und Silber künstlich verziertes Trinkgeschirr dar, aus dem er selbst zuvor getrunken. Ehe es aber der Gottesmann in die Hand nahm, fiel es auf die Tafel und von dieser weiter auf die Bank und zerbrach in vier Stücke. Der Mundschenk sammelte die Scherben und gab sie dem betrübten König, dieser aber Fridolin, als erwarte er von ihm, der mittelbaren Ursache des Unglücksfalles, das Gefäß unbeschädigt zurück. Und Fridolin nahm die Scherben, fügte sie sorglich zusammen, umfing sie dann mit beiden Händen, neigte sein Angesicht gegen die Erde, betete eine Weile zu Gott, und siehe, die vier Stücke einten sich wieder zum schönen Ganzen zusammen. Das Wunder verfehlte seinen Eindruck nicht; die gegenwärtigen, noch nicht bekehrten Heiden ließen sich taufen, der König aber gewährte dem Wunderthäter Alles und noch mehr, als was er begehrte. So erhob sich bald der neue Bau, so schnell, daß man meinte, die Engel selbst hätten das Werk mit angegriffen; die Gebeine des Hilarius wurden aus dem alten in das neue Gebäude mit Pomp und Jubel versetzt.

So wie aber das geschehen war, ließ Hilarius, der Schutzpatron Fridolins, oder sein Missionsdrang demselben keine fernere Ruhe. Es waren unerwartet zwei verwandte schottische Priester, Vettern dieselben, voll gleichen Eifers und gleicher Begeisterung, wie er, hier angekommen. Diese konnten sein Werk fortsetzen. Schon Nachts darauf hörte er deßhalb das Wort seines Patrones: „Es ist jetzt Zeit, daß du dich aufmachst und Gott an einem andern Orte mit deiner Arbeit dienest; an deiner Statt werden hier deine in göttlicher Sendung gekommenen Vettern fortarbeiten.“ Als er ihn weiter fragte, wohin er denn ziehen sollte, wies er ihn zu einer Rheininsel; mit andern Worten, es schwebte Fridolin fortan als sein eigentliches Reiseziel eine stille Rheininsel vor, wie solche Inseln die Apostel jener Zeit gern aufsuchten. So zog er mit den gewonnenen, in einer besondern Tasche aufbewahrten Gebeinen des h. Hilarius, seinem köstlichsten Kleinode, durch das frühere Lothringen dem Rheine zu, gründete hier an der Mosella (Mosel), schärfer an der Rosella, die sich in die Mosel ergießt, das Kloster Hilara oder Helera, erbaute dann in den Vogesen eine Hilariuskirche nebst Kloster, ferner eine solche zu Straßburg, und kam endlich nach einem seltsamen Umwege über Chur, wo er auch noch eine solche begründet haben soll, auf Anfragen und Erkundigungen hin bei der ihm im Traume gezeigten, noch unangebauten Rheininsel

Seckingen an. Er wurde hier von den herumwohnenden Alemannen nicht wohl aufgenommen; sie verfolgten seine Schritte, wie die eines Spiones und Viehdiebes, mit argwöhnischen Augen und trieben ihn endlich mit Schlägen fort. So eilte er noch einmal zu Chlodwig zurück; der ihm eingehändigte königliche Schenkungsbrief, die ihm mitgegebenen Geleitsmänner, die dem angedrohte Todesstrafe, der ihn in seinem Rechte antasten würde, machten jetzt die noch wilde Population etwas zahmer. Seine nächste Sorge war nun die, einen passenden Ort für eine Kirche und ein Kloster aufzufinden; der Himmel nahm ihm aber diese Sorge ab. Von der Arbeit des Tages erschöpft, hatte er sich unter einen Baum zur Ruhe niedergelegt und seine Reliquientasche an demselben aufgehängt. Des Nachts erwacht er und will sein gewöhnliches Gebet verrichten. Da, o Wunder, hatte der Baum alle seine Aeste vom obersten bis zum untersten wie eine Kugel zusammengedrängt und sie gegen die Erde gesenkt. Das Zeichen war nicht zu verkennen; Hilarius selbst zeigte den Ort an, wo das neue Heiligthum zu seiner Verherrlichung errichtet werden sollte. Fridolin suchte nun auch sofort eine Herberge in der schon bewohnten Nachbarschaft der Insel auf. Er kam zu dem Hause eines „ehrbaren, namhaften und reichen" Mannes, eines gewissen Wacher, ward aber von seiner Frau „mit einem zornigen Humor und Kopfe" nicht sehr

freundlich empfangen. „Siehst du nicht," rief sie ihm zu, „daß alle Häuser ringsum verbrannt, und wir selbst auf ein kleines Haus beschränkt sind, daß uns die Hungersnoth ganz hülflos gemacht hat?" Um so freundlicher nahm ihn aber Wacher selbst auf, der über der sprudelnden Zornrede der Frau herbeigekommen war. Auch sie sollte aber durch ein frohes Ereigniß gewonnen werden; es ward ihr die gleiche Nacht ein Töchterlein geschenkt. Das war ein deutliches Zeichen von oben; der Gekommene konnte nur ein Gottesmann sein. Er ward gebeten, dasselbe zu taufen und Taufpathenstelle zu vertreten. Es war so mit dem geweihten Orte für das Kloster auch ein treuer Freund und Helfer und sogar in dem Töchterlein selbst die erste Klosterfrau und Aebtissin des Klosters Seckingen gewonnen (vergl. Aloys Schreiber im 5. Band der Kornelia 1818).

Fridolin ging jetzt rüstig an seine Arbeit. So wie aber die Ausrottung des dichten über die Insel ausgedehnten Waldes zur Errichtung des Kloster- und Kirchenbaues fröhlich fortschritt, die Insel sich lichtete und heimischer und wohnlicher ward, begannen auch die Verfolgungen der neidischen Nachbarn auf's Neue. Sie legten Fridolin alle möglichen Hindernisse in den Weg und suchten die neue fröhliche Schöpfung wieder zu zerstören. Fridolin hatte aber auch Freunde und Verehrer gewonnen, die zu Rathe gegangen waren, wie man die böse Sache gütlich ausgleichen möchte.

Sie hatten einen Tag zu einer gemeinschaftlichen Besprechung der Angelegenheit am Gestade des Rheines angeordnet. Es war jedoch von ihr nicht viel zu hoffen, wohl aber zu fürchten, daß die Versammelten über Fridolin herfallen dürften. Deßhalb ging der Betrübte, auf die göttliche Hülfe bauend, Abends zuvor aus der Insel und senkte, auch das Seine thuend, unter Mithülfe eines oder einiger Freunde und zweier Stiere, da, wo der Strom breiter floß, einige Tannen in denselben, um die Gewalt des Wassers zu brechen und es gegen seine Feinde auf der gallischen Seite zu leiten. Nach verrichteter Arbeit ging er wieder in seine Zelle und brachte, die Wirkung hoffnungsvoll abwartend, die ganze Nacht mit Wachen und Gebet zu. Die Bäume waren nicht vergeblich in's Wasser gesenkt worden; wie Fridolin am frühesten Morgen aus seiner Zelle heraustritt, welche Veränderung! Der natürliche Lauf des Flusses war gänzlich verändert; man konnte trockenen Fußes auf das alemannische Ufer wandern; die ganze Strömung hatte sich dem andern gefährlichen Ufer zugewendet. Die ankommenden Feinde stutzen, erkennen die mächtige Hand des schützenden Gottes und flehen Fridolin beschämt um seine Verzeihung und Fürsprache bei demselben an. Das war Hülfe in der Noth; dem Volke ist ganz vorzüglich dieses Wunder im Gedächtniß geblieben. Noch jetzt läßt man im Schwarzbubenlande den 6. März die „Friedli's

Chälbeli" junge Tannen im Andenken an die Sache zur Volkslust und Freude herumziehen.

Von nun an blieb Fridolin im ruhigen Besitze der Insel. Er wurde der Stifter des Frauenklosters daselbst; er wurde aber auch der Prediger der ganzen Umgegend, der Mann der allgemeinen Hochachtung und Verehrung, zu dem sich, wie zu dem Kirchlein auf der Rheininsel, die noch in tiefer Finsterniß liegende Population drängte. Das von ihm begründete Klosterleben war übrigens ein freies, ganz seinem innern Leben entsprechendes. Er hatte einen strengen Jünger bei sich, der allerdings an eine gefängnißartige Einschließung der Klosterfrauen dachte, kurz ihnen so recht einen Kerker bauen wollte und sich nicht davon abbringen ließ. Es zerfiel aber des Nachts wieder, was er am Tage aufgebaut hatte. Gott war gegen ihn; des Meisters Wille drang durch. Dieser war aber der, daß Glaube und Liebe, fromme Begeisterung und freie Selbstverleugnung, nicht aber Zwang und Härte das Kloster weihen sollten. Recht charakteristisch für diese seine Liebesgesinnung ist die Erzählung von den Knaben der Nachbarschaft, die im Herbste mitunter die Insel heimsuchten und dem dortigen Obstgarten mit den verlockenden goldenen Früchten einen Besuch machten. Der gute Fridolin half den kleinen Schelmen selbst mit auf die Bäume, bot ihnen als eine Leiter seinen Rücken und seine Achseln dar und warnte sie sorglich zu rechter Zeit, wenn er seinen

strengern Diener herbeikommen sah (vergl. Christoph Fuchs „das heilige Schweizerland").

Bei der allgemeinen Achtung und Verehrung, die Fridolin gewann, gewann er aber auch solche Männer, welche sein Werk mit hohen Gaben unterstützten. So soll ein reichbegüterter Mann in Glarus, Namens Ursus, unter Einwilligung seines Bruders Landolph einen Theil seiner Güter dem neubegründeten, fröhlich aufblühenden Kloster geschenkt haben. Er starb; Fridolin machte seine Rechte geltend; Landolph war es aber nicht genehm, sie herauszugeben. Er setzte sich wider das Testament, „den Brief erkenne ich nimmermehr," rief er am Tage des Gerichts, „ich fordere lebendiges Zeugniß." Der entscheidende Zeuge war aber dahin. Der Wunderthäter wußte sich jedoch zu helfen. Im Vertrauen zu dem Gotte der Wahrheit begehrt er von dem Richter einen neuen Gerichtstag für beide Partheien, geht dann im ernsten Sinnen zur Gruft des Verstorbenen, knieet betend auf dieselbe nieder, läßt das Grab öffnen und ruft Ursus mit lauter Stimme auf, sich aus demselben zu erheben. Dieser gehorcht der Weckerstimme. Der breite Stein des Grabmales fliegt hinweg, das Gerippe, dürr und nackend, steigt aus der Gruft hervor und bietet seine rechte Hand dem Beter, der sie mit festem Sinne erfaßt und ihn mit sich sechs Meilen weit bis nach Rankweil, der königlichen Gerichtsstätte, führt. Hier trifft er auf seinen Gegner. Entsetzen befällt Alle.

Ursus aber öffnet den lippenlosen Mund und ruft mit hohler Stimme: „Mein Bruder, warum hast du mir den Theil des Besitzthums geraubt, der mein gehörte? warum mich nicht an der stillen Grabesruhe gelassen?“ Durch und durch erschüttert antwortet Landolph: „Theuerster Bruder, ich werde dir deinen Theil treu zurückstellen und auch noch das Meinige beifügen.“ Die Verhandlung war beendigt; der neu verherrlichte Fridolin führte aber Ursus aus dem bleichen Kreise wieder zurück an das noch offene Grab, das sich über den Hinabsinkenden schloß, und kehrte dann selbst wieder auf seine Insel zurück. Auf ihr soll er dann noch 16 Jahre mit Erfolg fortgewirkt haben und im hohen Alter, etwa 70 Jahre alt, gegen 550 oder richtiger noch etwas später, den 6. März, eines sanften Todes gestorben sein. Seine irdische Hülle wurde in der von ihm erbauten Kirche beigesetzt; sie ist in der Stifts-, jetzt Pfarrkirche daselbst in einem silbernen Sarge mit treuer Sorgfalt aufbewahrt worden.

Was ist nun an dieser so reich mit wunderbaren Momenten durchwundenen und so vielfach von Dichterhand benutzten Lebensgeschichte wahr? Sie rührt von einem gewissen Balther oder Walther, einem Mönche von Seckingen, her, der sie erst im 10. Jahrhundert verfaßte. Es wäre das also eine sehr späte Zeit; er verfaßte sie aber nach einer ältern Schrift, die er in dem genannten Kloster Helera an der Mosel gefunden haben will. Die Treuherzigkeit des Referenten erlaubt keinen Zweifel daran. In

Seckingen war das handschriftlich vorhandene Leben des Heiligen bei einem Hunneneinfalle (938 bis 955 währten sie) verschleppt oder vernichtet worden. Wir wissen nun freilich nicht, wie alt die benutzte Denkschrift war; jedenfalls nicht zu alt, denn sonst dürften keine solchen rohen Wunder- oder besser Zauberstückchen, wie das von dem zerbrochenen und wieder ganz gemachten Trinkglase, und keine so entschiedenen Unwahrscheinlichkeiten und Unrichtigkeiten, wie sie wirklich vorliegen, darin vorkommen. Diese Quelle führte übrigens unsern Walther nur bis zur Insel; die Thatsachen auf ihr, die mit einem Wunder beginnen und mit einem enden, entlehnte er aus der mündlichen Ueberlieferung. Ein 400, sage 400 Jahre lang Fortüberliefertes ist aber ein durch viele Hände gegangenes. Da ist Manches hinzugesetzt und weggelassen und allmählig ins Wunderbare hineingespielt worden. Walther erzählt selbst in seiner naiven Weise, daß mehrere Seckinger die Wahrheit der von ihm erzählten Wunder geläugnet, andere sie aber nach der zuverläßigen Erzählung der Väter angenommen hätten. Beide hatten recht. Es läßt sich gerade aus diesen erzählten Wundern noch recht gut der einfache, natürliche Hergang der Sache herauslesen; das ist aber wahr, der Herr war mit Fridolin.

Hieraus ergibt sich denn nun sicher, daß das Erzählte nicht schlechthin als Thatsächliches hingenommen werden kann. Wir heben namentlich hervor, daß der Name Fridolin, Fridlin, Friedrich, Friedlich sehr deutsch klingt, so deutsch, daß man selbst bei der Annahme einer Umtaufe des fremden Namens in das Alemannische die alemannische Wurzel nicht verkennen kann. Es wird aber hiemit das Alles sehr

ungewiß, was über seine schottische Herkunft, seine vornehmen königlichen Eltern, seine Ueberfahrt nach Gallien gesagt wird. Die Schotten waren nun einmal die begeisterten Prediger des Evangeliums in späterer Zeit auch in der Schweiz; so mußte wohl auch Fridolin, der älteste Apostel Oberdeutschlands, ein solcher sein. Es wird hiemit aber auch das unsicher, was über seine Kreuz- und Querreisen und seine vielen Kirchen- und Klösterstiftungen und Bauten gesagt wird; es wird noch unsicherer dadurch, daß sich nirgends anderswoher ein sicherer Nachweis für dieses sein Wirken an den bezeichneten Oertern geben läßt. Als einen begeisterten Anhänger des Hilarius ließ man ihn überall da auftreten und Kirchen und Klöster bauen, wo es Hilariuskirchen gab, ja selbst den merkwürdigen oder vielmehr widersinnigen Umweg von Straßburg über Chur, wo es auch eine Hilariuskirche gab, nach Seckingen antreten. Das ist aber richtig, ein guter Wanderer, ein Pilger nach allen heiligen Orten muß er gewesen sein; denn den charakteristischen Beinamen des Wanderers (viator) hat gerade er, meist als Pilger mit Stab und Hut abgebildet, davon getragen.

Was aber die Hauptsache für uns anbelangt, sein Aufenthalt in Seckingen, so ist der wohl verbürgt. Denn das ist der ihm früh angezeigte Ort seiner Bestimmung, das ist der Ort, wo er sich endlich nach langen Kreuz- und Querfahrten niederläßt; hier erhebt sich seine glänzendste Stiftung, sein eigenes, nicht mehr Hilariuskloster; hier findet er den Mittelpunkt einer gesegneten Wirksamkeit, hier auch nach treu vollbrachtem Tagewerke seinen Tod. Rings herum im weiten Umkreis lassen sich nun auch Hilarius- und Fridolins- und viele von Seckingen seit urgrauer Zeit abhängige Kirchen

nachweisen; es sind das Alles sprechende Zeugen für den hier wirkenden Apostel, für den Segen, der von hier aus nach allen Seiten hin ausströmte. In Bezug auf die Hauptsache verstummt somit jeder Zweifel; Fridolin lebte und wirkte, ein Apostel des Herrn, in Seckingen.

Im Besondern verdient unter den Besitzungen der Fridolinsstiftung Glarus eine Berücksichtigung, das ohne Zweifel von dem Patrone desselben, dem h. Hilarius, seinen Namen hat. Wir lassen zwar das von Walther nur anhangsweise erzählte Wunder von der Citation des verblichenen Ursus dahinfallen. Denn sicher konnte das Gericht nicht verlangen, daß ihm, wie es heißt, der verstorbene Ursus persönlich als Zeuge vorgeführt werde. So etwas kann nur in der Sagendichtung vorkommen. Es konnte nur etwa auf ein Zeugenverhör oder auf einen Reinigungseid antragen, den man nicht selten der höhern Feierlichkeit und eines tiefern erschütterndern Eindruckes wegen über den Gräbern oder auch einem Reliquienkästchen ablegen mußte. Es ließ sich das aber leicht in der Sage umstellen; nicht mehr der Schwur über dem Grabe und den Gebeinen, diese lebendigste erschütternde Erinnerung an den Gestorbenen, der Gestorbene selbst, aus der Behausung der Verwesung emporsteigend und mit der Geisterstimme das Zeugniß aussprechend, mußte die Sinnesänderung bewirken.

Sicher nahmen aber die Alemannen von diesem Thale Besitz; es können deßhalb wirklich auch hier,

nachdem die Franken die Alemannen besiegt hatten, reiche Güterbesitzer das neu aufblühende hochgeehrte Kloster eben so bedacht haben, wie das in Zürich und Luzern geschah. Wenn es geschah, ob schon zu Fridolins Zeit oder etwas später, ist eine ziemlich gleichgültige Sache; die alten Chroniken sind natürlich für das Erstere. Schon Fridolin soll deßhalb auch dem Lande die strenge Beherrschung und dem Volke die schwere Bürde erleichtert, nach einer Angabe selbst die Leibeigenschaft aufgehoben und die Obrigkeit des Gerichtszwanges und alle Zinsen und Gefälle dem Kloster Seckingen übergeben haben. So findet man denn nun auch mit Rücksicht darauf den h. Fridolin auf dem Landeswappen, dem einzigen noch jetzt mit einem Heiligen geschmückten schweizerischen, auf dem Landessiegel und den hier geschlagenen Münzen, vor Allem aber auf den alten Pannern, namentlich auch dem, welches der hochherzige Matthias Ambüel in der Näfelser Schlacht von 1388 für die Freiheit seines Volkes schwang.

Sicher ist es jedenfalls, daß Glarus seit uralten Zeiten Seckingen gehörte, und kein anderer Besitzer desselben bekannt ist, daß es eben so von Seckingen abhängig erscheint, wie Uri von der Frauenmünsterabtei in Zürich. Eben deßhalb wurde auch die Lage und Stellung des einen Landes so ziemlich die gleiche, wie die des andern, ja es traf sich selbst, daß zeitenweise die Vorsteherin des einen Klosters auch die des

andern wurde. So ist das aus einer alten Urkunde in Betreff der Tochter Ludwigs des Deutschen, der schon früherhin rühmlich genannten Bertha, der Erbauerin des Frauenmünsters zu Zürich, und der Kaiserin Richarda, Gemahlin Karls des Dicken, bekannt. Walther erzählt uns in Betreff der erstern, daß, als sie mit ihrem Vater sich hier aufhielt, und die königliche Wohnung von einer Feuersbrunst ergriffen wurde, der königliche Vater mit den Seinigen versucht habe, die Gewalt der Flamme von der nahen Kirche abzuwenden, Bertha aber in die Kirche geeilt und hier auf das Grab des h. Fridolin niedergesunken ei, entschlossen, nicht von dannen zu gehen, auch wenn die Flammen über ihr zusammenschlagen würden. Wirklich hätten sie auch schon das Gebäude ergriffen, Alle an seiner Erhaltung verzweifelt und die Flucht ergriffen; da sei Fridolin selbst in priesterlicher Kleidung erschienen und habe so die Flamme vom Dache der Kirche abgewendet, daß kein Zeichen nur eines Rauches oder einer Schwärze zu bemerken gewesen. Es ist das eine für die steigende Hochachtung des Heiligen sehr charakteristische Erzählung. Auch die Kaiserin Richarde, die sich nach dem Vorwurfe, den die Großen des Reiches ihrem schwachen Gemahle machten, „daß er sich von seinem Kanzler Luitward die Krone vom Haupte und die Gemahlin vom Herzen habe stehlen lassen“, vom Hofe zurückzog, scheint sich bald hier, bald in Zürich in stiller Abgezogenheit, glücklich, den

Fluthen der Welt entrissen worden zu sein, aufgehalten und nicht wenig mit zu der immer größern Blüthe des Klosters, das wir bald im Besitze reicher Güter am Zürchersee finden, beigetragen zu haben.

Sicher ist es dann ebenso, daß Seckingen ganz den gleichen Freiheitsgeist in das Glarnerland verpflanzte, den die Frauenmünsterabtei zu Zürich in's Ländchen Uri trug. Der Begriff der heiligen Familie, in der sich Alle, wie die Glieder eines geweihteren Ganzen anerkannten, oder der Gotteshausleute, dieser Begriff, unter dessen Kraft die schroffen Standesunterschiede sich ausglichen, ist auch hier der Schlüssel zur Würdigung der Entwicklungsgeschichte dieses mit im Herzen der Schweiz liegenden Kantons. Ist es auch falsch, daß Fridolin die Leibeigenschaft aufhob, so ist es doch wahr, daß hier, wie in Uri, die Unfreien den Freien sehr nahe rückten, daß die freien Hintersaßen unter mäßigen Zinsen für ihre Güter sich des Vollgenusses ihrer Freiheit erfreuten (34 Geschlechter), daß die Dienstleute der Abtei so recht an der Herrlichkeit der Aebtissin Antheil nahmen und aus ihnen zwölf ganz freie Geschlechter oder adeliche freie Wappengenossen hervorgingen, welche nur pflichtig waren, mit Schild und Speer die Rechte des Klosters im Thale zu schirmen, daß hier der Meier, der Stellvertreter der Aebtissin im Lande, mit solcher Selbstständigkeit und Selbstherrlichkeit regierte, daß selbst die Herzöge von Oesterreich nach dieser Würde

klöstern werden konnten. Es darf übrigens hier nicht unerwähnt bleiben, daß der älteste uns bekannte Meier des Landes, dem König Ludwig IV. im Jahre 906 den Pfenning aus der Hand schlug und dadurch nach altem fränkischen Gesetze für frei erklärte, ein Johann Tschudi war, ein Urahn somit der Familie, welche 300 Jahre lang dieses hohe Amt verwaltete und dann fortdauernd mit die erste Rolle in diesem Lande spielte, aus der die ersten Staatsmänner (17 Landammänner), aber auch die verdienstvollsten Gelehrten, wie der große Geschichtsschreiber Aegidius Tschudi, hervorgegangen sind. So wurde also das Frauenkloster oder Stift Seckingen, ganz wie die Frauenmünsterabtei in Zürich, die Pflanzschule des christlichen, aber auch eines geweihten Freiheitsgeistes im Herzen der Schweiz, eines Freiheitsgeistes, der sich so glorreich in der trotz aller Verherrlichung noch nicht gehörig verherrlichten Schlacht bei Näfels offenbarte, der Schlacht, in der die Glarner, ebenbürtig den Helden eines Leonidas, 500 an der Zahl, nicht bloß ihre Landesmarken und ihre alten Freiheiten gegen 15,000 wohlgerüstete Feinde (Oesterreicher) ruhmvoll vertheidigten, sondern diese auch noch in schimpfliche Flucht schlugen. Wahrlich, sie hatten volle Ursache, den wahrhaft wunderbaren Sieg dem heiligen Fridolin, an den sie sich in der tiefen Noth gewendet hatten, seinem Schutze und seiner Hülfe zuzuschreiben. Deßhalb auch der unendliche Jubel des Volkes, als

das alte ehrwürdige Panner bei der Näfelserfahrt von 1840 entrollt wurde, und der Heilige mit seinem ernsten Blicke segnend auf die Versammlung herabschaute. Wir schließen: ja Fridolin war es, der mit seinem treuen Eifer, seinem unerschütterlichen Muthe, seinem christlichen Liebes- und Freiheitssinne einem noch rohen, aber religiös nicht unempfänglichen Volke zu imponiren, es mit dem Zauber der Hochachtung und Begeisterung an sich zu fesseln, und in seiner Familie, d. h. unter den Gotteshausleuten des Klosters Seckingen, seinen Geist lebenskräftig zu erhalten und in der Stunde der Noth und Gefahr die starke Faust noch stärker zu machen wußte. Es ist wahr und schön, was der Dichter Reithard von der Näfelser Schlacht singt oder den Glarner singen läßt:

„Ja, Gott wird uns beschützen im Kampf für Weib und Kind
Und für die alte Freiheit, wenn wir deß würdig sind!“
So rief der Ammann Vogel, und alle knieten hin
Und flehten gläubig: „Ora pro nobis, Fridolin!“
Da fing es an zu rauschen im Banner geisterhaft,
Der Heil'ge schien zu steigen aus dem geweihten Tafft;
Sein treues Auge winkte: „Scheut nicht Gefahr, noch Spott!“
Auf seiner Bibel glänzte: „Dann hilft der alte Gott!“

Es ist wahr und schön, was der Dichter Max von Schenkendorf („das Grab des h. Fridolin“) begeistert ausruft:

„Lichtesboten, hergesandt,
Die ihr kamt von West und Süden,
Heil verkündend in das Land,
Ihr Apostel, schlaft in Frieden!
Vieles hat der Sturm verweht,
Euer Werk will nie veralten;
Junger Freiheit Ruf ergeht,
Und die ew'gen Kräfte walten."

Sechste Vorlesung.

Das Kloster Rheinau und der heil. Findan (Fintan).

Ziehen wir am Rheine von Seckingen weiter aufwärts, so ist die nächste alte christliche Stiftung, auf die wir stoßen, die Benediktinerabtei Rheinau auf einer Insel, um die sich der Rhein in malerischen Krümmungen herumwindet. Es ist wahrhaft eine Rheinau, eine der schönsten Inseln, welche der nach dem Sturze bei Schaffhausen noch nicht ganz zur Ruhe gekommene Fluß etwas unterhalb desselben bildet. Es war dieses Kloster von der uralten Familie der Welfen, die ihre Hand in unreiner Begierde nach fremdem Gut ausgestreckt hatte und wieder rein zu waschen gedachte, gegründet worden; es fehlte ihm aber noch die Seele, ein Fridolin. Auch diesen sollte es erhalten. Es war dieß der h. Findan, ein Schott- oder Irländer.

Wir kennen sein Leben aus einer sehr guten Quelle, aus der Erzählung eines zwar Ungenannten, aber eines

Zeitgenossen desselben, ja eines Mannes, der von ihm selbst seine Mittheilungen erhalten hatte. Diese tragen denn nun ganz den Stempel der Geschichtlichkeit. Das Leben Findans ist zwar ein abenteuerliches, aber doch nur ein solches, das mit seinen Todesnöthen und Errettungen so recht das spätere gottgeweihte Leben des Mannes einleitet. Es kommen in ihm zwar ein paar wunderbare Gesichte vor; sie sind aber der Art, daß Jeder in der gleichen Lage, in der stillen nächtlichen Stunde am Altare des Herrn, noch viel mehr gesehen und gehört haben würde.

Findan stammte aus einer vornehmen Familie. Er hatte einen Bruder und eine Schwester. Zunächst lernen wir ihn nun als liebenden Bruder kennen. Die Normannen oder nordischen Seeräuber, die damals ihre wilden Raubzüge zu unternehmen begannen, hatten seine Schwester als Gefangene fortgeschleppt. Auf des Vaters Geheiß wollte er sie loskaufen und eilte ihnen mit treuen Begleitern nach, in brüderlicher Liebe sein eigenes Leben und seine Freiheit auf's Spiel setzend. Es geschah, was vorauszusehen war; er wurde von den rohen Barbaren selbst gefangen und gefesselt. Wie durch ein Wunder, ward er aber dießmal wieder frei. Sie hatten ihn schon einen Tag ohne Speise und Trank gelassen, da berathschlagten sie sich endlich über ihn unter einander und fanden trotz aller Rohheit in der Mehrheit, daß man eigentlich die nicht fangen und gefangen halten solle, die da kämen, Gefangene mit Geld und Gut loszu-

kaufen. Späterhin hätten ihn aber die auf's Neue zu Raub und Mord ausgezogenen Normannen bald wieder eingefangen; er flüchtete sich vor den ihm auf der Ferse Folgenden in das nächstgelegene Haus und sprang gleich hinter die Thüre. Die Feinde stürmten in dasselbe und vor ihm vorbei bald hierhin, bald dorthin; wie mit Blindheit geschlagen, sahen sie ihn nicht.

Er sollte aber doch noch in ihre Hände kommen. Es entstand ein Kampf zwischen zwei irländischen Häuptlingen; der Vater Findans, der dem einen anhing, hatte das Unglück, einen Mann der andern Partei zu tödten. Der Führer derselben fällt jetzt mit seiner Mannschaft über ihn her, um ihn und alles das Seinige mit Feuer und Schwert zu vernichten. Sie stecken Nachts sein Haus in Brand, hauen den aus demselben Fliehenden nieder, tödten Findans Bruder in demselben; ihn selbst aber, der sich vor der Thür ritterlich vertheidigte, vermochten sie nicht zu greifen. Mitten durch die Flammen und Feinde bahnte er sich einen Weg. Hiermit war aber der Kampf nicht beendigt; die feindselige Gesinnung und die Zwietracht der Parteien wurde nur noch eine größere und giftigere. Es legten sich endlich einige Gutgesinnte in die Sache und brachten einen Frieden zu Stande, bei dem Findan und die Seinigen mit einer Geldsumme entschädigt wurden. Im Stillen dauerte aber der Parteikrieg und Haß fort; die Gegenpartei fürchtete bei einem bösen Gewissen, daß sich

der Schmerz desselben über den Verlust seines Vaters erneuern, und er Blutrache nehmen würde. Sie suchten ihn deßhalb hinterlistig aus dem Wege zu räumen; sie treffen eine Uebereinkunft mit den Normannen, veranstalten ein Gastmahl am Meeresufer, laden Findan zu demselben, der auch sorg- und arglos kommt, und geben denselben den Normannen, die mitten in der Mahlzeit über ihn herfallen, preis. Diese binden ihn fest und führen ihn mit sich fort; weil aber sein Herr Schottland noch nicht verlassen wollte, verkaufte ihn dieser einem andern und dieser wieder einem dritten, bis er am gleichen Tage an den vierten kommt, der, im Begriff, nach Hause zurückzukehren, ihn mit sich nehmen konnte.

Auf der Heimreise begegnete diesem ein anderes normannisches Schiff. Einer von der Mannschaft desselben bestieg sein Schiff und fragte die Mannschaft über die Beschaffenheit Schottlands und ihre Schicksale daselbst aus. Unglücklicher Weise war auf dem Schiffe Jemand, dessen Bruder der Fragende getödtet hatte. Dieser erkannte sogleich den Mörder wieder und tödtete ihn, Blutrache nehmend. So entstand ein wilder Kampf zwischen der Mannschaft der beiden Schiffe; der gefesselte Findan erbot sich mitten in demselben, seinem Herrn Hülfe zu leisten. Andere Schiffe brachten nun zwar endlich die streitenden Parteien auseinander; der Herr Findans vergaß aber dessen hochherziges Anerbieten nicht und ließ ihm in

Dankbarkeit seine Fesseln abnehmen. Man landete darauf auf den orkadischen Inseln. Die Schiffsmannschaft durfte frei herumgehen, sich pflegen und stärken, bis wieder ein günstiger Wind die Segel schwelle; Findan mit ihr. So sich selbst überlassen, dachte er bald daran, die günstige Gelegenheit zur Flucht zu benutzen; herumspähend fand er einen ungeheuren Stein oder Felsen am Meeresufer, unter den er sich sofort versteckte. Hier stand oder trat ihm aber im eigentlichen Sinue des Wortes das Wasser an die Kehle. Denn in die durch den Felsen gebildete Höhle drang bald die Meeresfluth ein. Er war in einer verzweiflungsvollen Lage; von unten her drang immer gewaltiger die Fluth empor, von oben her hörte er den Zornruf der über den Felsen wegstürmenden Normannen. Besser, dachte er aber, der Wuth des Meeres, als dieser Unmenschen anheim fallen; er blieb einen ganzen Tag und eine Nacht ohne Nahrung in der fürchterlichen Lage. Endlich wagte er sich am andern Morgen, als die Fluth zurückgetreten war, das Meer aber immer noch Wellen in die Höhle trieb, aus seinem Schlupfwinkel hervor und kroch auf allen Vieren aus Furcht vor seinen Feinden über Steine und Felsen umsichtig empor. Diese waren nun zwar verschwunden, aber Himmel, welcher Schrecken, als er die Insel ganz unbewohnt fand! Drei volle Tage blieb er daselbst, sein Leben mit Kräutern und Wasser fristend; da flehte er am dritten Tage, als

er die Meerfische und Delphine sich am Gestade herumtreiben und belustigen sah, im Falle eines längern Bleibens seinen sichern Tod voraussehend, zu Gott: O Gott, der du diese wilden Thiere und die Menschen geschaffen, der du ihnen das Meer, uns aber den Erdkreis zur sichern Wohnungsstätte angewiesen hast, komme mir nach deiner gewohnten Barmherzigkeit in dieser gegenwärtigen Bedrängniß zu Hülfe! Ich weihe, Herr, von dieser Stunde an Leib und Seele deinem steten Dienste, von dem mich die Welt und ihre Lust nimmer wieder abziehen wird; deinethalben werde ich die Ruhestätte der großen Apostel besuchen und dann (was nämlich im Lande der Glaubensapostel so hoch angesehen wurde) den apostolischen Wanderstab ergreifen, um mit aller Kraft nur dir und nur dir zu dienen. Er stürzte sich nach dem Gebete in gehobener Kraft mit allen seinen Kleidern in die Fluth, und wunderbar, sie wurden, wie durch göttliche Macht, starr und fest, daß er in ihnen, wie auf einem Brette, durch die sich aufthürmenden Wellen hindurch schiffen konnte. Die Wogen trugen ihn glücklich nach Schottland hinüber. Hier erklomm der Gerettete mit letzter Kraft die Bergeshöhen, um sich nach Dörfern und rauchenden Häusern umzuschauen. Er spähte lange umsonst; endlich am dritten Morgen, welche Freude! erblickte er Menschen in der Ferne und wandte sich an sie. Es waren Christen, die ihn freundlichst auf-

nahmen und zu ihrem Bischofe in der Nachbarschaft führten, der in Irland seine Studien gemacht hatte und so auch die Landessprache wohl kannte. Auch dieser nahm ihn freundlichst auf. Zwei Jahre blieb er bei ihm zu seiner Belehrung; dann aber zog er seinem Gelübde getreu durch Gallien, Alemannien und die Lombardie nach Rom. Auf der Rückreise kam er über die Alpen in das Gotteshaus Pfäffers. Er meinte Anfangs, das sei der Ort der Ruhe, wo er Gott für immer dienen sollte. Wie Fridolin, wurde ihm aber hier eine Rheininsel als die ihm bestimmte Wohnungs- und Wirkungsstätte bezeichnet.

So kam er nach Rheinau und vollendete mit Wolfen, einem Sprößling des Welfischen Hauses, das von diesem angefangene schöne Werk. Findan war ein in jeder Hinsicht der hohen Aufgabe gewachsener Mann. Wen solche Lebensschicksale, wie ihn, betroffen haben, der muß wohl innerlich reifen, wenn ein tieferes ernstes Gemüth in ihm lebt. Das lebte aber in ihm. Er arbeitete zunächst als Geistlicher bei und mit Wolfen (seit 851), trat bei immer vollendeter Ascese oder geweihteren Leben in das Kloster ein, weihte sich aber, hiermit noch nicht zufrieden, nach fünf Jahren als Klausner einem ganz zurückgezogenen Leben unter den härtesten Entbehrungen. Freilich verlor ihn das Kloster nicht gern, den ganzen Klostermann. Er selbst schwankte und fragte bei Gott an; eine Stimme von oben antwortete ihm aber: „es

ist dir erlaubt, in die Fußstapfen anderer Heiligen zu treten.“ Hatte er nun schon als Mönch die größte Enthaltsamkeit bewiesen, hatte er seine Brodportionen immer mehr zum Besten der Armen beschränkt, im ersten Jahre auf ein Viertel, im zweiten auf zwei Viertel, im dritten endlich auf drei Viertel Verzicht geleistet, so ging er jetzt noch weiter, enthielt sich alles Brodes, ruhte nicht mehr in einem Bette und wärmte nicht mehr seine Glieder; kleine Fische waren seine einzige Nahrung, sein Bett der Boden oder ein Brett, sein Kopfkissen ein harter Stein. Als Klausner ward er aber seinem Kloster nicht ganz untreu. Seine Klause (man ließ sich gern in eine solche neben einer Kirche lebenslänglich einsperren, ebenso Männer als Frauen) war nicht außerhalb desselben, sondern gegen Mitternacht an die Klosterkirche gemauert, auf deren Altar er sehen konnte. So ward aber auch seine Klause (und es liegt wahrlich ein tiefer Ernst in solchem ascetischem Leben, ein Ernst, der gerade in dieser Form der damaligen noch rohen Population mächtig imponirte) der fortdauernde Gegenstand der allgemeinen Verehrung, eine ernste Buß- und Mahnpredigt, er selbst aber schon bei Lebzeiten der Heilige des Klosters. Er lebte in dieser Abgeschiedenheit 22 Jahre, sage 22 volle Jahre, und starb 878.

Für die äußere Leitung des Klosters war aber schon vor seinem Ausscheiden aus demselben gesorgt worden. Schon im Jahre 852 hatte sich Wolfen

entschlossen, ihm einen würdigen Abt zu geben; der Würdigste wurde er aber selbst. Nachdem er seine Frau verloren und seine Kinder versorgt, hatte er das Ordenskleid in Rheinau angezogen. Er wurde so auch bald Abt desselben. Er war der Mann, der mit einer umsichtigen Thätigkeit die höchste Hingabe zu seinem Amte mitbrachte; er war es, der schon bisher, wie ein Vater, für das Kloster gesorgt und es in den Schutz aller weltlichen und geistlichen Mächte, ja persönlich in den Schutz des Pabstes Leo IV. empfohlen hatte, der ihn beim Abschiede mit sehr werthvollen Reliquien, den Gebeinen des heil. Blasius, Bischofs von Sebaste, beschenkte, ein Geschenk, das äußerst bedeutungsvoll für das Kloster werden sollte. Es lehnt sich deßhalb auch ein ganzer Sagenkreis an dasselbe. Schon den Tag zuvor, ehe Wolfen mit ihnen in dem Kloster ankam, soll der damals noch im Kloster lebende Findan, als er die Nacht betend in der Kirche zubrachte, das Kommende vorausgesehen haben. Er sah nämlich eine schöne weiße Taube auf den gleichen Altar niedersitzen und in die gleiche Gruft fliegen und in ihr verschwinden, wohin am andern Tage die Gebeine des h. Blasius gebracht wurden. Die Erscheinung war leicht bezogen; sie steigerte die Hochachtung gegen die ankommenden Gebeine. Dieser heilige Märtyrer ward deßhalb von nun an auch ganz besonders sein Patron. Bei seinem Heiligthume betete er ganze Nächte hin-

durch; seine innigsten Buß- und Bittgebete waren an ihn gerichtet. Als er deßhalb wieder einmal in der Nacht allein in der Kirche zubrachte und um sein Seelenheil bekümmert betete, rief er im Drange seines Herzens aus; „O heiliger Blasius, der du, wie ich, ein Fremdling in diesem Lande bist, erflehe mir von Gott Verzeihung meiner Sündenschuld!“ Reichliche Thränen entstürzten dabei seinen Augen. Er stand aufrecht und lag nicht etwa vor dem Altare; nur verdunkelten sich etwas seine Blicke, wie er eingesteht; da hörte er die ersehnte tröstende Stimme: „Deine Sünden sind dir vergeben, dein Sitz und Thron im Himmel bereitet.“ Und so war es sicher. Dieser Blasius war es auch, der ihn noch einmal veranlaßte, seine Klause für ein paar Tage zu verlassen und in die Welt zurückzukehren. Es sollte nämlich ein Theil der köstlichen Reliquien an die dem Kloster 858—859 übergebene Zelle an der Alb auf dem Schwarzwalde abgetreten und dahin gebracht werden. Der große Verehrer derselben hatte nun ein brennendes Verlangen, sie auf seinen Schultern dahin zu tragen. Sein strenges Gelübde band ihn aber. Da träumte er die Nacht vor der Feierlichkeit, er sei aus dem Kloster mit einer großen Menschenmenge über die Rheinbrücke geschritten, eine Taube habe sich ihm auf die Schultern gesetzt und von ihm forttragen lassen, sei von ihm zu andern Personen geflogen, aber immer wieder zu ihm zurückgekehrt. Hieraus erkannte er den Willen

Gottes und wohnte der wichtigen Prozession bei. Die Zelle an der Alb erhielt so den Namen St. Blasien; mit Rheinau im fortdauernden engsten Verbande, hat es mit demselben um den Ehrenkranz in wissenschaftlichen Arbeiten gerungen und ist, wie Rheinau, ein hochberühmtes Kloster geworden.

Das Kloster Rheinau hatte so eine gute Basis gewonnen; der Feuereifer eines Wolfen und der tief sittliche Ernst eines Findans wirkten hier im schönen Einklange. Mehr als 40 Brüder lebten schon unter ihnen im Kloster, alle im gleichen Ruhme der Gottesfurcht und Heiligkeit. Wolfen und Findan leuchteten ihnen als hehre Vorbilder vor. Der Ort erhielt in den Gnadenbriefen den Ehrentitel des Heiligen, und Große und Fürsten wetteiferten mit einander, demselben in reichen Gaben ihre Ergebung und Dankbarkeit auszudrücken. Eben deßhalb hat es mit der ihm gleich bei seiner Entstehung eingehauchten Lebenskraft unter Stürmen aller Art forteristirt und segensreich fortgewirkt, ja zu Zeiten einen hohen Glanz gewonnen, einen Glanz, der ihm besonders unter den Klöstern der Wissenschaft nicht den letzten Platz anweist; kurz, es hat dieses Kloster der Schweiz seine Mission ruhmvoll erfüllt, was wir ohne eine falsche Verehrung, ohne ein eitles Streben, die Todten lebendig zu erhalten, getreu anerkennen müssen.

Pirmin und das Kloster Reichenau.

Von Rheinau führt uns der Weg am Strome aufwärts zunächst zu dem hochberühmten Kloster Reichenau im untern Boden= oder Zellersee, mit St. Gallen einem Leuchtthurme, von dem in der urgrauen Zeit nicht bloß über die Schweiz, sondern auch über ganz Deutschland Licht ausstrahlte. Wie strahlte es aber hier auf? Ebenfalls durch einen Apostel, den h. Pirmin, der Findan ebenbürtig an die Seite tritt oder vielmehr vorausgeht.

Wir kennen sein Leben aus der ziemlich alten und dem Kerne nach glaubwürdigen Darstellung zweier Mönche des Klosters Hornbach, einer Stiftung Pirmins, eines Ungenannten aus dem 9. Jahrhundert und eines Genannten, Warmann, aus dem 10.—11.; wir kennen es aber auch noch aus einigen Notizen des letzten großen Gelehrten des Klosters Reichenau, nämlich des sogenannten Hermannus Contractus, † 1054, der, wenn auch körperlich gelähmt, doch geistig voll Leben und Kraft war. Die Biographieen der Mönche lauten nun freilich etwas mönchisch; es läßt sich aber doch aus diesen drei alten Quellen, Alles sorgfältig abgewogen, die Lebensgeschichte dieses Mannes ziemlich sicher herauslesen.

Pirmin war Geistlicher oder Landbischof in dem Kastell Melcis, ausgezeichnet eben so durch die Fülle seines Wissens und die Gewalt seiner Rede, als durch

die Geisteskraft, mit der er Ordnung und Disziplin im Clerus und Volke aufrecht zu erhalten wußte. Es war das ein großes Verdienst; denn es sah damals in dem fränkischen und alemannischen Clerus und Volke sehr traurig aus. Das Frankenreich war durch die langen Bürger- und Bruderkriege in einen tiefen Verfall hineingerathen. Die schwachen Merovinger waren auf dem vom römischen Sittenverfalle her verpesteten Boden in einen wahren Sumpf unreiner Begierden hineingesunken; raffinirte und rohe Sinnlichkeit begegneten sich. Die Regierung Karl Martells, unter die Pirmins Wirkungszeit fällt, trug einen rein militärischen Charakter. Er hat das hohe Verdienst, die von Spanien aus vorwärts dringende Sarazenenmacht, welche alle christlichen Länder zu überschwemmen drohte, in der 7tägigen Entscheidungsschlacht bei Pictavium (Poitiers) gebrochen, er das Verdienst, die Frankenherrschaft zur neuen Kraft und Herrlichkeit erhoben zu haben; um die Kirche hat er sich aber keines erworben. Ihm galten tüchtige Soldaten und Heerführer mehr, als die Bischöfe, die deßhalb wohl auch aus ihnen rekrutirt wurden. Die Kirche konnte somit unter ihm nichts an äußerer Einheit, nichts an innerer Lebenskraft gewinnen; verlassen und sich selbst überlassen, war sie in eine traurige Zerrissenheit und Zerwürfniß, in Irrthümer und Mißbräuche aller Art hinein-, ja bei dem fortwuchernden heidnischen Wesen vielfach wieder in's

Heidenthum zurückgesunken. Einem am untern Bodensee seßhaften reichen Güterbesitzer, Namens Sintlaz, einem für das kirchliche Leben begeisterten Manne, war das recht lebendig zum Bewußtsein gekommen. Es dauerte ihn die zerstreute Heerde ohne rechte Hirten. Es ließ ihn zuletzt nicht mehr zu Hause; in der treuen Sorge für sein und der Seinigen Heil verließ er Wohnung und Besitzung, um an fremde heilige Oerter zu wandern, hier Erbauung und Erhebung seines Geistes und gottbegeisterte Männer aufzufinden, die er für das so nöthige Missionswerk gewinnen könnte. So kam er auch nach Melcis, vermuthlich das jetzige Mels bei Sargans in St. Gallen, nicht weit vom Rhein, einem uralten Orte von großer Bedeutung, einem politischen wie kirchlichen Centralpunkte. Es lag derselbe nicht zu weit vom untern Bodensee ab; eine Wasserstraße verband beide Oerter; Sintlaz konnte so leicht von dem trefflichen Prediger Kunde bekommen und sich deßhalb zunächst gerade hierher wenden. Er sah und hörte den weithin berühmten mit hoher Freude; einen Mann mit solcher Einsicht, Kraft und Weihe hatte er nöthig, ein solcher konnte die Todten wieder erwecken, ein solcher die Unreinheit wieder reinigen. Unter den lebendigsten Schilderungen der tiefsten geistigen Noth und der Dring- und Verdienstlichkeit der Sache suchte er ihn für dieselbe zu gewinnen. Es war das nicht so leicht, nicht so leicht, ihn, den Hochgeachteten und

Geliebten, aus der Mitte seiner Heerde und einem schönen Wirkungskreise auf eine Dornenstätte zu führen; es kam ihm aber der in dem Manne selbst lebende Missionsdrang und Eifer entgegen.

Pirmin erklärte sich bereit, dem Rufe, wie einem höheren, zu folgen; nur wollte er es nicht ohne Erlaubniß des Ortsbischofes und ohne Bewilligung und Vollmacht von Seite des Pabstes thun. Pirmin begriff nur zu gut, eben so wie sein großer Zeitgenosse Bonifacius, daß er mit seiner Kraft allein nicht durchdringen werde. Er sah sich so an die einzige Macht gewiesen, die damals ein Lebensinteresse an dem Werke nahm, an die Pabstmacht, an die einzige, welche in der Kirche mit Kraft eingreifen und den am meisten zu fürchtenden Widerstand der entchristlichten Geistlichkeit brechen konnte. Sintlaz war mit diesem Bescheide wohl zufrieden; er kehrte freudig in die Heimath zurück, um Alles zur Reise nach Rom vorzubereiten; Pirmin aber zog ihm in dem erwachten Missionseifer dahin voraus. Es glückte ihm nicht sogleich, den Pabst für die Sache zu gewinnen; Pabst Gregor II. war nicht ein Mann, der jedem Kommenden und sich stürmisch Aufdrängenden Vorschub gab. Er prüfte bei wirklicher treuer Sorge für die Kirche die Geister; den Eifer und Beruf des ihm ganz Unbekannten nicht kennend, traute er dem ausländischen Bischof nicht und rechnete ihn mit unter die, die, in geheimen Betrug gehüllt, ohne Rom in der Kirche

leuchten wollten. Pirmin bemerkte das mit tiefer Betrübniß; er eilte zu dem Grabe des großen Apostels, um Trost und Hülfe zu gewinnen — und diese ward ihm. Der Pilgerstab Pirmins, den dieser bei Seite stellte, blieb ohne alle Stütze am Grabe des h. Petrus auf den Quaderstücken des Bodens stehen, als habe ihn derselbe in Leim oder Wachs gesteckt. Der Pabst sah es mit Erstaunen und Erschrecken, fiel vor dem wieder vom Gebet Aufgestandenen selbst nieder, bat ihn um Verzeihung, tauschte mit ihm den Liebeskuß und erlaubte ihm gern, sein Begehren vorzubringen. Dieses Wunder trägt nun freilich eine etwas mönchische Physiognomie. Jedenfalls war es aber nicht sowohl dieses, als vielmehr die erkannte Hingebung und Heiligkeit des Mannes, welche den umsichtigen Pabst zu einem freundlicheren Entgegenkommen gegen denselben bewog. Pirmin brachte nun sein Begehren mit solcher Eindringlichkeit vor, mit einer so lebendigen Schilderung des geistigen Elendes, welcher der jetzt auch ankommende Sintlaz noch lebendigere Farben zu geben wußte, daß der erschreckte und besorgte Pabst, schon zu lange gezaudert zu haben, jetzt selbst den Heiligen zum sofortigen Beginne seines Werkes mahnte. Neben der gewünschten Vollmacht erhielten beide noch ein Empfehlungsschreiben an Theodorich IV., den Schattenkönig, an dessen Stelle eigentlich Karl Martell regierte. Auch die Staatsmacht mußte möglichst in das Interesse

gezogen werden. Karl Martell hatte aber gute politische Gründe, das Missionswerk nach Alemannien zu unterstützen; die fränkischen Apostel stützten die fränkische Herrschaft. Sintlaz und Pirmin wurden deßhalb am fränkischen Hofe bestens aufgenommen, das Schreiben des Pabstes den Bischöfen mitgetheilt, ihnen überhaupt ihre Hirtenpflicht an's Herz, im Besondern aber auch das Gebot des Pabstes nahe gelegt, Pirmins Werk bestens zu fördern. Es war endlich noch eine Macht, die in der Sache ein Wort mitzusprechen hatte; es waren das die ziemlich selbstständig dastehenden alemannischen Herzöge. An diese wandte sich Pirmin selbst; er that das Beste, was er thun konnte, um sich zu empfehlen, er trat zunächst unter ihren Augen zu Pfungen bei Winterthur, wo einige Mitglieder der herzoglichen Familie einen Sitz hatten, auf, ließ sich daselbst an einem Berge in einer Wildniß bei einem Brunnen nieder (noch jetzt spricht man von Pirmins Hofstatt und Pirmins Brunnen) und bewies hier seinen apostolischen Beruf so herrlich mit Wort und That, daß auch sie ihn Karl zur thatkräftigsten Unterstützung empfahlen.

Jetzt begab sich nun Pirmin weiter zu der Besitzung seines Freundes, der ihn berufen und schon lange erwartet hatte. Das wohl eingeleitete und vorbereitete Werk gelang; Sintlaz sah das verwirklicht, was seines Herzens Sehnen gewesen war, und sprach in der Freude zu ihm: „Seitdem du gekommen,

lebt das Todte wieder auf, das vorher Dürre grünet wieder und blühet, das unfruchtbare Land ist mit Frucht gesegnet; deßhalb bitte ich dich, diesen Segen noch durch einen frommen Rath in Betreff eines zu gründenden Gotteshauses zu krönen. Es wird deinem neuen Bau für alle Folgezeit einen festen Halt geben." Als nun Pirmin sich umschaute, sah er eine wilde Insel mitten im Wasser; er hielt die von allen Seiten mit Wasser umflossene besonders für ein Gotteshaus geschickt. Sintlaz meinte zwar, daß sie, eine Höhle und Wohnung für Schlangen, Kröten und giftige Würmer, so verpestet sei, daß Niemand dort wohnen könne; Pirmin ließ sich aber nicht irre machen. In der Schrift heiße es: „Das Erdreich ist des Herrn und Alles, was darinnen ist," und wieder sage Christus: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden und meinen Auserwählten, über Ottern und Basilisken zu wandeln." So schiffte er muthig auf die Insel hinüber, richtete ein Kreuz, wie eine Siegesfahne, gegen alles giftige und teuflische Wesen auf, bat Gott um seine Hülfe, und siehe da, ganze Schaaren von vergifteten Thieren und Würmern rotteten sich zusammen, um in eiliger Flucht die Insel zu verlassen. Es soll eine so große Anzahl des Ungeziefers gewesen sein, daß der See drei Tage und drei Nächte davon ganz bedeckt wurde.

In der That mag Pirmin bei der Urbarmachung dieser umfangreichen, noch unangebauten Insel auf

große Hindernisse gestoßen sein; in seinem frommen und durch echte Frömmigkeit festen Sinne überwand er sie aber alle und arbeitete und weihte Ottern und Schlangen hinweg. Es erhob sich auf der geweihten ein Gotteshaus zur Ehre des Herrn und zur Freude der Umgebung. Pirmin wirkte hier, von Sintlaz und Karl bestens unterstützt, segensreich drei Jahre, 724—727. Mit dem Verfluß derselben änderte sich aber die Sachlage. Der alemannische Herzog Theodebald erneuerte im nationalen Interesse den alten Kampf gegen den selbstherrlichen Hausältesten Karl Martell. Der von diesem begünstigte Pirmin wurde somit auch sein Feind. Pirmin mußte flüchten, wandte sich nach dem Lande seines mächtigen Beschützers, nach dem fränkischen, und trat auch hier als Klösterbegründer auf. Murbach, Hornbach und Weißenburg glänzen unter ihnen als Sterne erster Größe. In treuer Anhänglichkeit an sein Alemannien kehrte er aber in ruhigern Zeiten wieder zurück und gründete in Rhätien das Kloster Pfäfers, die uns noch besonders interessirende Stiftung dieses Apostels, die sich am leichtesten erklärt, wenn wir seine frühere Wirksamkeit nach Mels verlegen.

Adalbert und Pfäfers.

Nach der Sage sollte dieses Kloster eigentlich zu Marschlins bei Malans in einer ungemein reizenden Gegend gebaut werden (714—717). Pirmin soll nämlich schon bei seiner Abreise nach Rom seinen Schüler Adalbert beauftragt haben, sich nach einem geeigneten Platz für ein Gotteshaus umzusehen. Dieser hielt den bezeichneten Ort für den geeignetsten. Die Stämme zum Gebäude wurden auch sofort herbeigeführt und behauen. Da fügte es sich, daß einer der Arbeiter mit dem Beile, statt auf den Balken, sich auf den Fuß schlägt, und das aus der Wunde strömende Blut die Spähne röthet. Eine weiße Turteltaube fliegt auf den Zimmerplatz, ergreift mit ihrem Schnabel einen so recht vom Blute gerötheten Spahn, hebt sich in die Höhe und schwebt mit demselben langsam einer andern Stelle zu. Adalbert wird aufmerksam und folgt ihrem Fluge, wie einer von oben kommenden Mahnung. Sie wendet sich zu den benachbarten Bergeshöhen umd senkt sich hier auf eine finstere Tanne nieder. Hier läßt sie nun auch den Spahn in das Moos hinabsinken. Adalbert bezeichnet den Ort mit Reisern und läßt die Arbeiter den begonnenen Bau nicht weiter fördern, den Meister zuvörderst um den Sinn und die Bedeutung des sonderbaren Vorfalles fragen wollend:

„Adalbert,“ sprach er, „meines Herzens
Vielgeliebter Sohn, ich will dir deuten,
Was der Spahn des Turteltäubchens mahnet.
Viel zu mild und anmuthsvoll und freundlich
Hast die Stelle dir zum Haus erwählet,
Wo des Herrn Diener siedeln sollen;
Nicht zu schwelgen, nicht in frohem Feiern
Mit des Landes reicher Fülle ruhig
Uns zu laben hier, wo sich ein Garten,
Sich ein Paradies das Thal entfaltet,
Nein zu strenger Arbeit, Schweiß und Mühe
Sind von Gott und Christus wir berufen.“
(Wyß, Idyllen und Sagen.)

Pirmin hatte die Thatsache im ascetischen Geiste der Zeit wohl ausgebeutet. Man zog zum dunkeln Walde, begann den Bau von Neuem und schuf die Wildniß zu einer Wohnstätte Gottes um. So erzählt es eine Rapperswyler Chronik aus dem 17. Jahrhunderte; die weiße fliegende Taube mit dem rothen Spahn findet sich aber schon früher auf dem Wappen von Pfäfers. Das verschieden Deutbare könnte aber auch erst diese Legende erzeugt haben. Sicher wurden 731 von Eddo, dem Nachfolger Pirmins, 12 in Reichenau gebildete Mönche hierher gesandt, der eigentliche Stamm der neuen Familie, die geweihte Wurzel, aus der ein gesunder, kräftiger Baum emporwuchs. Pirmin kehrte aber auf alle diese Arbeiten nach Hornbach bei Zweibrücken, wo er ausgerufen hatte, „hier soll meine Ruhestätte für immer sein,“ zurück,

erlebte noch die Freude, sich von dem großen Apostel der Deutschen, Bonifacius, aufgesucht zu sehen und sich mit ihm über den Stand und die ihm am Herzen liegende Zukunft der Kirche unterhalten zu können, und endete dann sein Leben nach einer langen und reich gesegneten Arbeit den 3. November 754.

Unter seinen Stiftungen wurde Reichenau, der Augapfel des großen Apostels, die Stiftung, an deren Spitze er an seiner Statt den genannten, durch Geburt und Gesinnung hochgeadelten Eddo, einen Sprößling der berühmten Ethikonendynastie im Elsaß, berief, so recht der hervorstechende Träger seines Geistes, einer lebensfrischen, durch die Wissenschaft verklärten Frömmigkeit. Sie führte eben so den Bisthümern der Nachbarschaft die treuesten Seelenhirten (13 Erzbischöfe, 34 Bischöfe wurden hier gebildet), als den Kathedern die ausgezeichnetsten Lehrer entgegen. In ihm schlugen so zuerst die Flammen empor, welche dann noch mehr in St. Gallen aufstrahlen sollten. Vorzüglich war es außer den genannten Männern der große Abt und Bischof Hatto, auch Hayto, Hotto und Otto genannt, angeblich aus der Familie der Grafen von Sulgen, der, schon als 5jähriger Knabe dem Kloster übergeben, die ganze Lebenskraft desselben in sich einte und mit einem reichen Geiste zu befruchten wußte. Es gingen aus seiner Schule die ausgezeichnetsten Lehrer Reichenaus hervor. So ward sein Name ein hochge-

feierter. Basel berief ihn auf seinen verwaisten Bischofsstuhl; Karl der Große, der die Meister der Wissenschaft um sich sammelte, zog auch ihn in seine Nähe und fand in ihm nicht bloß einen Meister der Wissenschaft, sondern auch einen weisen Rathgeber und treuen, zuverläßigen Freund, eine der festesten Stützen seines Thrones. Im Jahre 811 sandte er ihn deßhalb auch mit noch zwei andern Vertrauensmännern zu dem griechischen Kaiser Nicephorus, um eine sehr wichtige Sache, die Grenzbereinigung der beiden großen Kaiserreiche, zu Stande zu bringen und den bestehenden Frieden zu sichern. Nicephorus lag damals im Kampfe mit den Bulgaren, in dem er auch fallen sollte; die Gesandten konnten nicht zu einer Audienz vor ihn kommen, sondern erst nach längerem Aufenthalte seinen Nachfolger Michael sprechen. Sie erreichten aber, was sie wollten; eine Gesandtschaft wurde ihnen zum vollen Abschlusse der gegenseitigen Abkunft mitgegeben. Der einfache Basler Bischof mag übrigens von den äußern Prunk liebenden Griechen etwas von oben angesehen worden sein; es ist deßhalb nicht so unglaublich, was erzählt wird, daß die Gesandten des griechischen Kaisers auch etwas hingehalten und durch die Alpen in einem damals sehr mühevollen Spaziergange hin und her geführt, bis sie in einen sehr zerfallenen Zustand geriethen, und dann erst mit allem Prunk aufgenommen wurden. Karl ließ sie durch vier prachtvoll geschmückte

Säle führen, erst vor den auf einen Thron gesetzten, schon prächtig angekleideten Stallmeister, dem sie auch sofort als Kaiser in tiefer Ehrfurcht auf den Knieen huldigen wollten, dann vor den noch herrlicher herausgeputzten Hof- und Speisemeister, bei dem sich die gleiche Scene wiederholte, dann vor den Pfalzgrafen und endlich vor den Kaiser selbst, der im vollen kaiserlichen Ornate, in Goldes- und Silberglanz, im herrlichen Kranz seiner Kinder und seiner Reichsgroßen dastand, mit seiner rechten Hand den Herrscherscepter haltend, mit der linken sich auf die Schulter des einfach gekleideten Hatto stützend. Die Gesandten fielen, bei der Anschauung all dieser Herrlichkeit geblendet, voll Verwunderung und Schrecken nieder. Als sie den etwas von oben her behandelten Hatto in der so auszeichnungsvollen Stellung erblickten, wurde ihnen wohl bang zu Muthe; der Kaiser beruhigte sie aber mit Wort und Schwur. Die kleine Rache war genommen. Wir wollen nicht untersuchen, wie viel Wahres dem Berichte zu Grunde liegt; so viel aber ist sicher, daß Hatto einer der hochgeachtetsten Männer der Zeit, eine feste Stütze des Thrones war, den eben deshalb Karl auch mit sein Testament zeichnen ließ. Er war aber auch eine Stütze und Säule der Kirche. Wer die hohen Zwecke Karls in Bezug auf dieselben kennt, kennt auch die seinigen. Er legte sie ihm als ein treuer Rathgeber mit in die Seele. Es handelte sich aber dabei vor-

züglich um die Hebung der Geistlichkeit in wissenschaftlicher und sittlicher Hinsicht, um eine Heranbildung tüchtiger Organe für die bezweckte tiefere christliche Volksbildung. Diesen Zweck verfolgte er, wie als Abt in Reichenau, so auch als Bischof zu Basel. Wir haben von ihm noch Verordnungen an seine Geistlichkeit, eine volle Studien- und Lebensregel, auch die Studienregel Karls des Großen, auf welcher nicht nur die fernere kirchliche Entwicklung seines Bisthums, sondern auch mit der ganzen Ostschweiz beruht. Er hat, wie es heißt, die noch schwankende Lebenssitte mit heiligem Gesetz gebunden, ringsum neues Leben geschaffen und reichen Samen in das noch ungebaute Land eingesenkt.

Der heil. Meinrad und Einsiedeln.

Noch haben wir heute eine Töchteranstalt von Reichenau zu erwähnen, welche ganz besonders mit ein kräftiger Träger des hier sich regenden neuen Geistes und sittlich ernsten Lebens wurde. Die Besitzungen Reichenaus vermehrten sich in der Ostschweiz, namentlich am Zürichsee, bald so, daß es zu Oberbollingen eine besondere Schule gründete und für dieselbe den berühmten Meinrad als Lehrer absandte, welcher den Anstoß zu der größten kirchlichen Stiftung im

Innern der Schweiz, zu der Stiftung von Einsiedeln, geben und durch diese besonders mit das Christenthum in das Innere der Schweiz tragen sollte. Sein Leben ist nach einer Biographie desselben von einem Reichenauer Mönche aus dem Ende des 10. Jahrhunderts, die sich durch eine für jene Zeit seltene historische Haltung auszeichnet und nur etwas Himmels- und Lichtglanz, vorzüglich beim Abscheiden der glänzenden Persönlichkeit, verwendet, folgende:

Meinrad war zu Karls des Großen Zeit, Anfangs des 9. Jahrhunderts, im Sülichgau in Würtemberg oder Hechingen geboren, das Kind einer edlen, aber nicht sehr reichen Familie, nach späterer Angabe der Sohn des dortigen Grafen. Als der Sprößling einer solchen wurde er von seinem Vater der Schule in Reichenau, der Bildungsstätte des benachbarten Adels und besonders dem dortigen trefflichen Lehrer Erlebald, seinem Onkel, auch einem Schüler des großen Hatto, übergeben. Dieser nahm sich nun auch des talent- und hoffnungsvollen und lernbegierigen Knabens, wie eines Sohnes, an und machte ihn mit der Schrift und den Vätern, vorzüglich auch den für das Mönchsleben begeisterten, bekannt. Im 25. Lebensjahre erhielt er die Diakonus- und bald darauf die Presbyterweihe, trat dann in dem ihm von Jugend auf eigenen ernsten ascetischen Sinne auf den Antrieb und zur innigsten Freude seines unterdeß zum Abte des Klosters erwählten

Onkels (823) als Mönch in das Kloster ein und ward jetzt ein ganzer Mönch, ein Vorbild in Entsagung und Demuth, in eifrigem Gebet und aufopfernder Liebesthat. Die Lehrerstelle zu Bollingen war gerade damals vakant; der eifrig Fromme, an Wissen Reiche, aber von Herzen Demüthige, war der rechte Mann für dieselbe. So begann er hier als Lehrer sein Tagewerk mit Wort und That; seines Herzens Sehnsucht zog ihn aber anderswohin, in die tiefste Einsamkeit. Der Oberbollingen gegenüber liegende, sich weithin ausdehnende finstere Etzel und die dortige Einöde zogen ihn mit magischer Kraft an. In dieser Sehnsucht machte er eines Tages mit seinen Schülern einen Ausflug über den See auf das jenseitige Ufer; bei dem Flusse angekommen, welcher durch die einsame Gegend dahinrauscht, beschäftigte er seine Begleitung mit Fischfang, nahm sie aber selbst in Augenschein und fand sie ganz so, wie es sein Herz wünschte. Schon auf dem Rückwege theilte er einer reichen frommen Matrone zu Altendorf, welche die kleine Gesellschaft freundlichst aufgenommen hatte, seinen zur Reife gekommenen Entschluß, sich in der Wildniß niederzulassen, im Vertrauen mit und bat sie um ihren Beistand. Die fromme, ein Gotteswerk gern fördernde Frau versprach ihm nun auch denselben, wenn er in seinem Vorsatze beharre, und bald war er, in diesem unter eifrigem Gebet immer mehr bestärkt, auf der Höhe des Etzels, um sich eine

Einsiedlerhütte zu bauen. Die Wittwe blieb ihrem Versprechen getreu und versah ihn bestens mit der spärlichen Nahrung, die er bedurfte.

Meinrad diente hier seinem Gotte im eifrigen Gebete und zum Himmel hingerichteten Stillleben 7 Jahre; es war das aber nicht die Stätte seines Bleibens. Der Zudrang des ihn aufsuchenden Volkes ward ihm lästig; er zog sich noch weiter in das Dickicht des Waldes, in ein von der Welt ganz abgeschiedenes, ringsum von Bergen eingeschlossenes, schwer zugängliches Thal zurück. Fromme Männer der Nachbarschaft, vorzüglich aber auch eine Aebtissin Heilwig, vermuthlich von Seckingen, das hier Besitzungen hatte, unterstützten ihn kräftigst. Er erbaute sich unter ihrer Mitwirkung die nöthigen Wohnungen, eine Zelle und Kapelle, und übte am einsamen stillen Orte im innigsten Verkehr mit seinem Gotte die strengste Ascese. Sechsundzwanzig Jahre gingen so, reich an Beseligung und innerer Erhebung, ohne andere Erlebnisse hin, als die gewöhnlichen in allen diesen Lebensbeschreibungen wiederkehrenden dämonischen Versuchungen. Sie gaben sich in der wilden Berggegend mittelst eines auf sie gelagerten dichten Nebels und einer ägyptischen Dunkelheit, drohender Sturmes- und Donnerstimmen, eines Nerven zerreißenden höllischen Concertes und verderblich gegen ihn zuckender Feuersflammen kund. Meinrad soll selbst vor Schrecken und Betäubung auf die Erde zum Gebete

niedergesunken, darauf aber das Licht wieder vom Aufgange der Sonne strahlend hervorgekommen, ein aus ihm hervortretender Engel die finstere Rotte verscheucht und mit kräftigem Gebote alle fernere Beunruhigung des Heiligen untersagt haben.

Die Volkssage weiß freilich noch etwas mehr zu erzählen; nach ihr schützte ihn nicht nur der Himmel, er trat auch mit ihm in Verkehr. Es besuchten ihn einst mehrere Ordensbrüder von Reichenau. Einer von ihnen, der sich besonders für das Leben und Thun des Heiligen bis auf die geringste Einzelnheit interessirte, konnte, zur Ruhe in ein kleines Haus von Holz nahe bei der Kapelle gebracht, den Schlaf nicht finden; da bemerkte er, wie der Heilige sich um Mitternacht von seinem Lager erhob und zu der Kapelle hinging. Sofort stand auch er auf, um zu sehen, was derselbe dort vornehme, folgte ihm still zu der Kapelle und sah hier, wie ein schönes Kind, ungefähr 7 Jahre alt, von dem mit der Jungfrau und dem Himmelsknaben geschmückten Altare herabstieg, mit Meinrad die Psalmen, einen um den andern, betete und ihm liebreich Manches, was er nicht verstand, zuflüsterte. Der Ordensbruder sah und sah und hielt das Gesehene anfangs für eine Sinnestäuschung; das schöne Kind sprach aber auch noch zu ihm einige prophetische Worte, die späterhin ihre Erfüllung gewannen. Das überzeugte ihn, daß das Gesehene nicht bloß ein Gesicht gewesen, und

zugleich den Abt und sein ganzes Kloster mit ihm. Man glaubte eben, der Heilige müsse schon hier mit dem Himmel in Verkehr getreten sein.

Endlich sollte Meinrad aber doch der feindlichen Macht unterliegen. Zwei Bösewichter, Richard, ein Alemanne, und Petrus, ein Rhätier, suchten in der Meinung, eine gute Beute zu machen, aufgespartes Gut und Geld zu finden, die einsame Zelle auf. Der Heilige war gerade in der Kapelle, um seine Abendandacht zu verrichten. Eine Todesahnung war den Tag durch seine Seele gezogen; er lag da im ergebungsvollen Gebet, als die Räuber anklopften. Er vollendete dasselbe, ging dann zu den Klopfenden hinaus und redete sie, die zur ungewohnten Stunde Kommenden, mit den Worten an: „Warum seid ihr so spät gekommen, warum nicht früher, um meine Messe und Fürbitte für euch zu hören? Doch gehet auch jetzt noch hinein, Gott um Gnade zu bitten, und tretet dann in meine Hütte, damit ich euch mittheile, was ich durch Gottes Segen habe.“ Sie gehen nun auch in die Kapelle, nicht aber, um zu beten, sondern nach Raub zu spähen, kehren aber bald, da hier nicht viel zu sehen war, zu ihm zurück. Meinrad gibt ihnen Alles, was er hat, Kleider, Speise und Trank. Das war aber nicht genug. „Ich weiß,“ sagte jetzt Meinrad, ihren Mord- und Blutdurst sehend, „ihr seid gekommen, mich zu tödten. So thut's; ich bitte euch nur noch, die zwei dort bereit

gestellten Kerzen, die eine zu meinem Haupte, die andere zu meinen Füßen zu stellen. Entfernet euch dann schleunig; ihr möchtet sonst den mich Besuchenden in die Hände fallen.“ Die ergebungsvolle Sanftmuth Meinrads konnte die Raub- und Mordlustigen nicht entwaffnen. Richard ergriff ihn mit gewaltiger Faust, ruft seinem Gefährten zu, ihn mit einem Knüttel zu Boden zu schlagen, und versetzt ihm endlich, da die Schläge nicht sicher genug treffen, unter den Worten: „O du fauler Tropf, warum schlägst du ihn nicht auf den Kopf, daß er den Todesstreich empfange,“ den Todesschlag auf das Haupt. Der schwer Getroffene sinkt jetzt besinnungslos zu Boden, und die Raubmörder stürzen auf ihn, um ihn vollends zu erdrosseln. Jetzt erst nach vollbrachter That kommen sie wieder etwas zur Besinnung; sie legen den entkleideten Leichnam auf das Bett, bedecken ihn mit einem Tuche oder einer Decke und stellen die Kerzen, die eine an sein Haupt und die andere zu seinen Füßen. Sie eilen mit der letztern zu der Kapelle mit der stets brennenden Ampel, um sie anzuzünden; da strahlt ihnen aber bei ihrer Zurückkunft schon die andere hellleuchtend entgegen. Es wird ihnen unheimlich zu Muthe; sie wagen nichts in der Kapelle anzurühren und machen sich eiligst mit Kleidern und Bettzeug davon. Zwei von Meinrad auferzogene und ihm dankbar ergebene Raben wurden aber ihre Verfolger und Verräther. Schon als sie

die unheimlichen Männer ansichtig geworden waren, sollen sie mit ungewöhnlichem lauten Geschrei zum Erstaunen der bösen Buben in die Höhe geflogen sein, als wären sie von einem Raubthiere aufgescheucht worden; sie blieben nun aber auch den Flüchtigen auf der Ferse und verfolgten sie mit dem gleichen durchdringenden Geschrei. Wer kennt nicht die Macht des bösen Gewissens? Nach der ergänzenden Volkssage sollen dann die Mörder, wie von den Furien gejagt, vor den unabtreibbaren Schreckensvögeln aus dem finstern Walde zunächst nach Wollrau geflohen sein; ein hier wohnender Zimmermann, der im Walde gearbeitet, die Bekanntschaft des Heiligen gemacht und ihn sogar zum Taufpathen genommen hatte, soll die Verfolger und die Verfolgten zu Gesichte bekommen und sogleich zu seinem Bruder gesagt haben: „Das sind Meinrads Raben; dem wird durch die Männer etwas Widerwärtiges zugefügt worden sein. Ich werde nachsehen; du aber behalte sie im Auge.“ Er fand nun wirklich voll Entsetzen, was er gefürchtet hatte, küßte den Leichnam, verrichtete sein Gebet und eilte dann den Mördern nach. Endlich findet er, durch Nachfragen immer weiter geführt, seinen Bruder und auch die Mörder in dem ersten Wirthshause zu Zürich, wo sie sich sicher glaubten. Aber auch hier fanden sie die Raben, schießen, da die Thür geschlossen war, in die Fenster, stoßen den Mördern Wein und Speise vom Tische und stechen ihnen in die Augen. Die Anwesen-

den ahnen eine Frevelthat; da verkündigt der Zimmermann den Mord Meinrads und beschuldigt die in Todesblässe und Verwirrung Dasitzenden, die sich schon zu sehr verrathen hatten, desselben. Man verklagt sie sofort bei der Obrigkeit; sie gestehen die Missethat ein, und der Feuertod ward ihre Strafe. Die Raben sollen nicht eher von dannen gewichen sein, als bis sie die verdiente Strafe getroffen hatte. Dieß die spätere Ausschmückung der Sage; sie hat viel Wahrheit, nicht mehr und nicht minder, als die „Kraniche des Ibykus". Poetisch haben sie mit Zusätzen und Abänderungen Wyß und Chr. Schmid behandelt.

Das Volk zog übrigens zur Meinradszelle hin, um ihm noch einmal seine Verehrung zu bezeugen. Es fand hier die Kerzen abgebrannt, die auch das Holz des Leuchters und das über den Körper gelegte Stroh ergriffen hatten; den Körper des Heiligen hatten sie nicht angetastet oder, wie man es in frommer Verehrung faßte, nicht anzutasten gewagt. Die vom Himmel angezündeten sollte auch der Himmel wieder ausgelöscht haben. Walther, Abt von Reichenau, ließ denselben aus der Einöde holen und außerhalb des Münsters daselbst hinter dem Chor begraben. Der Todestag Meinrads ist der 21. Februar 863.

Meinrad hatte keine Schüler um sich versammelt. Vierzig Jahre verflossen, ehe er in seiner Einöde Nachfolger fand; seine Zelle, wo auch sein Herz und

seine Eingeweide zurückgelassen worden sein sollen, blieb aber der Gegenstand der tiefsten Verehrung. Um diese Zeit, gegen 906, besuchte Benno, Domherr aus Straßburg, aus adeliger oder königlich-burgundischer Familie, die ihrem Verfalle zugehende. Es lebte in ihm der gleiche religiöse Drang, wie in Meinrad; er beschloß sein Nachfolger zu werden und dieselbe wieder herzustellen. Für eine bleibende Niederlassung mußten aber die Umgebungen etwas wohnlicher gemacht werden; er erbat sich deßhalb von den Grundeigenthümern, den Grafen von Rapperswyl, die Erlaubniß, den Boden ringsherum bebauen zu dürfen, und bald wurde es licht um die Zelle. Ein freundlicher Hügel, nach ihm Bennau genannt, erhob sich im grünenden Wiesengrunde. Mehrere Freunde und Bekannte gingen ihm zur Hand. Es mehrten sich bald die hierher Ziehenden. Man mußte sich nach neuen Hülfsquellen umsehen. Benno wandte sich an das Kloster Seckingen, um die benachbarte wohlgelegene Insel Ufenau als Erblehen zu gewinnen. Er that es nicht vergeblich; sie ward die Obst- und Fruchtkammer für die Ansiedler. Benno lebte hier 19 Jahre bis 925; in diesem Jahre ward der weithin Gefeierte zum Bischofe von Metz berufen. Er folgte dem Rufe zu seinem Verderben. Der strenge Sittenprediger mußte hier bei der eingerissenen Sittenlosigkeit Anstoß geben; er ward von der ihn hassenden Partei aufgefangen, schändlich gemißhandelt und

selbst der Augen beraubt. Er zog so bald wieder in die ihm lieb gewordene Einsamkeit zurück, wo er, wie ein Vater, mit hoher Freude aber auch mit tiefer Trauer empfangen wurde und, wenn auch geblendet, doch in um so größerer innerer Erleuchtung bis 940 fortwirkte. Noch bei seinen Lebzeiten war Eberhard, aus einer der ersten Familien des Landes, ein Verwandter oder gar Bruder des alemannischen Herzogs Hermann I., Domherr zu Straßburg, hierher gekommen, um ihm, dem Geblendeten, zur Seite zu stehen. Dieser, ein reicher Mann, unternahm gleich nach seiner Ankunft das große Werk, ein neues geräumiges Kloster und eine Kirche zu Ehren des h. Moritz und seiner Genossen zu errichten. Hierzu waren freilich noch andere helfende Kräfte nöthig; der alemannische Herzog Hermann I. und seine fromme Gattin Regilinda beförderten aber kräftigst das Unternehmen. So stand bald die neue Kirche, welche die alte Kapelle Meinrads in sich schloß, in aller Pracht da. Sie bedurfte nur noch der kirchlichen Weihe. Der Konstanzer Bischof Konrad wurde zu derselben eingeladen; er fand sich auch ein. Den Tag, als die Einweihung vor sich gehen sollte, harrte Alles in großer Spannung auf den Beginn der heiligen Handlung; Konrad zauderte aber, wie festgebannt, in der Kapelle. Man konnte sich das Zaudern nicht erklären; man bedrängte und bestürmte ihn, hervorzutreten. Da verkündete er, daß er Nachts zuvor ein wunder-

bares Gesicht gehabt habe. Als er, wie gewohnt, gegen Mitternacht zum Gebet aufgestanden sei, habe er eine ungemein liebliche Musik vernommen, und die Engel selbst die Einweihung der Kapelle in der üblichen Weise vornehmen gesehen. Der Herr selbst habe das Hochamt im veilchenblauen Meßgewande abgehalten, die Evangelisten ihm die Bischofsmütze auf das Haupt gesetzt und wieder abgenommen, die Engel das Rauchfaß getragen, die Maria leuchtend, wie ein Blitz, vor dem Altar gestanden, der h. Michael habe vorgesungen, Stephanus die Epistel, Laurentius das Evangelium gelesen ꝛc. Das die berühmte Engelweihe, deren Jahresfest das höchste des Klosters geworden ist. Man traute aber der Sache nicht recht, sah das Erzählte als ein Gebilde seiner aufgeregten Phantasie an und drängte ihn zu der Weihe. Da ertönte plötzlich dreimal die Allen vernehmbare Stimme vom Himmel herab: „Laß ab, Bruder, laß ab; sie ist schon vom Himmel aus geweiht worden.“ So unterblieb die irdische Weihe der himmlisch geweihten; Leo VIII. soll dann auch die himmlische ausdrücklich für vollgültig erklärt haben.

Wir haben nun zunächst nicht zu fragen, wie wir die Sache anzusehen haben, sondern, wie sie der Bischof Konrad selbst, der Pabst und die damalige Zeit überhaupt ansehen mußten. Da muß denn nun offen zugestanden werden, daß diese Engelweihen ein schöner und sinnvoller Traum der Zeit waren, der sich in

den frommen Seelen aller Länder wiederholte und so leicht zur lebensvollen Wirklichkeit gestaltete. Konrad mußte sonach sehr geneigt sein, den Traum als Wirklichkeit hinzunehmen, und der Pabst sehr bereit, die gegen die kirchliche Uebung verstoßende Verfahrungsweise desselben gutzuheißen und so das bischöfliche und kirchliche Gewissen zu beruhigen. Wirft man freilich die andere Frage auf, wie wir die Sache anzusehen haben, so dürfte wohl jetzt nur die befangenste Befangenheit verkennen, daß wir in der ganzen Erzählung nur das Gebilde einer bischöflichen Phantasie vor uns haben, wie es gerade damals sich gestalten konnte; das Geschehene trägt durchweg das Colorit der mittelalterlichen Glaubens- und kirchlich ausgeprägten Cultusformen. Der am Tage angeblich gehörten Stimme mag etwas Thatsächliches zu Grunde gelegen haben; sicher hörte man sie aber nicht in der ihr gegebenen Deutung, denn sonst würde die päbstliche Anerkennung und Bestätigung der Sache nicht nöthig geworden sein. Diese Annahme tritt aber der Würde des Klosters nicht zu nahe; die ganze Erzählung ist und bleibt doch nur der Reflex der dem Kloster wirklich zustehenden höhern Weihe.

Diese höhere Weihe erkennen wir aber mit dankbarem Herzen an. Es einten sich hier und wirkten bald die tüchtigsten Kräfte; es mußte gerade dieses Kloster den alten ernsten sittlichen Geist, die alte

Ordnung und Disciplin aufrecht zu erhalten, als ringsherum ihre Pfeiler zusammenbrachen, und seine Aufgabe als Vertreterin einer geweihteren Frömmigkeit und eines geweihteren Lebens treu zu lösen. Es versorgte, wie Reichenau, mit Aebten alle Nachbarklöster, mit Bischöfen alle benachbarten Bischofsstühle. Meinrads Geist wirkte lebendig fort.

Unter Embricius, Sohn des Grafen Babo, des beglückten Vaters von 32 Söhnen, die er einmal vor Kaiser Heinrich III. zum Erstaunen und Freude desselben aufmarschiren ließ, und noch 8 Töchtern, verzehrte eine Feuersbrunst 1029 das ganze Kloster. Nur die von allen Seiten bedrohte Meinradskapelle soll damals unversehrt geblieben sein. Wohl möglich, denn für sie, die himmlisch geweihte, standen ja auch alle Kräfte ein. Es wurde 10 Jahre gearbeitet; im Jahre 1039 konnte das Kloster und die Klosterkirche neu eingeweiht werden. Diese neue Einweihung wurde aber durch die Uebersiedelung der eigentlich hierher gehörenden Gebeine Meinrads aus Reichenau verherrlicht. Embricius hatte somit ein schönes Tagewerk vollbracht; er starb nach vollbrachtem Neubau des Klosters, aber auch nach Tieferlegung der Basis, auf welcher sich das kirchliche und auch das politische Leben des Kantons Schwyz in erfreulichster Weise entfalten, ja Einsiedeln zur glanzvollsten Benediktinerabtei, nicht bloß in der Schweiz, sondern im ganzen Abendlande erheben sollte. Ja es hat Einsiedeln

eine Fülle von Andacht, Erhebung und Begeisterung in den Herzen ausgegossen, die demselben weithin über die Grenzen der Schweiz eine dankbare Erinnerung durch alle Zeit sichern werden; es hat aber auch, ein Kloster zur Ehre des heil. Moritz und seiner Gesellen, eben so wie die Fraumünsterabtei zu Zürich unter den Gotteshausleuten in Uri, Seckingen in Glarus, den von uralter Zeit her gerade die Mythen umwehenden Freiheitsgeist genährt und verklärt und in frischer Jugendkraft erhalten.

Siebente Vorlesung.

Der heil. Gallus und St. Gallen. Der heil. Sigbert und Disentis.

Ist es irgend eine Vorlesung, die ich mit freudigem Herzen abhalte, so ist es die heutige. Denn es handelt sich nicht um eine gewöhnliche Stiftung, sondern um eine solche, die ihr Licht über die Schweiz und ganz Deutschland in reichster Fülle zu einer Zeit ergoß, als überall noch tiefe Finsterniß über den Geistern lagerte, um eine, wie ein glänzendes Meteor, aufleuchtende Bildungsstätte, zu der die Söhne der alemannischen, fränkischen und sächsischen Großen, um die höhere Geistesweihe zu empfangen, die Fürsten selbst, ein Karl der Dicke, ein Otto der I. und Otto der II. ꝛc., hinzogen, um derselben ihre lebendige Theilnahme, ihre Hochachtung und Dankbarkeit zu bezeugen. Hier reiften und entfalteten sich die schönsten Kräfte, die das deutsche Reich damals zum ersten im Abendlande, zum Reiche der Kraft, der Wissenschaft, der Ehre und des Ruhmes erhoben; hier wurden aber

auch die reichen Bildungsschätze aufgespeichert und niedergelegt, die, bis auf diesen Tag noch nicht vollkommen ausgebeutet, St. Gallen zur Bildungsschule der Nachwelt durch viele Jahrhunderte herauf erhoben haben.

Der erste Begründer dieses geistigen Lebens und dieser großartigen Bildungsanstalt war ein einfacher Mönch, wahrlich einer der Glaubensboten, deren Werk ewig bestehen wird, wie auch die Lebensstürme Vieles ringsum verwehen und zertrümmern, nämlich St. Gallus. Sein Leben ist nach einer guten alten, ein Jahrhundert nach seinem Tode verfaßten, freilich im Geiste der Zeit geschriebenen Biographie folgendes:

Es waren die Klöster Bangor und Jona in Irland und Schottland die Pflanzstätten eines schönen lebendigen Christenthums geworden. Von ihnen zogen deßhalb auch in der stillen Einsamkeit gereifte, hochbegeisterte Prediger nach allen Seiten aus. Unter ihnen war nun auch Columban, aus der Provinz Leinster in Irland gebürtig, und sein Schüler St. Gallus, die, nicht die letzten in der Reihe dieser Missionäre, der Schweiz die ganze dort errungene Glaubens- und Lebenskraft bringen sollten. Columban hatte in Bangor unter dem trefflichen Abte Comogell seine Bildung gewonnen; der apostolische Geist dieses Mannes hatte sich auf ihn vererbt. In diesem zog er zum großen Bedauern seines Lehrers und Meisters mit einem ganz gleichgesinnten Apostel-

collegium hinaus in die Fremde, und zwar zunächst nach dem treuer Prediger so sehr bedürftigen Frankreich, um hier mitten in der Verruchtheit neuen Saamen des Heils auszustreuen. Die traurige Einöde wandelte sich unter den Händen der fleißigen, keine Entbehrung scheuenden Arbeiter bald in einen bewohnbaren Platz um. Das urbar gemachte Land lohnte mit Ernten; noch mehr aber erfreuten sie die reichen Ernten auf dem geistigen Gebiete. Der sittliche Ernst der Ankömmlinge ergriff mit gewaltiger Kraft die noch empfänglichen Gemüther; es erhoben sich kurz auf einander die drei Klöster Anagrates, Luxovium und Fontanas (Fontaine). Mit solchem großen Erfolge trat aber auch eine entsprechende Opposition in's Leben; die Geistlichkeit stieß sich an Columbans altbritische Gebräuche und seinen sittlichen Ernst, noch mehr stieß sich aber an letztern der sittlich gesunkene Hof. Als die herrsch- und ränkesüchtige Königin Brunhilde ihm die Söhne ihres Sohnes Theuderich mit den Worten vorführte: „Das sind des Königs Söhne, segne sie," sprach er keck: „Wisse, daß sie nimmer den Thron besteigen werden, denn es sind Hurenkinder." So verdrängten ihn die Intriguen der Verletzten nach einer gesegneten zwanzigjährigen Wirksamkeit von dem wohlangebauten Platze. Bewaffnete Mannschaft sollte ihn wieder dahin zurück geleiten, woher derselbe gekommen; es war aber anders beschlossen und Columban hatte es auch anders

beschlossen. Ein Sturm hinderte zu Nantes seine Rückfahrt in's Vaterland. Es ward ihm gestattet, sich dorthin zu wenden, wohin er wolle. Sein Sinn stand jetzt nach Oberitalien, wo eine gleich große Ernte, wie in Frankreich, in Aussicht stand.

Auf der hierher angetretenen Reise kam er nun auch in's alemannische Gebiet, und zwar zunächst nach dem Kastell Thuregum (Zürich), wo er nicht verweilte, ohne Zweifel, weil ihm hier sein Aufenthalt bei schon vorhandenem christlichen Leben nicht so nöthig schien. Er begab sich weiter nach Tuggen am Haupte des Zürchersee's. Der Ort gefiel ihm wohl; in geistiger Beziehung sah es aber sehr traurig aus. Die Bewohner der Gegend lebten noch in tiefster heidnischer Rohheit und Finsterniß. Das früher schon angezündete Licht des Christenthums war fast ganz wieder erloschen. Eben dieses reizte ihn aber zum Bleiben. So begann er hier seine Glaubenspredigt; es fehlte aber an der rechten Empfänglichkeit. Diese Heiden waren zufrieden mit ihren Göttern, die sie bisher genugsam mit Regen und Wärme versehen hätten; sie kannten noch keine höhern Bedürfnisse. Die Apostel ließen aber den Muth nicht sinken; sie predigten in Geduld fort. Leider verloren sie diese, als die Unbekehrbaren sich ihnen zum Trotz dem Treiben des rohesten Aberglaubens überließen und eines Tages ihrem Gotte nach alter Sitte ein Bieropfer oder einen sogenannten

Minnetrunk brachten. Ein großes Gefäß war in die Mitte der Versammlung gebracht worden. Columban konnte das in seinem Feuereifer nicht erdulden; er haucht das Faß an, und siehe da, es zerspringt, und das Bier bricht mit gewaltiger Kraft unter Brausen und Zischen aus seinem Bauche hervor, zum sichern Zeichen, daß der Teufel selbst darin Platz genommen habe. Man wird sich dieses Anhauchen freilich als ein etwas energisches denken müssen, um die Thatsache vollkommen zu begreifen. Der Erfolg war der gleiche, den ähnliche Vorgänge bei der Missionsthätigkeit nach sich zogen. Die Opfernden erstaunten über die verwegene That; ihre Götter, meinten sie, würden sofort den Frevel rächen. Da das aber nicht geschah, bekehrten sich Viele, von der Ohnmacht und Nichtigkeit derselben thatsächlich überzeugt; viele früher schon Getaufte, aber dem Heidenthum wieder Verfallene, wurden neu gewonnen; viele aber ergrimmten auch jetzt erst im tiefsten Unwillen und Hasse gegen die Zerstörer der alten Väterreligion. Columban und St. Gallus kehrten sich aber nicht daran. Sie fuhren auf den ersten glücklichen Erfolg in ihrer etwas tumultuarischen Bekehrungsweise fort. Bei einem neuen Opfer, das die Heiden ihren Götzen brachten, zündete Gallus ihren Tempel an und warf alles den Götzen Geweihte mit ihnen selbst in den See. Das setzte die schon so tief Ergrimmten in volle Wuth. Sie beschlossen, den Tempelstürmer zu tödten

und Columban mit Schimpf und Schande aus dem Lande zu jagen. Es war somit kein längeres Bleiben für die von den Fanatisirten hart Bedrohten.

Columban und St. Gallus begaben sich hierauf mit ihren Begleitern nach dem Kastell Arbon am Constanzersee zum Priester Willimar, der hier unter den Alemannen das Christenthum aufrecht zu erhalten gewußt hatte, einem ohne Zweifel weithin bekannten und verehrten Mann. Er grüßt die Kommenden mit dem biblischen Gruß: „Gesegnet, der da kommt im Namen des Herrn.“ Sie antworten in gleicher Weise: „Von fernen Gegenden hat uns der Herr gesammelt.“ Die Bekanntschaft war geschlossen; gemeinsames Gebet und gemeinsame Bibellektüre, das gewaltig ergreifende Wort des beredten St. Gallus befestigten den Seelenbund. Willimar bewies ihnen, deren höhere Berufung und Befähigung ihm bald offenbar worden war, alle Gastfreundschaft. Es waren solche Arbeiter in dem ringsum schlecht bebauten, ja fast zerstörten Weinberge Gottes nöthig. In Arbon selbst, dem noch am besten bebauten Boden, gab es aber für sie nichts zu thun. Sieben Tage blieben sie bei Willimar unter gegenseitigem christlichem Ideen- und Herzensaustausch; am achten erkundigten sie sich nach einem geeigneten Arbeitsplatze für sie. Der war bald gewonnen. Willimar wies Columban auf das von dem Alemanneneinfall her zerstörte Bregenz am Haupte des See's hin, welches

der fette Boden und der benachbarte See zu einem geeigneten Stapelplatz für das Christenthum mache. Ein Kahn führt sie hinauf; ein Diaconus Willimars begleitet sie. Sie fanden Alles so, wie es Willimar gesagt hatte. Auch hier gab es eine meist heidnische Bevölkerung; in dem Bethaus einer uns nicht weiter bekannten Aurelia, einer christlichen Heiligen, verehrte das hier wiederum dem Heidenthum größtentheils verfallene Volk drei vergoldete eherne Bilder. Das war Columban ein Greuel. Es wiederholt sich die obige Scene. Der des alemannischen Dialektes kundige St. Gallus predigte in seinem Auftrage an einem heidnischen, wegen der Ankömmlinge mehr als gewöhnlich besuchten Festtage. Er predigt ihnen mit aller Macht der Beredtsamkeit von seinem Erlöser und sich selbst so in eine Gluth der Begeisterung hinein, daß er nach der Predigt die Götzenbilder ergreift, sie herabreißt, vor Aller Augen mit Steinen entzweischlägt und dann in die Tiefe des See's hinabwirft. Der Erfolg war ganz der gleiche, wie in Tuggen. Ein Theil bekehrte sich, ein anderer ging in Zorn und Wuth davon; Columban aber ließ Wasser bringen, um es zu weihen, und heiligte mit dem geweihten die entweihte Kapelle.

So hatte er eine Gemeinde gewonnen; es arbeitete ihm aber auch eine andere Parthei mit allem Fanatismus entgegen. Die gemachten Erfahrungen hatten die Missionäre besonnener gemacht; trotzdem mußten sie

sich so unter Arbeitsamkeit und Liebeswerken aller Art drei Jahre zu halten. Doch hörte St. Gallus, der sich vielfach mit Fischfang für das Beste der Brüder beschäftigte, einst in der Stille der Nacht den Bergdämon den in der Tiefe des See's hausenden anreden und diesen, den Wasserdämon, mit bittern Klagen über den stets mit Gebet gewappneten eifrigen Fischfänger Gallus antworten. Dieser nimmt zum Kreuzeszeichen seine Zuflucht und eilt vor den drohenden Wellen ans Land und zu Columban, der sofort zur Kirche läutet. Die Heiligen beten; umher auf den Bergen ertönt aber Geheul und Gewinsel, das nur allmählig verrauscht. Wer die Seeen und Berghöhen der Schweiz kennt, hat sie auch sprechen gehört. Gallus hörte sie auch; ihre Sprache war der Reflex dessen, was seine Seele angstvoll bewegte. In der That wandte sich die den Missionären feindliche Parthei zu jener Zeit an eine starke, wenn auch nur irdische Macht, an den Alemannenherzog Gunzo. Beschwerden über die durch sie beeinträchtigte Jagd, eine somit wohlerfundene Anklage, machten ihn willfährig; der Ausweisungsbefehl erfolgte. An sonstigen Neckereien fehlte es auch nicht; eine Kuh ward ihnen gestohlen und in die Wildniß fortgeführt; zwei sie suchende Brüder wurden von den Räubern erschlagen. Da rief Columban aus: „Wir haben hier eine goldene Muschel gefunden; sie ist aber voll von Schlangen. Seid deßhalb nicht traurig; der Herr

wird uns einen Engel senden, der uns zum Könige Italiens führen und ihn uns gnädig machen wird."

Diese Reise Columbans nach Italien ward verhängnißvoll für Rhätien. Er hielt sich zwar hier nicht auf; es begab sich aber sein Schüler Sigbert in Liebe zum Einsiedlerleben in eines der abgelegensten Thäler, in den wunderbar mit Felsen eingeschlossenen Kessel des Vorderrheinthales, dahin, wo der Rhein nicht weit von seiner Quelle durch das Tavetscherthal strömt, in eine bisher unbewohnte Einöde (desertina, Disentis genannt), um dort ein der h. Maria gewidmetes Bethaus (613) und ein paar Mönchswohnungen (614) zu errichten. Er gewann einen frommen, reichen und mächtigen Mann der Umgegend, Namens Placidus, wie für Christus, so auch für das mönchisch-klerikalische Leben, baute mit seiner Beihülfe ein Kloster (621) und führte die verkehrte gesunkene Bevölkerung der Nachbarschaft zu Christus hin.

Sigbert war ein Schüler Columbans. Er brachte so auch seine Regel und seine fremden Kirchengebräuche, seine Selbstständigkeit und seine Verehrung des alten gallischen Heiligen Martin, dem dann das neue Kloster mit geweiht wurde, mit hierher. Eben deßhalb wurde aber das Kloster schon in der Wiege bedroht. Es lebte in dem benachbarten Kastell Wilinga der damalige Präses von Rhätien, Victor I., der gethan haben soll, was ihn gelüstete, und weder Gott noch den Menschen nachgefragt, das Böse nicht

nach Gebühr gestraft und der Gerechtigkeit keine Achtung bewiesen haben soll. Er konnte an sich das fremde Institut und die strengen Bußprediger, die ihr Amt gegen Jedermann ohne Unterschied verrichteten, „waren sie gleich hoch oder nieder geschoren," nicht gerne sehen; er ward aber noch speziell durch die Freigebigkeit seines Verwandten gegen das Kloster und die Freimüthigkeit und warnende Strafpredigt desselben an ihn selbst erbittert. Es hatte sich nämlich dieser, alle Furcht hintansetzend, aufgemacht, um ihn ins Gewissen zu reden und aus heiliger Schrift verstehen zu geben, was er darob zeitlich und ewig zu erwarten hätte. Er merkte aber bald, daß seine Worte nur Oel in die Flamme gössen, und Victor auf sein Verderben sinne; er machte sich somit eilends auf den Fuß, um zu seinem Lehrer zurückzukehren. Victors Diener und Henkersbuben kamen ihm aber zuvor; sie ergriffen ihn noch auf der Flucht und schlugen ihm sofort das Haupt ab. Darauf soll sich ein großes, uns schon bekanntes Wunderwerk begeben, Placidus Körper sich selbst wieder aufgerichtet, sein abgeschlagenes Haupt in seine Hände genommen, dasselbe fortgetragen und, in ein Tüchlein gewickelt, einer Frau übergeben, selbst aber seine Reise zu seinem Lehrer fortgesetzt haben, der ihn nicht ohne Schrecken und Kummer empfing und für sein ehrlich Begräbniß bei der Martinskapelle sorgte. Diese Gewaltthat schadete

jedoch dem Aufblühen der jungen Stiftung nicht. Placidus war zwar todt, er lebte aber doch fort und stieg durch das Märtyrerthum noch mehr in der Achtung des Volkes. Eine Brücke über den Rhein brach bald darauf unter dem Landestyrannen zusammen; man sah hierin die gerechte Nemesis für die Gewaltthat. Gott selbst hatte gerichtet. Es verbreitete sich ein immer glanzvollerer Heiligenschein um das Haupt des Ermordeten. Bald darauf starb auch Sigbert (636). Sein Leichnam ward in demselben Grabe beigesetzt, in welchem Placidus ruhte. Die Männer, welche ein Tugendstreben im Leben geeint hatte, sollten auch noch in der stillen Ruhestätte vereinigt bleiben. Wie über den Gräbern andrer Heiligen, geschahen aber auch hier bald Wunder; das ganze Vertrauen des Volkes wandte sich der neuen Stiftung zu. Sie ward nicht nur die Wiege des Christenthums für die noch heidnische und arianisch gesinnte Bevölkerung der Umgebung, sie ward auch ein Nationalheiligthum, das St. Gallen Rhätiens, die christliche Schul- und Bildungsstätte des Landes.

Kehren wir zu diesem zurück. Columbans Thätigkeit sollte noch einen kräftigeren Nachhall in der des heil. Gallus finden. Dieser Gallus blieb nämlich, bisher ein treuer unzertrennlicher Begleiter des heil. Columban, der eigentliche Petrus des kleinen Apostelcollegiums, bei dem Wegzuge seines Meisters im

Lande zurück. Ein Fieberanfall zwang ihn dazu. Im Augenblicke der Abreise fiel er demselben zu Füßen und erklärte ihm sein Unvermögen, die Reise mit ihm anzutreten. Columban hätte freilich grade ihn vor allen Andern gerne mitgenommen; in einer gewissen Heiterkeit des Geistes sagte er ihm deßhalb, um ihn zum Zusammenraffen seiner letzten Kräfte anzuspornen: „Wenn du meine Arbeit nicht theilen willst, sollst du auch während meiner Lebzeit nicht mehr Messe lesen." Gallus mußte aber wohl bleiben. Er wandte sich zu dem gastfreundlichen Willimar, klagte ihm sein Leid und fand, was er suchte, Trost und Heilung; die zwei Cleriker, Magnoald und Theodor, bekamen den besondern Auftrag, ihn zu pflegen. Unter solcher Pflege genas er bald.

Jetzt galt es ein neues selbstständiges Werk; St. Gallus sah sich bald nach einem geeigneten Wirkungsplatze um. Die hinter Arbon liegenden, mit dichtem Wald bewachsenen Berge zogen die Aufmerksamkeit des Genesenen und seinem Gotte herzlich Dankbaren auf sich. Er befragte sofort den treuen Diener Willimars, den besonders der Gegend kundigen Diakonus Hiltepold, einen guten Fisch- und Vogelfänger, ob er dort wohl in der Einöde einen für den Anbau einer Einsiedelei geeigneten Ort kenne. „Die Wüste," antwortete dieser abwehrend, „ist rauh und wasserreich, hat hohe Berge und enge Thäler und beherbergt viele wilde Thiere,

Bären, Wölfe und Eber. Sie werden über dich herfallen, wenn ich dich dorthin führe." „Ist Gott mit uns, was thut uns Wolf und Bär?" sprach Gallus. „Schon morgen ziehen wir hin!" Gallus rüstete sich mit Gebet zu der hochwichtigen Entdeckungsreise und trat sie eben so mit Gebet an. Er gönnte sich keine Ruhe und Rast, keine Erfrischung und Labung, wiewohl der Diakonus Nachmittags nach einer solchen seufzete; sein Feuereifer trieb ihn vorwärts. Er wollte nicht eher ruhen und etwas genießen, als bis ihm ein bestimmtes entscheidendes Zeichen, auf das er gläubig harrte, in Betreff der Wahl seiner neuen Wohnung gegeben werden würde. So ging es weiter vorwärts mit den letzten Kräften bis zu der Stelle, wo die Steinach, von Felsen herabstürzend, mit einer tief gegrabenen Höhlung einen fischreichen Weiher bildet. Der war ein zu lockender Anblick für Hiltepold; die Netze wurden mit Erfolg ausgeworfen, Feuer angeschlagen, und ein Essen bereitet. Der heil. Gallus geht unterdeß des Gebetes halber bei Seite; er bleibt an einem Dornengesträuch hängen und stürzt zu Boden. Sein Begleiter eilt herbei, um ihm aufzuhelfen. St. Gallus sah das aber für das erwartete Zeichen von Oben an. „Laß mich," ruft er, „das ist mein Ruheplatz für immer; hier werde ich wohnen, weil ich ihn erwählt." Er wand darauf aus einer Haselruthe ein Kreuz, steckte es in die Erde, hängte an das-

selbe seine schönste Habe, eine Reliquienkapsel, worin auch Reliquien des heil. Mauritius waren, und flehte zu Christus, diesen Ort zur Ehre seiner Erwählten und zum Lobe seines Namens zu einem wohnlichen zu machen.

Sie sahen sich jetzt sofort nach dem besten Platze zur Errichtung der neuen Zelle um. Er wurde zwischen den zwei Bächen, der Steinach und Ira, in der Thalebene am Fuße des Alpsteins gefunden. St. Gallus rief in Vorahnung der Zukunft, wie einst Jakob in Betreff derselben, aus: „Hier ist wahrhaft Gott!“ Das mit Gott begonnene Werk sollte auch in göttlicher Kraft wachsen. Die giftigen Schlangen wichen von dem Tage an. Schon an dem ersten Abend, als St. Gallus noch einmal zum Gebet sich entfernte, will Hiltepold bemerkt haben, wie er einem sich zur Mahlzeit mit einfindenden Bären, wie der Herr dem Diener, Holz zu holen, ins Feuer zu werfen und dann für immer die Gegend zu verlassen befahl. Es war das ein Vorspiel des Kommenden. Noch mehr aber; auch alles Dämonische mußte weichen. Hiltepold hörte eben so auf den Gipfeln der Berge die klagenden Dämonen: „Wohin sollen wir gehen, wohin uns wenden? Nicht unter den Menschen, nicht in der Wüste läßt er uns ruhig weilen!“ In der That ward die rauhe Einöde bald urbar gemacht und zum Garten umgewandelt, die wilden Thiere und giftigen Schlangen verscheucht,

und das Dämonische von dem christlichen Geiste ausgetrieben. St. Gallus wußte mit ihm seine Zelle zu weihen. Er ward ein strenger Ascet, ein Mann Gottes, die Stimme eines Propheten in der Wüste. Er ward bald wie einer der Väter und Patriarchen angestaunt und verehrt.

Um diese Zeit trafen zwei Botschaften bei Willimar ein, die eine, daß der Constanzer-Bischof Gaudentius gestorben sei, die andere, daß der Herzog Gunzo ihn nebst dem Manne Gottes über 12 Tagen in Ueberlingen (Residenzort) bei sich erwarte, um seine von einem bösen Dämon besessene Tochter, die Braut Sigberts, des ältesten Sohnes des Königs Theuderich, zu heilen.

Willimar war bereit, dem Rufe des Herzogs zu folgen, nicht so St. Gallus. „Es ist das dein, nicht mein Weg. Was habe ich mit den Fürsten jener Welt gemein?“ Er begab sich vorsorglich von seiner Zelle aus, um allen weiteren Zumuthungen zu entgehen, mit zweien seiner Schüler in die Einsamkeit über den Sennwald im Sarganserland nach Grabs zum Diakonus Johannes, der sie, die angeblich von weiter Ferne kommenden, gastfreundlichst aufnahm. Willimar eilte sogleich mit der Hiobsbotschaft zum Herzog; dieser gebot ihm sofort, den Flüchtigen aufzuspüren und mit aller Kraft der Ueberredung, mit dem Versprechen der reichsten Geschenke, ja des erledigten Bisthums Constanz, zur Rückkehr zu be-

wegen. Gunzo hatte hierzu die dringendste Veranlassung. Das Mädchen hatte nur Vertrauen zu dem in der allgemeinen Achtung so hoch gestiegenen Gallus; der in ihr wohnende Dämon hatte ausdrücklich erklärt, daß nur Gallus ihn austreiben könne, der das schon zu Tuggen und Bregenz gethan, und daß er eben nur deßwegen in dem Mädchen Platz genommen habe, um die willkürliche Ausweisung des Heiligen durch den Herzog an diesem zu rächen. Ein sehr gutmüthiger und christlich denkender Teufel, der feurige Kohlen auf das Haupt seines Feindes sammelt! Die Thatsache kann nur der Unverstand mißverstehen. Die an zerrüttenden Nervenanfällen leidende Frideburga brachte ihr Leiden mit dem inhumanen Benehmen ihres Vaters gegen den hochgeachteten Asceten in Verbindung; von ihm grade erwartete sie deßhalb auch ihre Wiederherstellung.

Willimar wußte die Fährte des Flüchtigen zu entdecken. Er findet ihn zu Grabs in einer Höhle bei heiliger Lectüre, spricht ihm nochmals in freundlichster Weise zu, beruhigt ihn über etwa im Hintergrunde liegende feindliche Absichten des Herzogs und eröffnet ihm auch die Aussicht auf das Bisthum Constanz. Unter dem Gespräch tritt der liebreiche Johannes zu ihnen, um sie mit Brod, Wein, Oel und Butter, Honig und gebratenen Fischen, kurz aufs Reichlichste zu bewirthen. Ein Gedanke mochte dabei, ja mußte in der Seele des heil. Gallus auf-

blitzen, nämlich der, das ihm angetragene Bisthum mit einer Kraft, wie seiner, zu versehen. Jedenfalls sagte er jetzt zu und kam auch, so wie er die Brüder bei seiner Zelle begrüßt hatte, nach einer dort zugebrachten Nacht nach Arbon. Schon war aber ein neuer Bote vom Herzog da, der zum schleunigsten Kommen mahnte. „Schon drei Tage sei das Mädchen ohne Speise." Noch die gleiche Nacht brachte sie ein Schiff an Ort und Stelle. Das Mädchen lag mit geschlossenen Augen, wie todt, in den Armen ihrer Mutter. Gallus wirft sich zum Gebet nieder auf die Kniee, erhebt sich vertrauensvoll, ergreift ihre Rechte, richtet sie auf, legt seine segnende Rechte auf ihr Haupt und gebietet mit fester, entschiedener Stimme dem Dämon, aus diesem Gebäude Gottes zu weichen. Und siehe, sie öffnet die Augen; sie erblickt die Ehrfurcht gebietende Erscheinung, erkennt den Heiligen und findet von der Stunde an ihre Genesung.

Der hocherfreute Vater hielt Wort; er wollte den reich beschenkten Gallus zum Bischof von Constanz erheben. St. Gallus schlug aber die Würde aus, weil ihm sein Lehrer Columban verboten, bei seinen Lebzeiten Messe zu lesen; nur im Falle einer Absolution von seiner Seite würde er ihm zu Willen sein können. Er wies somit die Sache nicht ganz von sich, hatte aber schon seinen bestimmten Entschluß gefaßt. So wie er zurückgekehrt war, sandte

er einen Boten an den Diakonus Johannes in Grabs mit dem Gebote, so bald als möglich zu ihm zu kommen. Er kommt. „Beginne," sagte er, „mein Sohn, dem Gesetze Gottes deinen ganzen Fleiß zuzuwenden, und du wirst, ich hoffe es, im weitern Kreise mit Segen wirken können." Er hatte im kurzen Verkehr seine höhere Befähigung kennen gelernt. Der Hochgeehrte dankte ihm auf den Knieen und ward sein treuer Schüler, sein Schüler in dem tiefern Studium der Philosophie und der Erkenntniß des ewigen Gottesgesetzes, um die nöthige Vorbildung zu dem hohen Posten zu gewinnen.

St. Gallus führte den von ihm Gunzo Empfohlenen schließlich mit einem biblisch historischen Vortrage zur Verherrlichung des alten Bundes, der alten Glaubenshelden und Propheten und dann in höchster Potenz des Evangeliums und seiner treuen Verkündiger in sein Amt ein. Er blieb dann noch sieben Tage bei ihm, um dem Gewissenhaften Muth und Kraft einzusprechen, und kehrte darauf mit dem Segen des Neugewählten in seine Einöde zurück. Es war ihm ein schönes, großes Werk gelungen; das hochwichtige Bisthum Constanz hatte durch ihn einen würdigen Vertreter gewonnen.

Nach diesem Werke tritt St. Gallus ganz aus der Oeffentlichkeit zurück; seine Thätigkeit beschränkt sich fortan auf seine Zelle und die Zellen, die um sie her entstanden waren. Unter der königlichen und

herzoglichen Hülfeleistung, der Hülfeleistung auch des neugewählten Bischofs, der, fortdauernd ein Herz und eine Seele mit seinem väterlichen Freunde, das Gedeihen der frommen Stiftung nach Kräften förderte, blieb es hier nicht lange mehr so ganz still und einsam; es wurden nebst einem Bethause Wohnungen für 12 Brüder errichtet, welche nach der Regel Columbans lebten. Noch immer aber hatte der streng gehorsame Gallus keine Messe abgehalten; da befahl er plötzlich an einem Sonntage dem Diakonus Magnoaldus, eine solche für seinen Meister vorzubereiten. Sein Tod war ihm, dem für den Lehrer Bangenden, offenbart worden. Magnoaldus, der nach Italien geschickt wurde, nähere Erkundigungen über Columban einzuziehen, fand es so, wie Gallus gesagt hatte, und brachte mit der Todesbestätigung den Stock des Meisters zurück, um mit diesem Symbol seiner Macht das Verbot über St. Gallus aufzuheben.

Wir hören jetzt wenig mehr von seinem stilleren Wirken; immer größer ward aber sein Ansehen. Als Eustasius, Abt von Luxovium, der Mitschüler des heil. Gallus, 15 Jahre nach Columbans Entfernung gestorben war (625), nahte plötzlich der einsamen Zelle eine eigne Gesandschaft, sechs Mönche aus Luxovium, um St. Gallus seine Wahl zum Abte des verwaisten Klosters, der größten Stiftung Columbans, anzuzeigen. Es war das die ehren-

vollste Berufung, die ihm zu Theil werden konnte. St. Gallus nahm auch die Gesandten mit aller Freundlichkeit auf, ließ sich aber durch den verlockenden Glanz nicht blenden. Er gedachte nicht, nachdem er die Hand einmal an den Pflug gelegt hatte, reuevoll rückwärts zu schauen. Die Hoffnung der Gesandten erfüllte sich somit nicht; unbewegt entließ er die Wohlbeherbergten mit dem Friedenskusse und vergrub sich noch mehr in seine Zelle, um in strenger Ascese seinem Gott und Christus zu leben, durch Wort und That zu predigen und Glaubensprediger heranzubilden. Selbst seinen Freund Willimar sah er selten mehr. Da machte sich der Greis in alter Freundschaft noch einmal auf zu ihm und bat ihn dringlich, doch auch ihn noch einmal zu besuchen und das Volk mit seinem geistigen Zuspruche zu erfreuen. Der heil. Gallus ward auf solche inständige Bitten hin seinem Vorsatze, nicht mehr öffentlich aufzutreten, untreu, stieg nach Arbon hinab und erquickte noch einmal mit einer tief eindringlichen Predigt die Gemeinde am Michaelistage. Er mußte zwei Tage bleiben; Priester und Volk ließen ihn nicht gehen. Das überstieg seine Kräfte. Am dritten Tage ergriff ihn ein heftiges Fieber, das täglich sich steigerte und schon in vierzehn Tagen seine letzte Lebenskraft verzehrte. Der treue Bischof Johannes, der von seiner Krankheit gehört und sich sogleich auf den Weg gemacht hatte, um ihn noch

einmal zu sehen, kam zu spät. Er hörte schon im Schiffe die Klagelaute; in Bangigkeit und Sehnsucht stürzte er sich in's Wasser, um das Ufer schneller zu erreichen. Er konnte seinen Vater nur zur Ruhestätte begleiten. Die Bahre, auf die man ihn gelegt hatte, soll übrigens unbeweglich geblieben sein; zwei vorgespannte ungezähmte Rosse führten sie endlich in grader Linie zu seiner Zelle. Das war allerdings die Ruhe- und Grabstätte, wohin er gebracht werden mußte; seine Schüler nahmen den Kommenden in tiefer Trauer in Empfang und trugen ihn in's Bethaus, wo er vor dem Altar begraben wurde. Sein den ernsten Asceten bestens charakterisirender Nachlaß war ein Bußhemd und eine schwere, mit Blut bespritzte Kette in einer hölzernen, von ihm stets geheim gehaltenen Kapsel.

Er starb in einem der nächsten Jahre nach dem Tode des heil. Eustasius, den 16. October. Nach St. Gallus bestand die kleine Zelle anfangs unter seinen Schülern Magnoaldus und Theodorus noch in großer Bescheidenheit fort. Sie blieb aber fortdauernd der Sammlungsplatz einiger wahrhaft geweihten Einsiedler, die mit ihrer pastoralen Thätigkeit der Trost und die Erhebung, die Schule und Kirche der Umgebung wurden. Jeder trat mit dem Eintritte in den geweihten Ort wie unter die Einflüsse eines hier wehenden höhern Geistes; jeder Kranke spürte hier segnende Kräfte, jeder Frevler

stärkere Schläge des Gewissens; Wunder über Wunder verherrlichten die Zelle. Charkteristisch für die sich steigernde Hochachtung derselben ist folgende Erzählung. Einige Jahre nach St. Gallus Tode soll ein uns unbekannter Präses Otwin mit einem starken Heere den Thurgau überfallen, die Männer getödtet, Frauen und Kinder als Gefangene fortgeschleppt, die ganze Gegend verwüstet und auch die St. Galluszelle nicht verschont haben. Es hatten sich hierher in die Einöde Viele mit Hab und Gut geflüchtet, hatten ihre Schätze in die Erde vergraben und diese wieder mit Frucht besäet, um sie den Falkenaugen des Feindes zu verbergen. Der benachbarte Tribun Erchanoald verrieth Alles; er selbst kam, um den Schätzen nachzuspüren und ließ, durch das Gefundene immer heißhungeriger gemacht, endlich sogar den Boden der Kirche aufwühlen, wo der Heilige ruhte. Die Strafe folgte auf dem Fuße; ein panischer Schrecken ergriff Alle. Sie stürzen in wilder Hast dem Eingange zu und zucken im Wahnsinne die Schwerdter gegen einander. Erchanoald selbst rennt sich an der Thüre fast den Kopf ein, verliert die Besinnung und nach Haus getragen in langer Krankheit Haut, Haare und Nägel. Die St. Galluszelle wurde so eine geachtete, die selbst den kecken Frevler zur Besinnung oder vielmehr um die Besinnung brachte.

Einen großen Zuwachs an Verehrung gewann das Kloster unter seinem zweiten Begründer, dem vielgefeierten Alemannen Othmar. Es kam nämlich bei dem immer größern Zudrange zu dem reich beschenkten Kloster darauf an, einen ausgezeichneten Mann zu finden, welcher die Leitung der anwachsenden Mönchsgesellschaft übernehmen könnte. Das thurgauische Grafenhaus der Talto's hatte sich vorzüglich des Klosters angenommen; ein Glied desselben, Graf Waltram, sah sich in der alten Vorsorge nach einem solchen um. Er fand ihn in dem genannten Othmar, der sich, in früher Jugend nach dem damals hochgebildeten Rhätien gesandt, dort herrlich entwickelt hatte und zu einem Vorbilde, ebenso in wissenschaftlicher als sittlicher Hinsicht, gereift war. Er berief ihn gegen 720 zum Abte.

Othmar entsprach vollkommen den gehegten Erwartungen; er errichtete ringsherum angemessene Mönchswohnungen und begründete ein fest geordnetes Klosterleben. So ward die Zelle ein Kloster, er aber die Seele des Ganzen; sittlicher Ernst und echt christliches Liebesleben, in welchem er die Kleider vom Leibe hingeben und Nachts in dem von ihm errichteten Hospitale für Aussätzige die Kranken pflegen und ihre eiternden Wunden auswaschen konnte, waren die sich gegenseitig bedingenden Hauptzüge seines Charakters, mit denen er sich den herrlichen Ehrennamen eines Vaters der Armen und

dem Kloster die Herzen aller Wohlgesinnten zu gewinnen wußte.

So schien Alles im besten Gange; die Vertreter der fränkischen Macht im Lande, die sogenannten Kammerboten, Warin und Rudhard, beides mächtige Grafen, waren aber gegen dieses alemannische Nationalheiligthum; mit der wachsenden Anzahl der Klostergüter wuchs ihre Abneigung gegen dasselbe. Sie reizten ihre Habsucht; wie anderwärts, streckten sie auch hier ihre hungrigen Hände nach denselben aus. Othmar stellte sich gegen ihr tyrannisches Zugreifen und Verfahren; so wurde ihm der Tod von den Verletzten geschworen. Sie wußten den ehrgeizigen Bischof von Constanz, Sidonius, welcher mit dem das Bisthum in Schatten stellenden Ansehn des Klosters nicht ganz zufrieden war, in ihr Interesse zu ziehen. Es ward die Lage Othmars eine immer bedenklichere. Er machte sich noch einmal auf, um bei Hofe zu klagen; die Grafen ließen ihn aber unterwegs aufgreifen und in Fesseln zurückbringen. Es wurde ihm sofort der Prozeß gemacht. Ein gewisser Mönch Landpert verstand sich dazu, gegen ihn zu zeugen, daß er sich Fleischessünden habe zu Schulden kommen lassen. Othmar hielt es unter seiner Würde, auf die falsche Anklage zu antworten; gedrängt antwortete er: „ich bekenne, daß ich über Maaßen in Vielem gesündigt habe, rufe aber Gott, den Alles sehenden, zum Zeugen meiner Unschuld

in Bezug auf dieses mir vorgeworfene Verbrechen an.“ Eine weitere Vertheidigung hielt er für zwecklos; er wußte, daß es auf sein Verderben abgesehen war. Er wurde zu lebenslänglicher Einkerkerung verdammt und zunächst in sehr strengen Gewahrsam in die Pfalz oder das Schloß Bodman gebracht. Man konnte in der Härte so weit gehen, ihm die nöthige Nahrung zu entziehen, die ihm aber ein treuer Klosterbruder Nachts zuzustellen wußte. Endlich ließen sich die Kammerboten aber doch von einem reichen Freunde des Klosters erbitten, ihm denselben zur Bewachung auf der Rheininsel Stein in der Nähe seiner Besitzung zu überlassen. Othmar überlebte nicht lange die Gewaltthat; er starb kurz darauf unter ascetischen Uebungen den 16. November 759.

Bald nach dem Tode des Bischofs Sidonius 760 wurde er aber oder vielmehr seine Gebeine im Triumphe von seinem Pathmos nach St. Gallen zurückgeführt (769). Eine Vision oder vielmehr die ihr zu Grunde liegende tiefe Hochachtung und treue Dankbarkeit der Brüder hatte die Veranlassung dazu gegeben. Alle bei solchen Gelegenheiten vorkommenden Wunder verherrlichten die Fahrt; mitten im Sturm und Regenguß fuhr das Schiff ruhig und trocken über den See; die neben dem Leichnam brennenden Kerzen leuchteten unausgelöscht fort; die von den durstigen Schiffleuten fleißig herumgebotene Flasche füllte sich von selbst zu immer neuem Labe-

trunke; kurz die Elemente selbst fühlten mit, oder man ließ sie es mitfühlen, welche Hochachtung man diesen Reliquien schuldig sei.

Die Handlung war keine gleichgültige; sie war gleichsam der Triumphzug des aus dem schweren Kampfe siegreich hervorgehenden Klosters. Es trat allmälig nach manchen harten Anfeindungen in einen ruhigen Besitzstand und in ein vollkommen geordnetes Verhältniß zum Bisthum, eben deßhalb aber auch in eine Lage, in der es sich ungehemmter entwickeln und die Kräfte, die es bisher in dem bittern Kampfe vergeudet hatte, in erfreulicherer Weise verwenden konnte, kurz in eine neue Periode stillerer Wirksamkeit. Der wackere Abt Gozbert (816) dachte jetzt vor Allem daran, das zerfallende Gotteshaus und Kloster in neuer Pracht herzustellen. Den Bauplan mit allen Gottes-, Wohnungs- und Wirthschaftsgebäuden ließ der Besorgte am Hofe Ludwigs des Frommen selbst ausarbeiten. Derselbe, der älteste, den wir besitzen, ist noch in St. Gallen vorhanden; er ist in einem kolossalen Umfange auf drei an einander genähten Pergamenthäuten ausgeführt worden. Es war das ein ohne Kenntniß der Lokalität entworfener Plan; im Wesentlichen hat man sich aber doch nach ihm gerichtet. Da finden wir Werkstätten für Schneider, Bäcker, Sattler, Drechsler, Gerber, Walker, Gold- und Silberarbeiter, Schwerdtfeger, Stahlschmiede, da eine Wohnung für Aerzte,

ein Aderlaßhaus, eine Apotheke, eine Bibliothek und einen Schreibesaal; kurz St. Gallen ward schon jetzt ein wahrer Brennpunkt, um den sich jede Bestrebung der damaligen Civilisation einte. Noch mehr wurde es aber ein solcher unter dem einer der ersten Familien angehörigen Erzkapellan Grimald, den Ludwig der Deutsche an diesen Posten schickte, und seinem hochwürdigen Stellvertreter Hartmuth. Dieser Grimald, der aus Reichenau die volle Begeisterung für die Wissenschaft mit fortgetragen hatte, erkannte bald seine Aufgabe als Stellvertreter des Gallus an und suchte sie in würdigster Weise zu lösen. Er that es, der viel Beschäftigte, nicht sowohl durch eigne wissenschaftliche Leistungen, als durch seine begeisternde Liebe zur Wissenschaft, richtige Würdigung und Herbeiziehung tüchtiger Lehrkräfte und rastlose Sorge für die Herbeischaffung der wissenschaftlichen Hülfsmittel. Grimald und Hartmuth schenkten ihre bedeutenden Privatbibliotheken der Klosterbibliothek.

So hatte man einen großen und reichen Bildungsstoff gewonnen. Es kam jetzt darauf an, ihn gehörig zu verwenden. Dafür sorgte die gut organisirte und mit tüchtigen Lehrern besetzte Schule. Die Klosterschulen bezweckten zunächst eine Bildung der Mönche; auch solche aber, die es nicht werden, jedoch eine gewisse Bildung gewinnen wollten, zogen zu den Klöstern, um hier die Geistesweihe zu empfangen. Mitunter entweihten sie aber auch durch ihr weltliches

Treiben die heiligen Stätten; jedenfalls paßten sie nicht ganz hieher. Deßhalb wurde in Aachen 817 verboten, solche Weltkinder fernerhin in die Klosterschulen aufzunehmen. Ganz konnte man ihnen aber doch nicht die höhere Kost versagen. Was war zu thun? Man befahl, neben den innern Schulen in den Nebengebäuden der angesehensten Klöster äußere zu errichten, in denen alle unterrichtet werden sollten, welche einst in der Welt oder auch in der Weltgeistlichkeit eine höhere Stellung einnehmen wollten. So schob man das Uebel aus den eigentlichen Klostermauern hinaus und gewann wenigstens das, daß die klösterliche Disciplin kein fortdauerdes Aergerniß erlitt.

Die innere Schule war ganz mönchisch organisirt, die Schüler trugen sogar die Mönchskleidung; die äußere bewegte sich in den gewöhnlichen Lebensformen. Hier und dort gab es aber ein scharfes Regiment. Es war der mit St. Gallus eingezogenen, nie ganz verwischten columbanischen Mönchsregel das Prügelsystem eigen; die Ruthe spielte so eine große Rolle. Man kannte keine Schonung. Ein mit ihr bedrohter Schüler konnte selbst in Vorempfindung des höllischen Schmerzes zu dem verzweifelten Mittel seine Zuflucht ergreifen, eben als er die gefürchteten Strafinstrumente aus den obern Gemächern holen sollte, mit einem dem nächsten Kamine entrissenen Spahne Kloster und Schule in Brand zu stecken. Bei der

Strenge ward aber etwas gelernt und, abgesehen vom Fleiße, denn die Trägheit ward auch geprügelt, strenge Ordnung und pünktlicher Gehorsam in polizeilicher Weise eingeübt. Trotz aller Prügel war man aber doch recht wohl und hatte seine hohen Freuden, seine Erholungsstunden und Festtage. An solchen Vakanztagen ging es lustig und heiter her. Nach einem noch vorhandenen Vakanzgedichte:

Warf man gepanzert mit Steinen, die Kleinen beklatschten die Streiter,
Lief für gesetzliche Preise in räumlicher Laufbahn zum Ziele,
Spielte mit Würfeln und rang mit wohl gesalbeten Händen,
Trieb das Stockspiel, den Rücken für heimliche Stöße sich deckend.
O an solchem Tage entfalle den Händen die Geißel,
Schweige der Späher und wende das forschende Auge zur Seite,
Sei der Lehrer, ja wohl, so blind und stumm, wie ein Maulwurf.
Lebe so selig und ruhig, wie in Elysiums Feldern!

Die Lehrer waren also auch zugegen und freuten sich der Freuden der Jugend, sahen aber, wenn auch nicht ganz blind, wie die Maulwürfe, doch durch die Finger. Wein, Bäder, Lichter, bei denen man die Spiele fortsetzte, und deren Glanz sie noch glänzender machte, verherrlichten die harmlosen Spiel- und Ferienfreuden der Knaben.

Die Studien, die man trieb, waren vor Allem Sprachstudien. Die lateinische Sprache war die

Mönchs- und Kirchensprache; sie wurde deßhalb vor Allem mit allem Ernste und Eifer betrieben. Nur die kleinsten Knaben der Schule durften deutsch, die andern mußten lateinisch sprechen, d. h. sie sprachen es so lange, als sie mußten. Selbst die Mahlzeiten wurden durch lateinische Vorlesungen, kurz durch Latein und immer wieder Latein gewürzt. Es war der größte Triumph, recht fertig zu lesen, wie ein geborner Lateiner. Der König Konrad wurde so durch das Vorlesen erbaut, daß er jedem der jungen Lateiner ein Goldstück in den Mund legte, das aber einer, der den Scherz nicht verstand, weinend wieder ausspie, weßhalb Konrad bemerkte: „Das wird einst ein guter Mönch werden."

Eben so, wie die lateinischen, wurden aber auch die damals fast ganz vergessenen griechischen Sprachstudien betrieben. Sogar Frauen huldigten mit den St. Galler-Professoren diesem Studium; so die Hedwiga, die hochgebildete Gemahlin des Alemannenherzogs Burchards II. Sie war durch die Verlobung mit dem byzantinischen Kaiser Konstantin VI. zu diesem Studium veranlaßt worden. Sie konnte aber den griechischen Prinzen nicht lieben und verzerrte deßhalb auch möglichst ihr schönes Gesicht, als sie ein griechischer Maler für den Bräutigam malen sollte; um so mehr liebte sie aber die griechische Sprache und die Studien überhaupt, so sehr, daß sie sich zur Betreibung derselben für einige Zeit den

gelehrten Ekkehard II. als Lehrer bei einem Besuch in St. Gallen erbat. Es mußte wahrlich, wo die Frauen so arbeiteten, wo aber auch die Hofkaplane mitarbeiten mußten, mochten sie wollen oder nicht, ein reges wissenschaftliches Leben erwachen.

Das weitaus größte Verdienst erwarb sich aber St. Gallen um das Studium der deutschen Sprache; es wurde so recht die treue Pflegerin des mächtigen Sprachstromes, des Althochdeutschen, der sich über alle Länder der deutschen Zunge ergossen hat, und die Geburtsstätte der deutschen Nationallitteratur. Latein konnte man ja doch nur allmälig lernen; Latein konnte so nie die Muttersprache ganz verdrängen. So führte eine unabweisbare Nothwendigkeit auf den Gebrauch derselben beim Unterrichte und so auch auf ihre Ausbildung. Es entstanden die althochdeutschen Glossen zur heiligen und profanen Litteratur, d. h. deutsche Uebersetzungen einzelner Worte, welche ebenso, wie lateinische, den Handschriften interlinearisch oder am Rande bei- oder wohl auch besonders zusammengeschrieben wurden. Es waren das die damaligen Collegienhefte der Professoren und deßhalb reiche Schätze, die von Geschlecht zu Geschlecht forterbten und mit immer neuer Gelehrsamkeit ausgestattet wurden. Sie wurden nicht selten in Geheimschrift geschrieben, um den Schülern, die das gleiche Exemplar gebrauchten, nicht zu sehr das Aufpassen zu ersparen, oder auch, um das

professorliche Wissen nicht zu sehr zu profaniren. Zu diesen Glossen gesellten sich auch noch die lateinisch-althochdeutschen Wörterbücher mit etwas mehr Umfang und Systematik. Natürlich setzen alle diese Arbeiten ein bestimmtes Sprachstudium, ein Aufsuchen der treffendsten Ausdrücke, ein schärferes Unterscheiden der Synonymen, ja auch eine gewisse Umgestaltung und Anschmiegung der Worte voraus. In allen diesen Beziehungen hat nun St. Gallen weitaus das Meiste und Beste geleistet. Bei diesen Wörterbüchern, welche den Wörterschatz der althochdeutschen Sprache fixirt haben, konnte man aber nicht stehen bleiben. Man mußte die Sprache selbst zum Gegenstande einer besondern grammatischen Behandlung machen. Man bildete hier consequent eine eigene Orthographie für dasselbe aus. Man bediente sich zum Schreiben des lateinischen Alphabets. Das lautete freilich wohltönender, als die noch rauhen deutschen Gurgeltöne. Man wußte sich aber zu helfen, verdoppelte die Buchstaben, schrieb für ein W ein doppeltes V, vor r und l noch ein h, z. B. hros, hludi, flickte Vokale ein, kurz lateinisirte des Deutsche auf eine Weise, daß es in seiner Eigenthümlichkeit hätte bedroht werden können, wenn es nicht als Volkssprache schon für dieselbe gemacht hätte. So sorgte man für eine allgemeingültige Schriftsprache, beförderte weiter die richtige Betonung durch Accente, fixirte die grammatischen Kunstwörter, behandelte sie

also auch in eingehender grammatischer Weise und wußte die noch undisciplinirte durch Bindesylben und Wörter so zu discipliniren, daß man jetzt auch, nachdem man ihre Bildungsfähigkeit erkannt hatte, in ihr selbst zu schreiben und zu dichten anfing.

An diesen Sprachstudien mißt sich nun schon die gewonnene Geistesbildung überhaupt. Man schwang sich auf allen Gebieten der damals betriebenen Wissenschaften auf die erste Stufe. Wir können zwar in dieser Zeit nicht erwarten, daß in Bezug auf sie ganz neue Bahnen gebrochen wurden; wohl aber wurden sie in ihrem ganzen Umfange und Inhalte unter Benutzung der bessern Quellen mit aller Treue betrieben, der ganze gebotene Denkinhalt denkend durchgearbeitet, ebendeßhalb aber auch erweitert und berichtigt. Wenn man übrigens irgendwie eine neue Entdeckung auf dem Gebiete dieser Schulwissenschaften machte, war es gewiß St. Gallen, welches dieselbe freudig begrüßte und sie sich aneignete, oder auf dem neu eröffneten Wege selbst neue Entdeckungsreisen versuchte. So sehen wir es z. B. in der sehr vernachläßigten, mit mystischer Zahlenausdeutung der Schrift sich beschäftigenden Arithmetik bedeutende Fortschritte machen; eben so in allen mit ihr verwandten und auf sie basirten Wissenschaften. Notker Labeo zeichnete mathematische Figuren, bestimmte die Aufgabe und Methode dieser Wissenschaft sehr genau, hat für sie eine volle deutsche Bezeichnungsweise bei der Hand und definirt,

wie ein Meister. In der Astronomie, früherhin mehr Astrologie, einem bunten Durcheinander von Wissenschaft und Träumereien über den Einfluß der Gestirne, beschränkte man sich nicht bloß auf die Bestimmung des Laufes der Sonne, des Mondes und der Sterne und noch etwa der Sonnen- und Mondfinsternisse; man wußte sich auch des noch jetzt in einer Handschrift bemerkbaren Tubus und des damaligen Sinnbildes der Zauberei, des Astrolabiums, zu bedienen und unter der Leitung der alten Astronomen bis zur Entwerfung eines von Notker Labeo beschriebenen Himmelsglobus, des ersten, der in Deutschland verfertigt wurde, fortzuschreiten.

Abgesehen von diesen bestimmten Schulwissenschaften wurden aber auch noch andere meisterhaft betrieben. Ich spreche nicht von der Geschichte, die in jedem nationalen Institute ihre Vertretung findet, ich nenne eine zu jener Zeit noch sehr vernachlässigte, die für das physische und geistige Wohlsein so nöthige Medicin. Man practicirte freilich stets; die Hauptpraxis bestand aber darin, daß man durch Weih- und Taufwasser, Zaubermittel und Amulette lette aller Art dem Kranken zu Hülfe kommen wollte. Da aber doch alle geweihten Gebeine und alle wunderwirkenden Heiligen mitunter nichts wirken wollten, mußte man wohl neben den übernatürlichen zu den natürlichen Mitteln greifen und, wie zu den alten bewährten Hausrecepten, auch zu den alten bewährten

Meistern zurückkehren. Schon Karl der Große hatte befohlen, in allen Kathedralschulen auch über Medicin Unterricht zu ertheilen; der Befehl blieb aber auf dem Papier, weil der alte Gebrauch oder veraltete Mißbrauch von jeher, wie ein drückender Alp, auf dieser Wissenschaft lag. St. Gallen machte eine rühmliche Ausnahme. Wir lernen hier einen Iso kennen, der die alten Meister studirt hatte, die Heilpflanzen bestens kannte, Aussatz, Blindheit und Gicht mit Glück heilte; vorzüglich aber einen Notker, ausdrücklich „der Arzt“ genannt, dessen umfassende, aus den alten Meistern geschöpfte Gelehrsamkeit, dessen genaue Heilmittelkunde und treffliche Krankheitserkenntniß hoch gerühmt wird, und von dem in letzter Beziehung Dinge erzählt werden, welche jetzt noch die Meister in der Prognose bewundern dürften. Dem Bischof Gaminold soll er z. B. aus dem Geruch des Blutes vorausgesagt haben, daß er am dritten Tage die Blattern bekommen würde. Jedenfalls war er ein ausgezeichneter Chirurg und Mediciner, ein hochgelehrter und hochgeehrter Meister. Als Otto I. mit seinem Sohne zum letzten Mal St. Gallen besuchte, fragte er vor Allem nach dem unterdeß erblindeten Meister. Sein Sohn selbst mußte ihn herbeiführen. Er führte den herzlich Geküßten zum Vater, der ihn ebenfalls umarmte, tröstete, mit sich in seine Wohnung führte und neben sich setzen ließ, so daß der Hochgeehrte in überwallender Freude ausrief: „O ich Glücklicher, der

ich heute solche Führer, wie Keiner sie verdient, gewonnen habe!"

Was von der Wissenschaft gilt, gilt auch von den Künsten. Sie wurden im gleichen Geiste und mit gleicher Begeisterung, wie jene, und eben deßhalb auch mit gleich glücklichem Erfolge betrieben. Wir beginnen mit der kirchlich so hochwichtigen Musik. Sie, die schon früher durch Schüler Gregors des Großen nach Gallien gekommen, aber wieder in Verfall gerathen war, wurde durch den für Gesang begeisterten Karl den Großen in neuer Reinheit nach Frankreich und ohne sein eigentliches Wollen auch nach St. Gallen gebracht. Die diesseitigen donnerähnlichen Alpenstimmen waren nicht sehr für die Milde und Zartheit des römischen Gesanges eingerichtet. Er bat deßhalb zu Rom den Pabst Hadrian I. gegen 790, ihm neue Sänger zu schicken, um die eingetretenen Differenzen und ohrzerreißenden Dissonanzen zu heben. Hadrian schickte nun auch zwei Sänger, Petrus und Romanus, von denen aber der letztere auf seiner Reise über den Comersee und die Alpen bei ungünstiger Witterung so am Fieber erkrankte, daß er mit Mühe nach St. Gallen kam. Er blieb hier mit einem der mitgebrachten kirchlichen Gesangbücher zurück und lehrte nach wiedergewonnener Gesundheit, dem Willen des Kaisers gemäß, der die Gastfreundlichkeit der St. Galler und die Dankbarkeit des Romanus zu ehren wußte, den Gesang.

„Denn," sagte er, „er war ein Fremdling, und ihr habt ihn aufgenommen, krank, und ihr habt ihn besucht, hungrig, und ihr habt ihn gesättigt, durstig, und ihr habt ihn getränkt." Er erkannte somit das erste Recht derselben auf ihn an. Das war aber eine wichtige Sache. Zu Rom war die eigentliche Gesangschule, zu Rom mußten die besten Gesangmeister gewonnen werden. Diese hatten aber dazumal, wo man noch keine Noten kannte, eine andere Bedeutung, als jetzt; sie waren ein lebendiges Gesang- und Choralbuch, das einzige, an das man eigentlich gewiesen war. Zwar hatte man gewisse Zeichen, Haken und Häkchen, Punkte und Striche, Neumen oder Hauchzeichen genannt, mit denen man die Töne bestimmte; es war das aber eine Hieroglyphensprache, die ohne den Ausdeuter (Vorsänger) unverständlich blieb. Gutes musikalisches Gehör, unverdrossene Wiederholung, treues Gedächtniß gaben allein die rechte Sicherheit. So hatte man also in St. Gallen eine gute Grundlage gewonnen; wenn irgendwo, war grade hier der Gregorianische Gesang in seiner einfachen Erhabenheit dem Gehör und Gedächtnisse treu eingeprägt worden.

Es sollte aber auch noch von einer andern Seite her für die Pflege der Musik gesorgt werden. Marcus und Marcellus, zwei treffliche schottische Gelehrte, brachten mit der Liebe zur Wissenschaft auch die zur Musik hieher, die in ihrem Vaterlande schon eine

nationale Ausprägung erhalten hatte. Saiten- und Harfenspiel waren hier zu Hause; Pfeifenbläser kommen selbst als Verzierung in den Anfangsbuchstaben ihrer Manuscripte zum Vorschein. Die Harfe wanderte bei Gastmählern von Hand zu Hand; weltliche Gesänge ertönten neben den geistlichen. So gewann diese Kunst ein dem individuellen Leben näher tretendes Element. Marcellus bildete nun, wie überhaupt treffliche Schüler, so auch Gesangschüler, Ratpert, Notker und vor Allem den gebornen Meister der Kunst, Tutilo. Eine kräftige Persönlichkeit, mit einer sonoren, starken Stimme ausgerüstet, konnte er sein meisterhaftes Saitenspiel noch durch den Zauber des Gesanges heben; die hohe Gabe der Composition, und zwar die einer lieblichen, sich in's Ohr und Herz einschmeichelnden Composition vollendete den bewunderten Künstler. Es war das eine schöne Ergänzung des Vorhandenen; die Musik ward so hier auch die Trägerin der verschiedenen individuellen Empfindungen des Herzens. Es bildete sich bald eine ganze kleine Kapelle, deren Instrumente wir noch in ein paar alten Manuscripten der St. Galler Stiftsbibliothek abgezeichnet finden; in einem besondern Raume gab Tutilo den Söhnen des Adels Unterricht im Saitenspiel.

Dabei trifft aber doch St. Gallen nicht der mitunter andern Klöstern mit Recht gemachte Vorwurf, daß hier zu viel weltlicher Sang und Klang gehört,

zu viel geharft, geflötet und geblasen wurde. Tutilo selbst war, wenn auch ein heiterer und froher Geselle, ein so heiterer, daß Karl der Dicke dem Schimpf und Schande sagen wollte, der ihn zum Mönch gemacht habe, doch auch ein herzlich frommer, der sich deßhalb auch in der geistlichen Dichtkunst und Composition Lorbeeren zu erwerben wußte. Er wurde der Schöpfer der sogenannten Tropen, d. h. zierlich melodischer Zusätze nebst Text zu den Meßgesängen, die denselben an den Festtagen einen besonders festlichen Charakter geben sollten. Sie fanden in der Kirche Eingang und haben sich, verschieden gestaltet, bis in's 17. Jahrhundert erhalten. Die beiden ihm zur Seite stehenden großen Männer St. Gallens, Ratpert und Notker der Stammler, mit ihm ein Herz und eine Seele, ergänzten ihn nach dieser Seite. Vorzüglich war es aber Notker, dieses volle Gefäß des Geistes, der, mit den reichsten Geistesgaben und einem nie ermattenden Fleiße die tiefste Innigkeit des Gemüths verbindend, keine Sprache so geeignet fand, seinem innern, Gott und Christus ganz geweihten Leben einen Ausdruck zu geben, als die Sprache des Gefühls. Er erhielt dazu eine besondere Veranlassung. Wenn man bei dem Graduale zum Halleluja gekommen war, so ließ man, wie auf dem höchsten Punkte religiöser Erhebung angekommen, die letzten Sylben desselben in langen Modulationen forthallen oder gab dem

nicht enden wollenden Jubel einen immer neuen Ausdruck in Tönen. Man nannte diese Tonreihen nach ihrem Charakter Jubila, von ihrer Verbindung mit den früheren Sequenzen (Nachklänge). Diese Tonreihen wollten behalten sein; es war das schwer, da man sie nicht sicher durch Noten fixiren konnte. Deßhalb mehrere Versuche, die immer wieder dem Gedächtnisse entschwindenden, in der Kirche üblich gewordenen langen Tonreihen besser zu binden und zu fesseln. Der gelungenste gehört unserm Notker an. Ein von dem damals durch die Normannen zerstörten Gimedia in St. Gallen eingewanderter Priester brachte ein Gesangbuch mit hierher. In diesem fand Notker einige Verse, die nach der Weise der Sequenzen modulirt waren. Er freute sich nicht wenig über diese prosaisch-rhythmischen Versuche zur Ausfüllung und Bindung derselben, ärgerte sich aber bald beim Gebrauche über sie. Sie waren in der Modulation verfehlt und ungenießbar. So nahm er die Sache selbst in die Hand. Er zeigte die verfertigten seinem Lehrer Iso, der aber nicht ganz befriedigt war, weil er nicht jeder Tonbewegung eine Sylbe untergelegt hatte. Die darauf noch einmal revidirten gefielen in ihrer neuen Gestalt dem andern Hauptlehrer Marcellus so, daß er sie in ein Heft zusammmenschreiben und von seinen Knaben singen ließ. Er wünschte selbst in gerechter Würdigung der schönen Leistung, daß Notker sie weiter

verbreiten und einem einflußreichen Manne widmen solle. Der Bescheidene wollte es aber anfangs nicht thun. Erst, als ihn sein Bruder Othar in einem äußern Interesse dazu drängte, widmete er sie dem damaligen Kanzler Karls des Dicken, dem einflußreichen Luitward von Vercelli (vor 887). Sie kamen dann weiter in die Hände des Papstes, der sie in der Messe zu singen erlaubte. So wurde Notker der Begründer eines eigenthümlichen, sehr erbaulichen Cultuselementes, oder bestimmter der Schöpfer eines in die Messe eingeschobenen erhebenden melodischen Chorgesanges, dem durch einen entsprechenden rhythmischen Text besondere geistige Weihe gegeben wurde. Jedes Tonstück ward des melodischen Elementes halber in mehrere einzelne, leichter behaltbare Tonsätze eingetheilt und mit einem passenden Schlusse versehen; eben so bestand auch der sich der melodischen Form anschmiegende Text aus mehreren kürzern oder längern Absätzen. Es gewann so dieser gebundene Text einen gewissen poetischen Charakter, weshalb man diese Dichtungen auch wohl Hymnen nannte. Wirklich verdienen Notkers von tief religiös christlichem Gefühle getragenen Texte diesen Namen; es waren Jubelhymnen, in welchen das Hauptmoment jedes Festes, der mächtige Beistand Gottes, die ewige und irdische Geburt des Gottessohnes, das hohe Verdienst des Erlösers, die Würde der gebenedeiten Jungfrau, die heroische Aufopferung der

Märtyrer ꝛc. besungen wurde. Der Sache nach blieben sie so eine Ergänzung des Hallelujah, wenn sie auch von ihm abgelöst und selbstständig vorgetragen wurden. Sie wurden die Vorbilder einer Menge ähnlicher, vorzüglich im 11. Jahrhundert abgefaßter Dichtungen, die bald an jedem Festtage nach vorhergehender Bestimmung, ähnlich wie bei unsern Kirchenliedern, die Gemeinde erbauten.

Noch gewann sich aber Notker ein andres Verdienst dadurch, daß er die chinesische Zeichensprache des kirchlichen Gesangbuches oder die zuerst von Romanus mitgebrauchte Buchstabenschrift zur Bestimmung der Höhe und Tiefe, Länge und Kürze, Stärke und Schwäche ꝛc. erklärte und beleuchtete. Es war das eine wahre Clavis. Das St. Gallische Gesangbuch, das an dem Altar der Apostel aufgestellt und mit gleicher Ehrfurcht, wie das an einer Kette befestigte römische, behandelt wurde, wurde unter den gegebenen Erläuterungen der fortdauernde sichre Träger des reinen Gregorianischen Gesanges, die eigentliche Normalpartitur für das Mittelalter, die Mutter der vielen auf den Bibliotheken Deutschlands aufbewahrten Gesangbücher des 9., 10. und 11. Jahrhunderts.

Kaum möchte je einer musikalischen Aufführung ein größerer Erfolg zu Theil geworden sein, als der, welchen ein St. Galler Lehrer, Ekkehard IV., der nach Mainz zur Leitung der dortigen Dom- und Sängerschule berufen worden, bei dem Absingen der Sequenz

am Osterfeste zu Ingelheim vor Kaiser Konrad II. 1030 errang. Als er zu intoniren begann, baten 3 Bischöfe, seine Schüler, den Kaiser, ihnen zu erlauben, den Meister unterstützen zu dürfen. So geschah es. Es wurde das ein erhebender Genuß. Alles war entzückt; Ekkehard selbst weinte vor Freude und dankte still seinem Gallus für den Triumph. Nach vollbrachter Messe wurde er von dem Kaiser trotz alles Widerstrebens mehr gerissen als geführt, um dort das für ihn bereit gelegte Gold in Empfang zu nehmen. Unter Lächeln des Kaisers wiederholte sich die gleiche Scene bei der Kaiserin. Des Kaisers Schwester Mathilde belohnte ihn mit einem Ringe, den sie ihm an den Finger steckte; kurz Alles riß sich um den viel Bewunderten und Gepriesenen; herrlich belohnt entging er kaum dem ihn mit Erdrückung bedrohenden Enthusiasmus. „Ich erzähle dieß," sagt der St. Galler Ekkehard V., „nicht etwa um Stolz und Aufgeblasenheit zu wecken, sondern um die ehrenhafte Anerkennung hervorzuheben, die unsrer Wissenschaft und unserm strengen Unterricht zu Theil geworden." Und wahrlich, es ist wahr, was er sagt: „St. Gallen hat durch seine Hymnen, Gesänge und Melodien die Kirche Gottes nicht bloß in Alemannien, sondern in allen Gegenden, von einem Meere zum andern, mit Glanz und Freude erfüllt."

Es war das aber nicht die einzige Kunst, die zugleich mit der Dichtkunst geübt wurde; neben den redenden finden wir auch die zeichnenden Künste be-

trieben. Schon das Bücherabschreiben selbst gehört hierher; es war das kein gewöhnliches, es war das eine wahre Kunst. Die schottische im langen Wetteifer ausgebildete Schreibweise, die jeden Buchstaben zu einem Kunstwerke erhob und der Gesammtschrift durch Entfernung alles Steifen und Eckigen eine wohlthuende Symmetrie zu geben wußte, wirkte hier ein. So bildete sich eine eigne Schreibweise in St. Gallen aus, die den einzelnen Buchstaben eine große Vollendung zu geben wußte, ohne verzitterte Dünn- und Dickstriche die Schattirung und Betonung derselben ausführte und auch in der gleichmäßigen Nebeneinanderstellung und Auseinanderhaltung derselben, in ihrer Höhe und Tiefe, die größte Gleichförmigkeit erreichte. Noch zeichnet sie sich aber, wodurch sie in ein höheres Kunstgebiet aufsteigt, durch eine eigenthümliche, theilweise sehr bizarre und gesuchte, theilweise auch sehr geschmackvolle, zarte und ansprechende Verzierung der Blatteinfassungen und Ausstattungen der Titelblätter und der Anfangsbuchstaben aus. Es besteht diese im Einzelnen in mehreren symmetrisch angeordneten Punkten, in mehreren parallel laufenden oder sich durchkreuzenden graden Linien, in einer oder mehreren sich schnecken- oder federartig um einander oder durch einander und wie Bänder mit einander verschlingenden krummen Linien, in Täfelwerk aus den verschiedenartigsten mathematischen Figuren, in verschiedenen vögel-, eidechsen-, lindwurm-, schlangen- und hundeartigen

Thieren, die aber auch mathematisch behandelt, als Linien in die Länge gezogen oder in die Form von Dreiecken und Vierecken gebracht werden, und endlich noch in einer sich eng an diese Behandlung der Thiergestalten anschließenden Figurenmalerei, bei der man auch ein möglichst vollkommenes symmetrisches Linien- und auch Farbenspiel bezweckte. Es hielt den schottischen Künstler keineswegs sein künstlerisches Gewissen davon ab, den Kopf kreisrund zu zeichnen und noch dazu mit einem eben so runden Heiligenschein zu versehen, Haare, Auge, Nase und Mund ganz willkührlich zu behandeln, z. B. den Mund in Gestalt eines Schnörkels mit dem Ohre zu verbinden und diesem wieder eine Buchstabenform zu geben, die Arme roth, die Beine blau zu malen, wenn er nur eine recht gut gezeichnete mathematische Figur und recht grelle Farbentöne gewann. In St. Gallen wußte man jedoch, wenn man auch die zierlichen Gewinde und Verschlingungen, das Arabeskenspiel mit seinen die Phantasie belebenden und spannenden Elementen beibehielt, doch das zu Bizarre und Geschmacklose zu entfernen.

Bei solcher Kunstfertigkeit mußte übrigens eine wahre Begeisterung für diese Beschäftigung erwachen. Es wurde hier wie in einer großen Fabrik gearbeitet. Man hatte ein besonderes Schreibzimmer. Die Einen bereiteten das Pergament, so dünn und fein, wie das feinste Postpapier, Andere zogen die nöthigen

Linien, Andere schrieben, Andere vergoldeten und malten die Titel- und Anfangsbuchstaben, Andere corrigirten, und noch Andere banden die Handschriften, mitunter selbst mit silberner und goldener Tinte geschrieben und mit Purpurfarbe geröthet, in dicke eichene, mit Leder überzogene und kunstvoll verzierte Bretter ein.

So haben wir auch der Sculpturarbeiten zu gedenken, welche sich mit dieser Schreib-, Zeichnen- und Malerkunst in Verbindung setzten. Das Bücherbinden ward hier ebenfalls eine wahre Kunst. Elfenbeinreliefs und Metallarbeiten, Gold, Silber und Edelgestein verzierten sie so herrlich, daß man sie mitunter mehr aus Rücksicht auf sie, als den Inhalt begehrte, und selbst Fürsten Anwandlungen diebischer Gelüste bekamen. Weitaus der größte Meister in diesen Arbeiten wurde Tutilo, der gleiche Meister, der sich auch in der geistlichen Dichtkunst und Composition Lorbeeren zu erwerben wußte; man verlangte nach ihm überall. Als er zu Metz das Bild der heil. Maria in erhabener Arbeit verfertigte, meinten einige ihm Zusehende, sie selbst, die Heilige, sei seine Schwester und Lehrerin, sie spende ihm die hohe Kunstfertigkeit. Er bedrohte die es Sagenden, solche ungeheure Blasphemie nicht zu verbreiten; schon am folgenden Tag war es aber allgemeine Stadtansicht. Der Bescheidene verließ sie für immer. Nichtsdestoweniger blieb dieß eine seine hohe Kunst-

vollendung charakterisirende Annahme. Er hatte auf der goldenen Tafel einen freien Cirkelraum zurückgelassen; eine spätere Hand stach die Bemerkung hinein: „Dieses Wundergebild hat Maria selber gestochen." Wirklich blickte sie wie lebendig die Anschauenden an.

Gegen 800 soll hier auch schon ein gewisser Tango Glocken gegossen haben. Nach der Sage beauftragte ihn Karl der Große mit dem Guße einer solchen. Den Zentner Silber, den er dazu spendete, wußte aber Tango bei Seite zu schaffen; Kupfer ersetzte es. Die Glocke war fertig und kunstvoll vollendet; der Meiste erfreute sich seiner List, hing sie zur Probe in's Gerüst und stellte sich unter sie, um sie von innen zu beschauen. Da reißt die Krone, die Glocke stürzt herab und bricht in gerechter Nemesis dem untreuen Meister das Genick. Die Meisterschaft in allen diesen Metallarbeiten dauerte aber fort.

Ich glaube, das Gesagte wird vollkommen hinreichen, um die höchste Hochachtung gegen St. Gallen, ja eine wahre Bewunderung seiner Leistungen bei Ihnen zu begründen; doch noch Eines in Betreff des theologischen Studiums. Columban suchte das höchste Wissen nicht im Wortstreit, sondern in vollendeter Lebenssitte, nicht auf der Zunge, sondern im Herzen mit dem einfachen Glauben; er war ein Mystiker im edeln Sinne des Wortes, der trotz aller Achtung

für die Wissenschaft die stille Pietät höher stellte, als die gottlose Vielrednerei. In diesem edel-mystischen Sinne, dem gemäß ihm die Worte des Apostels Paulus: „In ihm leben, weben und sind wir," seine eigentlichen Lebensworte waren, machte er denn nun auch eine Innerlichkeit vorzüglich der Christusliebe geltend, bei welcher er sich gegen alles bloß äußere Thun entschieden stellen mußte. Er wollte nicht um den Weinberg herum herrliche Anlagen machen, innerlich aber Dornen und Disteln wuchern lassen; er haßte die goldenen Statuen, die innerlich voll Schmutz und Unrath sind; „was," ruft er aus, „nützt doch die Religion des äußern Menschen, wenn nicht eine Veredlung des innern stattfindet!" Diese Innerlichkeit band die edelsten und tiefsten Geister mit magnetischer Kraft an ihn; sie zog auch mit seinem großen, treu an ihm hängenden Schüler St. Gallus in St. Gallen ein und erhielt hier eine bleibende Wohnstätte. Vorzüglich war es der tiefsinnige, von frühester Jugend an seinem Gotte zugewandte Notker, der Stammler, dieses vollgefüllte Gefäß des heiligen Geistes, der sie hier mit seiner himmlischen Weihe, mit seiner auf den Acker des Herzens gerichteten Arbeit, der ersten und höchsten, ohne die man wie ein Thor endigen werde, recht festbannte. Als ein vorwitziger Hofkaplan dem wegen seiner Gelehrsamkeit Hochgepriesenen, um ihn lächerlich zu machen, die Frage vorlegte, ob er wohl auch

wisse, was Gott jetzt thue? antwortete er sogleich dem naseweisen Frager in dieser tiefen Innerlichkeit: „Ja wohl weiß ich das. Er thut das, was er immer that und ja freilich auch an dir thun wird: Er erhöht die Demüthigen und erniedrigt die Uebermüthigen." Dieser tiefere Gedanke des alten Bundes, dieses Evangelium der Geistesarmuth füllte seine ganze Seele. Der Hofkapellan bezog die Worte auf seinen am gleichen Tage erfolgenden Sturz vom Pferde, that Buße und bat Notkern um Verzeihung; sie waren aber tiefer gemeint. Ein anderes Mal ließ er dem ihn öfters berathenden Karl dem Dicken nur das melden, was er gerade im Garten that, wo ihn nämlich die Gesandten trafen, daß er das Unkraut ausreiße, die Pflanzen begösse, versetze und pflege. Es liegen in solchem Thun des Gärtners allerdings die schönsten Winke für einen König. Sein guter Freund, der Probst Ratpert, stimmte hierin ganz mit ihm überein; er tröstete den untröstlichen Notker bei dem tragischen Tode seines Neffen Wolo, der im frischen Lebensdrang auf den Glockenthurm gestiegen war, um wenigstens von dort aus die Welt oder die schönen Umgebungen St. Gallens anzuschauen, leider aber dabei so unglücklich herabstürzte, daß er nur noch seine sündige Seele Notker empfehlen konnte, mit dem tief evangelischen Worte, das zuerst wieder etwas Sonnenschein in das umwölkte Gemüth desselben hinein strahlte: „Ihm sind

viele Sünden vergeben, weil er viel geliebt hat."
Der gleiche hochberühmte Lehrer konnte in Begeisterung und im Eifer für sein Lehramt selbst mitunter Kirche und Messe vergessen und das freie, über äußeres Satzungswesen hinweggreifende Wort sprechen: „Ich höre am besten die Messe, wenn ich sie Andere gut abhalten lehre." Wirklich standen 40 Geistliche, einst seine Schüler, mit Thränen in den Augen um sein Sterbebette. Wir können sagen, es war die ernst ascetische Mystik, die, mit dem deutschen Geist eng verwachsen, hier ihre ersten Früchte trug, vor Allem in begeisterten Gesängen und Hymnen sich aushauchte und einen fruchtbaren Saamen, wie die ganze geistige Arbeit des Klosters, weithin in den Schooß der vaterländischen Erde senkte.

Wahrlich, St. Gallen verdient ein treues Angedenken, unsern tiefgefühltesten Dank für die Verdienste, die es sich um das geistige Wohl der Völker, insbesonders aber um das schweizerische erworben hat, einen Dank, der aber auch That und Leben werden und in der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß die Wissenschaft doch zuletzt die Himmelssonne ist, welche Licht ins dunkle Leben hineinstrahlt, die wahre Lebensquelle und Lebenskraft, die von einem kleinen Punkte aus elektrisch zu wirken vermag, die fortdauernde treueste Pflege derselben begründen soll. Die großen Thaten einer schönen Vorzeit, einer

begeisterten Hingabe an das Vaterland vergessen, heißt die Ehre und das Wohl des Vaterlandes vergessen; diese große, ja größte geistige That oder Errungenschaft vergessen, nichts Anderes, als das geistige Leben des Vaterlandes zu Grabe tragen helfen.

Achte Vorlesung.

Die Jurastiftungen und Juraheiligen.
Romanus und Lupicinus.

Wir haben bisher alle bedeutenden christlichen Stiftungen der Ostschweiz kennen gelernt, von denen Licht und tieferes Leben in die Population strömte; lassen Sie uns jetzt noch einen Blick auf die süd-westliche werfen, um ein Gesammtbild von der alten christlichen Schweiz, das ich Ihnen in und mit der Sagengeschichte derselben zu geben beabsichtigte, zu gewinnen. Eine christliche Stiftung haben wir hier schon kennen gelernt, die des Klosters Agaunum oder St. Moritz, die sich in den engsten Zusammen-hang mit dem religiösen Gesammtleben des Landes setzte, ja eigentlich der fortdauernde Mittelpunkt desselben blieb, des Klosters, in welchem der groß-artigste Kultus des heil. Moritz und seiner glorreich mit ihm gefallenen Genossen, der in der ganzen Schweiz wiederhallende ununterbrochene Psalmenge-sang zu ihrer Verherrlichung durch fünf hundert-

stimmige Sängerchöre, einheimisch wurde. Es war das aber nicht das einzige Kloster der südwestlichen Schweiz; besonders war es hier der Jura mit seinen dichten Waldungen und seinen noch unangebauten Thälern, seinen abgelegenen unzugänglichen Felsschluchten, welcher ernstere Gemüther zu einem Zurückzuge aus der damals sturmbewegten, lockenden und verlockenden Welt einlud.

Nach einer guten alten Quelle begründeten hier Romanus und Lupicinus, ein frommes Brüderpaar, zuerst ein Klosterleben um die Mitte des 5. Jahrhunderts. Romanus zog im tiefern Lebensdrange voraus; er ließ sich am Fuße eines Felsens unter dem Schutzdach einer Tanne neben einer fröhlich sprudelnden Quelle nieder; Lupicinus folgte. Es ließ ihm keine Ruhe mehr in der Heimath; selbst des Nachts erschien ihm der zur Nachfolge mahnende Bruder. Das Unternehmen war ein sehr schwieriges; es gehörte ein hoher Muth, eine große Aufopferungsfähigkeit dazu, sich in den tief eingegrabenen Thälern zu vergraben, eine feste Kraft, um nicht unter den herabstürzenden Felsmassen und dem mit Verderben drohenden Steingerölle bald wieder an die Heimath zu denken. Mitten im Gebete störte sie mitunter ein wahrer Platzregen von Steinen. Der Böse selbst schien ihnen dahinter zu stecken und sie mit allen seinen Schrecken zu necken. Es wurde endlich so arg, daß sie wirklich, den Muth

verlierend, sich entschlossen, dem sie fortdauernd heimtückisch Bedrohenden das Feld zu räumen und in die friedliche Heimath zurückzukehren. Schon machen sie sich auf den Weg. Unterwegs begehren sie Herberge bei einer Bauersfrau, die sie ein wenig ausfragt, woher sie denn kämen, und wohin ihr Weg gehe. Sie erfährt ihre ganze Leidensgeschichte. Es war das eine Frau mit einem männlichen Geiste. Sie verweist den Flüchtigen im gerechten Unwillen ihre Kleinmüthigkeit und ihre schimpfliche Feigheit. Die Brüder fühlten sich getroffen und kehrten beschämt in die Einöde zurück. Jetzt beginnt ein Arbeiten mit verdoppelter Kraft; je gewaltiger die Steinregen herniederrasseln, desto fleißiger und freudiger arbeiten sie fort. Sie arbeiten aber nicht lange allein; das geweihte Leben der Brüder zog ihnen bald andre Kräfte nach. Der Ort ward in Kurzem ein Sammlungsplatz vieler frommer Seelen. Es füllte sich die einsame Stätte so, daß neben dem zuerst begründeten Kloster (Condat) bald noch ein zweites (Laukonnum) und endlich auch noch ein drittes, ein Frauenkloster (Balma), errichtet werden mußte. Romanus ward der Vorstand des einen, Lupicinus des andern, ihre Schwester die des Frauenklosters. Es gab aber fortwährend viel zu thun, um die der wilden Natur abgerungene Wohnungsstätte zu behaupten; wie auch der heil. Romanus ganze Schaaren Dämonen verscheuchte, sie kehrten immer wieder

zurück und plagten ihn und seine Mönche. Ein Diakonus, Namens Sabinianus, leitete im Interesse der Klöster die Mühlen und den Fischfang in der Nachbarschaft an einem besonders wild gelegenen Platze. Diesem war der Böse besonders aufsässig. In der Nacht krachten bald die Mauern, als wollten sie zusammenstürzen, bald durchlöcherten herabrollende schwere Steine das Dach, so daß der schwer Geängstigte nie recht die stärkende Ruhe genießen konnte und des Tags vollauf zu thun hatte, um die geschossenen Breschen nur wieder auszubessern. Der Böse begnügte sich aber nicht mit diesen wohlberechneten Würfen. Er drang mit Sturmesgewalt in die Hütte ein und suchte mit einem aus dem Feuer gezogenen Stücke Holz in diabolischer Gewandtheit die Hütte anzuzünden. Sabinianus war jedoch auf seiner Hut; der Versuch mißlang. Bald war aber der Unabtreibbare wieder da in der Nebelgestalt zweier jungen Mädchen, welche sich dem am Feuer Wachenden mit lockenden Sirenenstimmen nähern. Das war eine harte Versuchung; Sabinianus würdigt sie aber keines Blickes; der geärgerte und beschämte Teufel muß auch jetzt wieder abziehen. Er thut es, aber erst nach einer so kräftigen Ohrfeige, daß der Heilige eine vom Schlage zerrissene und eiternde Kinnbacke (wer denkt dabei nicht an die Bergkrankheit?) davon trug. Jetzt ließ ihn der Böse eine Zeitlang in Ruhe, kam aber bald wieder

in einer ungeheuren Schlange zum Vorschein, die, wie sie erschien, auch wieder in dem Wasser verschwand. Die das Schlangengift fürchtenden Mönche suchen sie auf; vor Schlangenbrut mußte die neue Wohnstätte gesichert werden. Der Heilige schützt Füße und Arme mit dem Kreuzeszeichen, springt mitten in's Flußbett und beschwört mit fester Stimme den bösen Geist. Er entweicht; die Mönche erkennen und verehren in Sabinianus einen von denen, welchen verheißen worden, unbeschadet über Schlangen und Scorpionen hinweg zu wandeln. — Das Ganze giebt ein sehr lebendiges Gemälde der Mühen und Gefahren, welche diese Klosterbegründer in den rauhen Berggegenden zu bestehen hatten, und führt uns in Sabinianus einen Mann vor, der mit unerschütterlichem Muthe und festem Gottvertrauen ihnen zu trotzen wußte.

Aber auch der innere Teufel, die damals noch vorhandene Rohheit, die gewaltige Sinnlichkeit und die zur andern Natur gewordene Unsitte, machte den Brüdern, vorzüglich dem mildern Romanus, viel zu schaffen. Als eine reiche Ernte dem Kloster Condat Ueberfluß an Lebensmitteln zuführte, benutzten mehrere Mönche denselben, um dem alten Gotte wieder einmal nach Herzenslust zu fröhnen. Romanus bat, mahnte und schalt; man kümmerte sich nicht darum und ließ es sich immer besser schmecken. Der entschiedenere Lupicinus wußte aber Rath. Er

kommt aus seinem Kloster zufällig, wie es schien, in dem brüderlichen an, verhält sich zwei Tage still, verlangt am dritten Tag, wie durch das Genossene übersättigt, etwas pikant Säuerliches und bittet heiter und fröhlich, als die Mönche wollend oder nicht wollend mitaßen, für den folgenden Tag um sein Lieblingsessen, einen compacten Gerstenbrei ohne Salz und Schmalz. Man konnte ihm das nicht abschlagen; der Brei wird aufgetischt. Er will freilich dem verwöhnten Gaumen nicht munden; man machte krampfhafte Anstrengungen, um ihn hinunter zu bringen. Lupicinus bittet aber den Bruder dringlich, ihn fortdauernd während seines Daseins mit solchen Leckerbissen zu beköstigen, ja er macht Miene, sich für immer hier häuslich niederzulassen und den Bruder an seinen Platz zu senden. Diese fürchterliche Aussicht brachte die Leckeren zur Verzweiflung; nach dem dritten Brei war mit den Fressern die ganze Gefräßigkeit verschwunden. Nach einer andern Darstellung soll er ein ganz abscheuliches Ragout oder Durcheinander von allen Speisen in einem großen Kessel haben kochen lassen, indem er sagte, daß es den Einsiedlern nicht zieme, dem Bauche zu fröhnen und zarte Speisen zu genießen. Jedenfalls hatte es ganz dieselbe Wirkung; es trieb die Fresser in wilder Flucht davon. Durch sein Gebet soll es aber der liebevolle Romanus bewirkt haben, daß sie späterhin reuevoll mit reineren Begierden wieder

zurückkehrten. Lupizinus ging übrigens in seiner Lebensstrenge so weit, daß er sich selbst den Genuß des frischen Wassers versagte und nur seine Hände in ein Geschirr mit solchem tauchte, um seinen Durst zu löschen. Er schied in bitterm Grolle mit dem Bösen über den Trunk Wassers, den er in der fürchterlichsten Fieberhitze zur Linderung der brennenden Qual genommen hatte, aus der Welt.

Es waren das wahrlich ganze Heilige im damaligen Sinne des Wortes; mit Recht umschlang deshalb schon bei Lebzeiten ein Heiligennimbus das Bild der beiden Asceten, die in immer weitern Kreisen gefeiert wurden. Als Romanus auf einer Reise nach St. Moritz zwei Aussätzige in einer Höhle nicht weit von Genf traf, ging er in dem ihm eignen Liebessinne ihnen nicht aus dem Wege, sondern begrüßte die Ueberraschten mit Kuß und Segensgruß, aß und schlief mit ihnen, wie vor ihm der heil. Martin, der große Heilige Frankreichs, und siehe da, die gleiche Wirkung, die Aussätzigen wurden, wie damals, unter der Hand des barmherzigen Samaritaners rein. Sie verkündigen gleich nach der Abreise des Gottesmannes die Wunderthat mit lautem Preise zu Genf. Man sendet Männer nach ihm aus, die ihn auch finden und zur Stadt geleiten, wo ihm Bischof und Volk nebst den Geheilten entgegenkommt, um ihn im Triumphe einzuholen. Ganz im gleichen Liebessinne trat Romanus

ein andres Mal in eine arme Hütte ein, in welcher neun Aussätzige wohnten, pflegte sie, wusch ihre Füße mit einem warmen Fußwasser und schlief mit ihnen Allen in einem eigends dazu gerüsteten Bette, betete des Nachts für sie, und siehe da, auch jetzt die gleiche Wirkung. Er ward ein angestaunter großer Wunderthäter und Heiliger.

Lupicinus blieb nicht hinter ihm zurück. In einer etwas andern Weise trat er mit der gleichen Entschiedenheit, wie unter den Mönchen, so vor den Großen der Welt auf. Er that es zum Schutze der bedrückten Population vor dem in Genf residirenden Hilperich. So wie er durch's Stadtthor eintrat, soll dieser eine solche Erschütterung seines Stuhles gespürt haben, daß er meinte, ein Erdbeben bewege die Erde; da aber die Hofleute nichts wahrgenommen, ließ er an der Pforte nachsehen, ob nicht etwa ein fremder Mann da sei? Da ward ihm Lupicinus in seinem Pelze vorgeführt, der sich allerdings mit erschütternder Rede an ihn wandte. Hilpereich freute sich über den kühnen Wahrheitsprediger, erkannte in seinem Kommen ein Gottesurtheil, schritt gegen die Bedrücker ein und sandte ihn nicht ohne reiche Gaben und Schenkungen von Kernen, Wein und Geld für Kleidungsstücke in sein Kloster zurück. Romanus und Lupicinus waren wahrhaft berufene Gottesmänner voll Liebe und Kraft, unter deren Leitung die begründeten Klöster herrlich aufblühten

und Pflanzstätten wie der physischen, so der geistigen Cultur des Landes wurden. Sie starben gegen 480.

Es waren das aber nicht die einzigen Klöster. Die begeisternde Wirksamkeit Columbans in den Vogesen wirkte etwas später auch hier ein. Der Patricius oder Vorsteher der Provinz, Valdelenus, hatte seine beiden Söhne, Ramnelenus und Donatus, dem heil. Columban zur Erziehung übergeben. Beides waren Spätgeborne. Die kinderlosen Eltern hatten Columban um eine Fürbitte bei Gott in Betreff solcher gebeten, und dieser sie versprochen unter der Bedingung, daß sie die ihnen noch geschenkten Kinder dem sie in besonderer Gnade schenkenden Gotte besonders weihen möchten. Das geschah denn nun auch. Donatus widmete sich ganz dem geistlichen Stande und ward einer der ausgezeichnetsten Bischöfe von Besançon; Ramnelenus trat zwar in die weltliche Stellung seines Vaters ein, blieb aber fortdauernd ein die kirchlichen Zwecke sorglich fördernder Mann. Seine fromme Gemahlin Ermentrude stand ihm dabei zur Seite. Er und sie haben sich nun ein schönes Denkmal durch die Begründung des berühmten Klosters Romainmotier gesetzt. An der Straße nach dem Lande jenseits des Jura gelegen, ward es so recht auch ein erwünschter Ruhepunkt und ein Hospiz für die Pilger und Wanderer. Es ward ein solcher auch für den Pabst Stephan II. auf seiner verhängnißvollen, eine ganz neue Weltordnung

einleitenden Reise zu Pippin (753), den er, den fußfällig um Hülfe gegen die Longobarden gebetenen, zum Könige Frankreichs salbte. Er bestellte sich hier Herberge und wurde von den Mönchen des Klosters bestens aufgenommen. Eben deßhalb segnete er auch den Ort, weihte die Kirche daselbst und gab ihr die Apostelfürsten Petrus und Paulus zu Patronen. Er setzte schon hierdurch das Kloster in eine nähere Beziehung zu Rom; er ging aber noch weiter. Er taufte das ihm theuer gewordene geradezu Romanum monasterium, Romainmotier, römisches Kloster, um es durch diese Taufe unter ganz besondern römischen Schutz zu stellen. Das hatte aber auch das Kloster nöthig. Es bedrohten die geweihte Stätte gewaltthätige Nachbaren, die sie selbst jetzt noch ausplünderten. So bestand es denn in einem nicht zu glänzenden Zustande bis auf die neuburgundische Zeit fort, wo es der König Rudolph I. an seine Schwester Adelheid, diese aber an Odo, den zweiten berühmten Abt des damals aufblühenden Clugny, übergab. Sie that es nicht ohne die schwersten Verwünschungen der noch etwa ferner mit frevelnder Hand zugreifenden, denen das Loos eines Datan und Abiron angedroht wurde, welche die offene Erde verschluckte und bei lebendigem Leibe in sich aufnahm, oder eines Heliodors und Antiochus, von denen der erste von den Engeln halbtodt gepeitscht, der andere durch die Würmer bei lebendigem Leibe gefressen worden sein

soll. Clugny sollte auch hier die von ihm glänzend eingeleitete Klosterreform einführen. So geschah es nun auch. Wo Clugny eingriff, erwachte bald neues Leben. Romainmotier ward das Clugny der Schweiz. Wie unter dem Hauche höherer Kräfte entsproßten dem verödeten Boden bald reichliche Saaten, Aehren und Ernten. Die neuburgundische Königsfamilie erfreute sich des neuen von ihm mit geförderten Lebens; insbesondere erfreute sich die hochgefeierte Bertha desselben so, daß sie ihre schönste Stiftung, Payerne, ebenfalls an Clugny übergab. Payerne sollte ein zweites Romainmotier werden und ward es auch; der gleiche Geist der von Clugny ausströmenden Frömmigkeit weihte beide Stiftungen.

Der heil. Ursicinus und St. Ursanne.

Außer Ramnelenus machte sich noch ein anderer angeblicher Schüler Columbans um die Jurabevölkerung verdient: es war dieß Ursicinus. Als sein Meister aus Gallien vertrieben wurde, soll er ihm ins Exil gefolgt, schon aber am Fuße der Alpen von ihm in besonderer Liebe zum Einsiedlerleben unter seiner Zustimmung geschieden sein. Er predigte zunächst in der Umgegend von Neuenstadt und Biel und zog endlich in die wilden Umgebungen des

Doubs dahin, wo er sich aus dem Raurachergebiet im westlichen Laufe Burgund zuwendet. Ein tiefes Thal, das nur dem Bergstrome mit tief eingeschnittenem Flußbette einen Durchpaß gestattete, hemmte seine Schritte; eine Grotte, zu der etwa 300 Stufen hinaufführten (sie wird noch jetzt in der Nähe von Ursitz gezeigt), ward seine Wohnung, Wurzeln und Kräuter seine Nahrung. So lebte er hier in stiller Einsamkeit mehrere Jahre; da spürten Jäger den neuen Benedikt, wie einst Hirten den alten Klosterreformator, auf, verkündeten mit begeistertem Munde seine entsagungsvolle Ascese und erhoben ihn zu einem Gegenstande allgemeiner Verehrung der benachbarten Bevölkerung. Sein schönes Vorbild weckte Nachahmung; in seiner Nachbarschaft erhoben sich manche Einsiedlerhütten. Der Böse sah freilich nicht gut dazu; was aber bei der treuen Wachsamkeit des Gegners anfangen? Er veranlaßte endlich einen benachbarten reichen Gutsbesitzer, Namens Evelio, den hochgepriesenen Asceten einzuladen, seine Sinnlichkeit zu reizen, ihn zu berauschen und als ein eben so schwaches Erdengeschöpf, als andere, dem Spotte und Hohne preis zu geben. Der falsche Gastfreund trank vor und zu; der Heilige, der die durch die Adern rollende Wärme fühlte, wollte sich entfernen, allein die gottlose Familie ließ ihn nicht gehen, ohne ihn als einen auf der That ertappten Heuchler, Fresser und Säufer zu verlachen und zu verspotten.

Im tiefen Unwillen verließ der Heilige die Wohnung mit dem freilich nicht ganz heiligen Fluche Davids: „Diese Wohnung stehe und bleibe öde, und unter diesem Dache wohne Niemand.“ Der Fluch erfüllte sich; die Wohnung des Gottlosen ward eine Aufenthaltsstätte der Mäuse, Schlangen und Eulen.

Ursicinus verlor durch das Ereigniß nichts an der Achtung im Volke. Er gewann vielmehr noch mehr Zulauf und erbaute deßhalb an dem Orte, der noch jetzt seinen Namen trägt, eine Kirche zur Ehre des Apostelfürsten und bald auch, mit Gütern beschenkt, ein Kloster. Er selbst blieb, wenn auch ein geistiger Vater der Neuangekommenen, der Armen und Reisenden, dem Einsiedlerleben getreu. Er zog sich immer wieder in seine einsame Wohnung zurück, um seinem Gotte ganz zu leben. Dieser war aber auch mit ihm und verherrlichte ihn; sein Esel stürzte unverletzt von den Bergesklippen herab, ein Bär machte seinen Diener und trug Wurzeln und Kräuter zu seiner Höhle, ein Quell sprudelte auf seinen Befehl am Bergesfuße empor. Als er sein Ende herbeikommen sah, sammelte er noch einmal seine Schüler um sich, um die Rathschläge des sterbenden Vaters zu hören, warnte sie vor der verlockenden Sinnes- und Fleischeslust, vor Trägheit und Ermattung, und beschwor sie, die begründete Pflanzstätte eines neuen heiligen Lebens vor ihrem Lebensende nicht wieder zu verlassen. Die Bitte des Sterbenden ward erfüllt;

seine dem heil. Petrus geweihte Kirche, in der er begraben wurde, und sein Kloster bestand fort. Ursicinus starb den 20. Dezember 620.

Dieß der Inhalt seiner freilich erst im 11. Jahrhundert abgefaßten Legende. Abgesehen von der ihn verherrlichenden innigen Beziehung zu Columban, von der ältere Quellen nichts wissen, und der pragmatischen Auffassung der ihn betreffenden Verfolgungen, die Alles dem Teufel aufbürdet, zeichnet sie die Anfechtungen richtig, welchen der Heilige unter der noch sehr rohen und sinnlichen Bevölkerung ausgesetzt sein mußte, und malt nur das im Gebirgsleben sehr Natürliche mit etwas mehr in die Augen fallender Farbenpracht. Sollten aber doch Zweifel auftauchen, so haben wir noch andere Zeugen für die Hauptsache. Es sind dieß das Leben des heil. Germanus, eines Zeitgenossen des heil. Ursicinus, der schon das Kloster desselben erwähnt, und das des Wandregisels (St. Vandrille), Abts von Fontanelle, das, von einem Mönche des Klosters, und zwar einem Zeitgenossen, abgefaßt, vollen geschichtlichen Glauben verdient. Dieser erzählt uns, daß der genannte, aus herzoglicher Familie abstammende und an den Hof Dagoberts geführte Wandregisel den geistlichen Stand all dem sich ihm bietenden Glanze vorzog, sich selbst wieder von seiner Gattin trennte und Cleriker wurde, unter Leitung eines frommen Eremiten ganz einem beschaulichen Leben huldigte, gegen 630 nach

Ajoia (Alsgaudia, von dem kleinen, in den Doubs laufenden Fluß Alsa so genannt) sich wandte und hier an dem Orte, wo der heil. Ursicinus ruhte, ein Kloster errichtete oder die Einsiedlerzelle in ein Kloster auf dem angekauften Boden umwandelte. An Ascese übertraf er noch sein Vorbild; er aß wöchentlich nur zweimal und schwächte so ab, daß er kaum den kraftlosen Körper aufrichten konnte. Trotzdem ward auch er ein Gegenstand satanischer Verfolgung. Truggestalten von Bestien, Vögeln und Schlangen in den abscheulichsten Gestalten mußten ihn erschrecken, die Sinnlichkeit, der Schlaf zur Schadenfreude des Bösen seine Rechte übermächtig geltend machen; das Kreuz, Fasten und Gebet, kurz wachsame Frömmigkeit wappnete aber den Helden. Kein Wunder, daß er hier zu Ursanne, dem Sitze eines Schülers Columbans, einst im Traume nach Bobio zur Ruhestätte desselben geführt wurde. Er nahm das für einen höhern Ruf und zog mit drei Dienern und einem Esel über die Alpen dahin, um dort noch weiter im beschaulichen Leben zu reifen, oder einer Biene gleich süßen Honig zu sammeln. Es geschah das auch so; er lernte hier neue erhabene Lebensvorbilder kennen und kehrte reich belehrt nach Gallien zurück, wo er zunächst in Romainmotier lebte, endlich zu dem Bischof Audoenus nach Rouen sich wandte und in seiner Umgebung das Kloster Fontanelle unter Mithülfe des Hausältesten Erchinoald

gründete. Er starb, 96 Jahre alt, den 22. Juli 667. Das für uns Wichtigste in dieser Erzählung ist die Gewißheit, welche wir in Betreff der Zeit und des Ortes der Wirksamkeit unsres Ursicinus und des von ihm errichteten Klosters gewinnen.

Eine jüngere Tradition läßt noch mit Ursicinus einen Fromont hierher ziehen. Sie sollen mit einander den Mont repais', einen säulenartigen Felsen, auf dem man das roh skizzirte Gesicht eines Mannes ganz deutlich zu sehen glaubt, den Grenzstein der Probstei Ursanne, von dem man eine weite Aussicht auf die Umgegend, auf Delsberg und das benachbarte Alsgau genießt, besucht und sich in ihre Aufgabe getheilt oder vielmehr bei der Theilung eine höhere Macht zu Hülfe gerufen haben. Ungewiß, wohin sich wenden, schleuderten sie ihre Stöcke weithin. Der von Ursicinus soll nach Westen zu auf einen Felsen bei dem Doubs (Veridiai oder Beauregard) gefallen sein, dort sich in den Boden gebohrt und Wurzeln treibend als eine gewaltige Eiche erhoben haben, welche sich neben der ihm geweihten Kapelle befindet und trotz aller durch fromme Pilger abgeschnittenen Aeste und Aestchen in ewiger Verjüngungskraft fortbesteht; der andere von Fromont soll sich gegen Norden gekehrt haben und in einen tiefen Wald gefallen sein, wo er eine Einsiedelei errichtete. Es mag nun in der That ein Mann dieses Namens sich hier in der Einsamkeit niedergelassen und in

gleich ascetischer Weise, wie Ursicinus, gelebt haben; die alten Urkunden aber wissen nichts von ihm. Die Volkstradition brachte sie aber leicht zu einander und ließ sie auf dem die Gegend beherrschenden Berge die Theilung vornehmen oder nach verschiedenen Seiten hin ihren Wanderstab werfen oder richten.

Der heil. Himerius und St. Immer.

Wenden wir uns von Biel gegen Lachauxdefonds, so treten wir in das Susingerthal, in welchem der heil. Immer um gleiche Zeit gewirkt haben soll. Er war, angeblich ein Edelmann, im Alsgau oder bestimmter einem Schlosse bei Lugnez im Pruntrutischen zu Anfang des 7. Jahrhunderts geboren. Der von früher Jugend an Fromme zog sich, von dem damals neu angeregten religiösen Eifer erfaßt, nach langem Suchen in das von der Suse durchströmte Thal zurück, um hier seinem Gotte zu leben. Dazu war aber die auch noch ganz rauhe Wildniß in eine wohnbare Stätte umzuwandeln. Das war auch hier keine leichte Arbeit. Zur Zeit der Ernte gab es keine. Mißmuthig erbat er sich vom Bischof zu Lausanne eine dem Bisthum nähere Wohn- und Arbeitsstatte; es fand sich aber keine solche. So begab er sich nach der eigentlichen Sehnsuchtsstätte aller

Gläubigen, nach Jerusalem, um dort 3 Jahre lang an den heiligen Oertern in unausgesetzten frommen Uebungen zu reifen. Er ward hier ein hochgeachteter Ascet, ein Gegenstand allgemeiner Verehrung. Ein Greif von ungeheurer Größe beunruhigte die Bewohner einer ungenannten, in der Nähe liegenden, noch ganz dem Heidenthume verfallenen Insel. Der bedrängte Monarch wandte sich an den Patriarchen mit der Bitte um einen Geweihten des Herrn, der das Ungeheuer beschwöre, und versprach im Falle der Hülfe, dem stärkern Christengotte treu zu huldigen. Der Patriarch kannte nun keinen, der diese schwere Aufgabe zu lösen vermöge, als unsern Heiligen. Er unterzog sich derselben. Grade stand der Heilige an einem bestimmten Tage in der Mitte des Volkes, als sich die Bestie von hohen Felsenklippen herab auf dasselbe stürzte und mit betäubendem Flügelschlag Alles zu Boden warf. Der Heilige trat aber furchtlos dem Ungethüm mit dem Kreuzeszeichen entgegen. Es beugte sich der höhern Macht. Der Heilige befahl dem Ungethüm, sich die kleinste Klaue des Fußes abzureißen, um sie ihm, wie ein besiegter Feldherr seine Waffe, zum Gedächtniß der Sache zu übergeben und daraufhin in die entferntesten Gegenden der Erde zurückzuweichen. Man kann sie noch jetzt zu Delsberg sehen. Das Unthier gehorcht und erscheint nicht wieder. Fürst und Volk bekehren sich nach der Wunderthat; Himerius kehrt

mit den Siegestrophäen nach Jerusalem und, vom Patriarchen mit Reliquien, unter Andern dem Arm des heil. Simeon, auf dem er Christum trug, beschenkt, noch weiter mit der köstlichen Last, in Gesellschaft seines Begleiters, Namens Elbert, ins Susingerthal zurück, um, an der heiligen Stätte gekräftigt, aufs Neue ans schwere Werk der physischen und geistigen Cultur des wilden Bergthales zu gehen. Der Himmel war jetzt mit ihm. Ein dreimal sich wiederholender nächtlicher Glockenklang, ein leitender Engel führen ihn an den rechten Platz. Ein abgeschnittener, in die Erde gesteckter Baumzweig wird ein sprudelnder Brunnen, ein wildes Schwein ein zahmes Hausthier, kurz die wilde Einöde gewinnt bald ein andres Ansehen. Auf dem von Dornen und Disteln gereinigten Boden erhebt sich ein Bethaus zur Ehre des heil. Martin, eine kleine Kirche; Schüler sammeln sich um ihn, die sich mit ihm in die physische und geistige Arbeit theilen. Himerius ward ein vollendetes Muster der Zeitfrömmigkeit; nur dreimal aß er wöchentlich schlechtes Gerstenbrod und streute Abends vor seine Nase gesiebte Asche, um bei tieferm Athemholen zu erwachen. So trieb er es 9 Jahre. Bei Annäherung seines Todes ließ er sich in seine Kapelle tragen, um unter Gebet und Psalmengesang abzuscheiden. Er starb den 12. November; in welchem Jahre, ist nicht gesagt.

Die junge Legende, deren Quellen nicht über das 15. Jahrhundert zurückgehen, ist nun allerdings eine nicht sehr in sich zusammenhängende und anstoßfreie. Die Allgemeinheiten und Unbestimmtheiten, in denen sie verläuft, die entschiedenen historischen Fehlgriffe, z. B. in Bezug auf die Jerusalem nahe, noch unbekehrte Insel, die ihr zur Last fallen, die wunderbare Abenteuerlichkeit, die ihr zukommt, charakterisiren sie so recht als ein Machwerk der in der Legendenfabrik so ungemein erfindungsreichen Zeit. Der Stoff erklärt sich nicht bloß im Allgemeinen aus den Drachen- und Thierkämpfen, welche man gerne die Heiligen, vorzüglich die der Schweiz, bestehen ließ, sondern noch speziell aus der Sage von einer fliegenden Schlange mit einem feurigen Schweife und einem großen Diamantringe auf der Stirne von unschätzbarem Werthe, welche in diesen Gegenden einheimisch ist. Ihr Name verwebte sich mit vielen Lokalitäten des Landes, und ihr Bild findet sich auf Münzen und Wappen, die man gern historisch ausdeutete. Diese Spezialsage der Provinz mußte sich auch wohl mit der Persönlichkeit des Apostels des Alsgaus, der in der wildesten Gegend wirkte, in Verbindung setzen; er mußte das in der Phantasie lebende Nationalungethüm besiegen und bannen. Rom und Jerusalem waren die heiligen Oerter, die alle diese Missionäre betraten oder betreten mußten. Der Auftrag des Patriarchen zu Jerusalem war der ehrenvollste;

Glockentöne und Engel die gewöhnlichen Führer zu den himmlisch geweihten Stätten. So öffnen sich die Werkstätten der fessellos bildenden Einbildungskraft.

Es ist somit nicht viel Historisches aus der Legende herauszulesen, und wir würden Alles bei Seite legen können, wenn wir nicht außer dem Namen des Bergthales selbst noch andere ältere, wenn auch einsylbige Zeugen zur Hand hätten. So wird schon in einer Schenkungsurkunde an das Kloster Moutiers-Grandval von 884 die Zelle des heil. Himerius und Pery am Ende des Thales erwähnt und ausdrücklich gesagt, daß die Schenkung auf die Bitten hin der dort dienenden Brüder vorgenommen worden. Das Thal war also wirklich damals schon cultivirt und christianisirt.

Der heil. Germanus und Moutiers - Grandval (Münster in Granfelden).

Wenden wir uns von Biel Basel zu, so treten wir in das durch seine Durchbrüche der Juraketten und coulissenartigen Wendungen berühmte Münsterthal, das, an der Quelle der Birs bei Pierre Pertuis beginnend, sich in das große Thal (Grandval) mit dem Orte gleichen Namens öffnet. Hier trat der dritte große Heilige dieser Jurathäler, Germanus, auf,

dessen Leben ein Zeitgenosse desselben in treuester Weise niedergeschrieben hat. Er war aus Trier gebürtig, der Sohn eines dortigen Senators Optardus; seine Brüder waren Opthamarus und Numerianus. Der erste hatte am Hofe Dagoberts eine feine Bildung gewonnen und spielte unter Sigbert eine bedeutende Rolle; er war ein eben so frommer, als gebildeter Staatsmann. Der zweite ist vermuthlich der unter diesem Namen bekannte Bischof vou Trier. Germanus gehörte somit einer eben so frommen als hochangesehenen Familie an. Der Vater sorgte nun auch für seine Bildung in treuester Weise. Sein Lehrer ward der hochverehrte Modoaldus, Bischof von Trier seit 622. Er unterrichtete den talentvollen Knaben in den freien Künsten; in dem ihm eigenen, von Jugend an belebten religiösen Sinn beschäftigte sich dieser am liebsten mit frommen Betrachtungen und ascetischen Uebungen. Die Worte des Apostels Paulus, daß der Glanz dieser Welt vergehe, daß man die Welt und ihre Schätze zu gebrauchen habe, als wenn man sie nicht gebrauche, die Worte des Evangeliums, daß es für den Reichen schwer sei, ins Himmelreich einzugehen, hallten tief in seiner Seele nach. So reifte er früh in wahrer entsagender Frömmigkeit und ward der Liebling nicht nur der Geistlichkeit, sondern Aller. Vorzüglich gewann ihm seine große Bescheidenheit, sein Wohlwollen gegen Alle die Herzen der Menschen. Als 17jähriger

Jüngling bat er bei seinem ernsten ascetischen Streben seinen väterlichen Freund, ihn zum Kloster ziehen zu lassen, wohin ihn sein frommer Sinn dränge. Der besonnene Mann wagte aber nicht, seine Einwilligung zu geben. „Mein Sohn," sagte er, „dein Vorsatz ist wohl schön und groß, allein der Weg, den du zu betreten denkst, für deine Jugend noch zu schwierig und schlüpfrig." Er stellte die Sache einer höhern Macht anheim, und diese entschied. In seinem frommen Eifer und Gottvertrauen machte sich Germanus, nachdem er alle seine Güter den Armen gegeben hatte, auf den Weg zu dem weithin gepriesenen Bischof Arnulf von Metz, der sich 626 im gleichen ascetischen Drange nach Horenberg in der Lorraine zurückgezogen hatte. Der Jüngling hatte die Worte des besonnenen Modoaldus nicht überhört; er wollte seine junge Kraft bei dem erprobten Führer versuchen. Arnulf nahm ihn frohlockend auf, pries den Herrn für den ihm zugeführten vielversprechenden Jüngling, schor ihm das Haar und ließ ihn eine Art Noviziat bestehen. Er bestand es glorreich und zog jetzt zu dem damals aufblühenden Kloster des heil. Romaricus (Remiremont), einem Kloster der strengen Columbanischen Regel. Auch seinen vielgeliebten Bruder ließ er hieher kommen, um ihn von der Welt hinweg zu einem höhern Leben zu führen. Die Mönche nahmen beide freudig und mit Danksagung gegen Gott auf, der Männer so hoher Abkunft zu

seinen Dienern berufen. Germanus wurde in seiner hohen Begeisterung ein ganzer Mönch, der sich allen Entbehrungen, allen, auch den niedrigsten Arbeiten und Dienstleistungen bis auf das Holzhacken und Tragen unterzog, ein begeisterndes Vorbild für alle Andern. So glaubte er den letzten Schritt thun zu dürfen; er ging mit Chumanes, dem frömmsten Mann des Klosters, und seinem Bruder zu dem Mutterkloster Luxovium, dem damaligen Hauptsitze der Zeitfrömmigkeit und Ascese. In der That erbaute sich der damalige Abt des Klosters, Waldebert, † 665, so an seiner Frömmigkeit, daß er ihn zum Presbyter dem Convent vorschlug, der ihn einstimmig der Ordination für würdig erklärte. Germanus ward eine hervorragende Erscheinung auch in dem Clerus.

Waldebert mußte sich bei dem immer größern Zudrange zu dem Kloster nach einer neuen geigneten Niederlassungsstätte umsehen. Gundonius, der erste uns bekannte Herzog des im Interesse der fränkischen Herrscher von Alemannien losgerissenen Elsaßes, schenkte ihm zu einer solchen das sogenannte große, sich an der Birs hinziehende Thal (Grandval) im Jura. Waldebert ging selbst hierher, um es in Augenschein zu nehmen, und fand es für seine Zwecke ganz geeignet. Er sandte dann zunächst einen seiner Presbyter mit einigen Brüdern hierher, um das Werk zu begründen, und schlug dann, weiter darüber nachsinnend, wen er wohl, eben so durch Geburt,

als Wissenschaft und Lebensheiligkeit geadelt, an die Spitze des neubegründeten Klosters stellen könnte, den Brüdern Germanus zum Abte vor, die ihn freudig als solchen begrüßten. Germanus ward in der neuen Stellung auch ein von Allen geliebter, hochgeachteter, für die physische und geistige Kultur des Thales wohl besorgter Abt.

Sein stilles, gesegnetes Werk sollte aber plötzlich durch Kriegesstürme unterbrochen werden. Der freundlich gesinnte Herzog Gundonius starb gegen 640; sein zweiter Nachfolger, Caticus oder Chatalricus, begann in feindseliger Gesinnung die ganze benachbarte Bevölkerung des Klosters zu beunruhigen. Er warf ihr vor, daß sie sich gegen seine Vorgänger rebellisch gezeigt habe. Vergeblich waren alle Protestationen; im bittern Grolle schritt er bis zur Gewaltthat vorwärts. Er ließ die Vorsteher des Thales von Delsberg zu sich kommen, schickte sie ins Exil und bot die Heereshaufen der beutelustigen Alemannen auf, um einmal die freiheitsliebende Bevölkerung zu züchtigen. Von zwei Seiten her drangen Krieger in's Land. Als Germanus die Trauerbotschaft vernahm, machte er sich sogleich mit Randoald, Bibliothekar des Klosters, auf und bahnte sich unaufhaltsam durch die rohen Krieger, die ihn mißhandelten, einen Weg zu Caticus, den er in einer Kirche des heil. Moritz fand. „Feind Gottes und der Wahrheit,“ rief er ihm zu; „du bist über

Christen hergefallen. Scheuest du dich nicht, mein von mir erbautes Gotteshaus zu Grunde zu richten?" Der durch die Anrede erschütterte bat um Verzeihung und wollte mit Handschlag das Beste versprechen. Der Heilige traute aber, seinen Mann kennend, den gleißnerischen Worten nicht; nur auf sie hin wollte er ihm keine Absolution ertheilen. Da ergrimmte Caticus, wandte der Kirche den Rücken und ließ ihn mit Randoald allein. Der Heilige sah nur zu wohl ein, daß hier nichts zu gewinnen sei, wandte sich im Gebet an die höhere Schutzmacht und begab sich auf den Rückweg. Raub- und Mordlustige folgten ihm. Er warnte sie, ein solches Verbrechen im Volke Gottes zu begehen; vergeblich, er ward von ihnen ausgeplündert und unter seinem Danke zu Gott, der ihm die Märtyrerkrone gnädig gewähre, zugleich mit seinem Begleiter getödtet. Die Brüder suchten den nicht zurück Kehrenden lange vergeblich; endlich fanden sie den Entseelten und trugen ihn unter lautem Wehklagen in die benachbarte Kirche des heil. Ursicinus. Wie ein Donnerschlag, traf die zurückgebliebenen Mönche des Klosters die Nachricht, daß die frevelnde Kriegershand ihren Vater erschlagen; unter lautem Schluchzen und Weinen holten sie ihn ab, um ihn in der Peterskirche zur Ruhe zu bestatten. Germanus starb den 21. Februar 666. Die einfache Erzählung schließt mit der Angabe, ein Lichtglanz vom Himmel solle an seinem wiederkeh-

renden Geburtstag, nämlich zu einem höhern Leben, sein Grab zur Verwunderung Aller umstrahlt haben. Wer hätte hier nicht Lichtströme wahrnehmen sollen? Mit dem Märtyrertode des Germanus ging übrigens das Kloster keineswegs zu Grunde, sondern blühte und wirkte in immer höherm Glanze fort. Es ward die erste Stiftung im Bisthum Basel, die Stiftung, in welche der ausgezeichnete Lehrer St. Gallens, Iso, die süßesten Bäche desselben herüberleitete, das St. Gallen der südwestlichen Schweiz, die Stiftung auch, in deren Schirm und Schutz alle die früher genannten allmählig übergingen.

Noch verdient als ein bestätigender Zusatz zu dem gewonnenen Resultate die Leidensgeschichte des heil. Desiderius eine Erwähnung. Dieser, geboren zu Rhodez und Bischof ebendaselbst, unternahm mit seinem Diakonus Regenfried eine Pilgerreise nach Rom und kam auf der Rückreise auch in die Gegend von Pruntrut. Er fand hier ein Bethaus zur Ehre des heil. Martin errichtet. Alles drängte sich hinzu, den Heiligen zu sehen und Almosen von ihm zu empfangen. Im prächtigen Meßgewande hielt er die Messe. Die Pracht reizte die räuberische Begierde; bei St. Croix, wo er im Vorgefühl seines Todes eine Ruthe in die Form des Kreuzes brachte, aus welcher ein eben so geformter Baum entstanden sein soll, den der anonyme Verfasser seines Lebens noch

gesehen haben will, überfielen und tödteten ihn die Bösewichter. Noch konnte aber der tödtlich Verwundete, den man in seinem Blute liegen ließ, seinem Diener den Wunsch aussprechen, in der Kirche des heil. Martin begraben zu werden. Und so geschahs; an einen andern Ort waren seine Gebeine nicht zu bringen. Der Ort trägt seitdem den Namen St. Dizier; sein Todestag ist der 18. September, sein Todesjahr fällt in die Jahre 670—673.

So hätten wir bisher manche Einzelnheiten gewonnen, die, mit einander summirt, ein ziemlich lebensvolles Bild von dem Zustande des Landes geben. Es lebte hier eine noch sehr rohe Bevölkerung; Gewaltthätigkeit, Sinnlichkeit, Herrschsucht, ungebändigter Freiheitssinn traten in schroffer Weise gegen und mit einander auf; die Natur in ihrer Rohheit wetteiferte mit der Rohheit der Bevölkerung. Wie aber die Töne der Axt in den waldigen Thälern sich vernehmen, Glockentöne und Psalmengesänge sich hören ließen, lichtete sich auch auf dem geistigen Gebiete das bisherige Dunkel. Fanden auch die zum Werke ziehenden begeisterten Arbeiter auf ihrer Bahn Schwierigkeiten aller Art, Anfeindungen und Verfolgungen, ja selbst wohl die Märtyrerkrone, so erhoben sich doch überall bis in die abgelegensten Bergthäler Bet- und Gotteshäuser, so versammelten sich doch die Arbeiter und Hirten an gewissen Tagen

und Stunden zum Lobe des Herrn, so erwies man doch dem sich selbst verläugnenden ascetischen Sinn und christlichen Heroismus die volle schuldige Hochachtung.

Das Bisthum Lausanne.

Das Bisthum Lausanne that dabei das Seine, um das kirchliche Leben zu heben und eine wahre große christliche Gemeinde im Lande zu begründen. Zunächst lebte und wirkte zwar der Bischof des Landes in der alten und stolzen Hauptstadt der Schweiz, in Aventicum; sie sank aber unter den Raub- und Mordanfällen der vordringenden Alemannen immer mehr herab. Sie stand zwar noch unter dem Kaiser Julian da; sie stand aber nur da mit verödeten Straßen und halbzerstörten Gebäuden, ein trauererweckendes Denkmal früherer Pracht und Größe. Der Verfall wurde ein immer größerer; es kann uns daher auch nicht Wunder nehmen, wenn uns keine Notizen über das hierher gebrachte und um sich greifende Christenthum aufbewahrt worden sind. Wir erfahren nur durch die Aussage eines alten zuverläßigen Christen, der 7 Bischöfe daselbst überlebt hatte, daß 22 in der Kirche des heil. Symphorian hier ihre Ruhestätte gefunden haben und viele Wunder dieselbe verherrlicht haben sollen. Feuer

strahlte an der Lichtstätte auf und versengte da, wo sich Wasser gesammelt hatte, die Kleider der hierher Gekommenen. Hier in den Ruinen konnte also der Bischof nicht auf die Länge verbleiben.

Frühzeitig war es nun auch nach Lausanne oder dem alten Lousonnium gekommen. Wir haben hierfür einen alten Zeugen, die Kirche des heil. Thyrsus, die späterhin in eine Kirche des heil. Marius, des größten Todten, der hier beerdigt wurde, umgetauft wurde. Dieser Thyrsus war einer der Anführer der thebäischen Legion; die Lausanner Kirche, die, wie die andern schweizerischen Kirchen, der großen Märtyrerlegion huldigte, richtete, da die übrigen namhaften Thebäer schon in Beschlag genommen waren, ihr Augenmerk auf diesen tapfern Führer, der bei Trier den Märtyrertod erlitten haben soll, um einen ebenbürtigen Patron zu gewinnen, ja man ließ ihn wohl selbst hier die Märtyrerkrone gewinnen. Später zog nach den Stürmen der Völkerwanderung Protasius zu Anfange des 6. Jahrhunderts hier ein und legte über der alten etwas weiter abwärts liegenden Stadt den Grund, wie zu einer neuen Stadt, so auch zu einer neuen Kirche, die beide das zerfallende Aventicum mit ihrem Glanze bald überstrahlten. Leider wirkte er nicht zu lange; er fand in dem Jura, in den er sich begeben hatte, um Holz zum Aufbau der neuen Kirche zu holen, seinen Tod. Er wurde auf einer Bahre bis St. Prex

gebracht, das ihm seinen Namen verdankt, und in der dortigen Kirche begraben. Sein Leichnam war nicht von hier fortzubringen; es war das die ihm bestimmte Ruhestätte.

Der größte Bischof der Lausanner Kirche im grauen Alterthum, auch derjenige, der mit den schon genannten Aposteln des Landes im schönen Bunde wirkte, ist aber Marius. Er trat gegen das Ende des 6. Jahrhunderts in eine schwer bedrängte Zeit ein. Es war, als wenn alle apocalyptischen Zornschaalen über das Land ausgegossen worden wären. Die Longobarden stürzten, wie Heuschrecken, über dasselbe; 563 erfolgte der fürchterliche Sturz eines Berges am Genfersee, der das Wasser der Rhone im engen Passe so zum Stocken brachte, daß es, rückwärts strömend, die Landschaft überschwemmte und dann, mit furchtbarer Gewalt durchbrechend, die gewaltigsten Verheerungen anrichtete, ja den Genfersee so aus den Ufern trieb, daß er in Genf die Brücken und Mühlen zerstörte und viele Menschen ersäufte; 570—571 brach eine epidemische Blatternkrankheit aus, die, aus dem Orient eingeschleppt, auch zu den Gothen und Burgundern gekommen war und mit jeder Pest an Schrecken wetteiferte. Eine fürchterliche Fieberhitze, ein glühender verzehrender Durst raffte die Meisten in drei Tagen dahin. Ganze Häuser und Dörfer starben aus; wem der Todesengel Zeit gestattete, suchte sich in schleuniger Flucht zu retten.

580 vernichtete eine ungeheure Ueberschwemmung allen Erntesegen im Wallis bis herab in die Waadt. Es war eine angst- und jammervolle Zeit. Der König Guntram berief endlich ein großes Nationalconcil nach Macon, 585, und eröffnete es selbst mit den Worten: „Ihr lasset die Sünde durch das Reich herrschen; statt die Schuldigen zu bestrafen und zu bekehren, schweiget ihr zu den Verbrechen, die uns die Strafe des Himmels zuziehen. Die Frechen strafen, ist eben so ein Werk der Frömmigkeit, als das, die Unterdrückten aufzurichten!“ Das wirkte; die Bischöfe saßen ernst über unwürdige Amtsbrüder zu Gericht; eine gesteigerte Frömmigkeit sollte den fortdauernden Zorn Gottes beschwören.

Marius wußte nun seine Aufgabe in der traurigen Zeit bestens zu lösen. Er war aus einem edlen Geschlechte von Autun, stand mit dem Bischofe daselbst in verwandtschaftlicher Beziehung und hatte hiernach hinreichende Gelegenheit, an dem hochgebildeten Orte, dem Mittelpunkte der alten Druidenreligion und Gelehrsamkeit, eine höhere Geistesbildung zu gewinnen. Ein solcher Mann, der, durch Geburt geadelt, sich aber auch noch selbst zu adeln wußte, mußte nun wohl eine hervorstechende Zeiterscheinung, ein trefflicher Seelenhirte, eine imponirende Persönlichkeit werden. Er hatte in der Nachbarschaft des alten Payerne große Besitzungen, hielt sich also wohl auch öfters in dieser Gegend auf; so erklärt sich leicht

seine Wahl zum Bischof von Aventicum. Man war froh, einen so ausgezeichneten und einflußreichen Landesbürger auf den Bischofssitz berufen zu können (573). Als Bischof that nun Marius Alles, was ein treuer Hirte unter den traurigen Zeitverhältnissen thun konnte, um physisches und geistiges Elend zu heben. Er gab gerne den vielen sich öffnenden Händen. Um aber geben zu können, arbeitete er rüstig und bebaute in patriarchalischer Weise mit eignen Händen seine Aecker, eben so wie es von vorne herein die Mönche der jurassischen Klöster thaten. Feldbau war damals eine ergiebige Goldquelle für die Bischöfe; Helvetien hatte aber keinen Ueberfluß an kräftigen Armen. Dabei lebte er in einfachster Weise, um doppelt geben, Hungrige speisen und Vorrathskammern füllen zu können. Noch blieben aber dem unermüdlich Thätigen manche Freistunden zurück; er benutzte sie, eben so Künstler als erfahrner Landmann, in einer damals bei den Burgundern sehr weit fortgeschrittenen Kunstfertigkeit zur Verfertigung heiliger Gefäße, mit denen er seine Kirchen schmückte. Er bewies seine Mildthätigkeit und seinen Liebessinn aber noch auf andere Weise; er sorgte, wie ein Vater, für seine Familie, insbesondere aber für die große Familie, die Kirche, die er noch mit Schenkungen bei seinem Tode bedachte.

Marius hat sich nun schon durch diese damals so nöthigen Schenkungen große Verdienste um das

Aufkommen des Bisthums gewonnen; in geistiger Beziehung gewann er aber noch größere. Er ward, schon in früher Jugend zum Geistlichen geweiht, ein wahres Muster der Zeitfrömmigkeit und eines treuen Seelenhirten. In den beiden Hauptbeziehungen, der dem Bischof damals zustehenden gerichtlichen und der eigentlichen kirchlich amtlichen Thätigkeit verwaltete er sein Amt in gleich ausgezeichneter Weise, ward ein schützender Engel der durch Gewaltthat Bedrückten, ein gewissenhafter Schiedsrichter der bei ihm Recht Suchenden und ein frommer Diener des Herrn in ehrfurchtsvoller Scheu und Entsagungen aller Art. Als solcher sorgte er auch, wie für den Anbau des Landes, so für den innern Anbau der hier begründeten Kirche. Er fand dabei die schon genannten Mitarbeiter, die aber doch meist von ihm ihre Kraft und Begeisterung entlehnten; so den Herzog und Patricius Valdelenus oder Theudelenus, der, unter ihm bekehrt, mit aller Begeisterung für den neuen Glauben wirkte, mit dem heil. Columban in ein näheres Verhältniß trat, ihm die Erziehung seiner Söhne anvertraute, und dann diese selbst, Ramnelenus und Donatus, den heil. Germanus, Ursicinus, Himerius u. s. w.

Die einflußreichste That seines Lebens, welche auch dieser Missionsthätigkeit erst einen rechten Erfolg sicherte, möchte aber wohl ohne Zweifel die umsichtige Verlegung des alten Bisthums Aventicum nach Lau-

sanne für alle Zeit sein. Es war das immer mehr sich hebende, die Umgegend beherrschende so recht der natürliche Mittelpunkt der jungen Kirche. Es war das nicht eine so leichte Sache; nur ein kräftiger, einflußreicher Mann konnte das aus- und durchführen. Verbunden hiermit war es, daß man ihm auch die erste Begründung der Kathedrale zu Lausanne zuschrieb. Wirklich ist es bei der jedenfalls unter ihm stattfindenden Erweiterung der Stadt nicht unwahrscheinlich, daß er den ersten Grund zu der Cité, in welcher die Kathedrale und die Bischofswohnung sich befindet, gelegt hat. Die beiden, durch ein tiefes Thal getrennten Theile der Stadt, die dem Lemanersee näher liegende Rue de Bourg und die Cité, erst 1481 mit einander verbunden, bestanden seit urgrauer Zeit neben einander. Ein Holzhacker, der sich hier mit seiner Axt verwundete, aber sogleich von der ihm erscheinenden Jungfrau geheilt wurde, soll Marius die Idee zu dem Neubau gegeben haben; auch ohne das Wunder hätte man aber keinen bessern Platz zu einem solchen bei einer nöthig werdenden Vergrößerung der Stadt finden können.

Noch müssen wir zum Schluß bemerken, daß sich Marius auch lebendig für das Wohl der Gesammtkirche interessirte. Als Guntram Synoden zusammenberief und in Gewissensangst dieselben aufforderte, den Zorn des Himmels zu beschwören, der sich in immer neuen Schaalen leerte, erschien auch Marius

mit auf dem Concil zu Macon 585, um über die geeigneten Hülfsmittel zu berathen. Er konnte die besten Räthe ertheilen; denn das, was hier zum Beschluß erhoben wurde, hatte er schon in seinem Leben und seiner trotz allen drückenden Zeitverhältnissen sich hebenden Kirche segensreich geltend zu machen gewußt.

Marius starb 64 Jahre alt, von Allen geschätzt und hochgeehrt, den 31. Dezember (593). Seine Grabschrift, die Hauptquelle für das Gesagte, lautet, wie folgt:

Wie auch der Tod feindselig nach ew'gem Gesetze daherstürmt,
Sittliches Leben erhebt über das Grab und den Tod.
Hier in diesem Grabe, da ruhen sie still, die Gebeine
Eines Priesters mit tief gläubigem Herz und Gemüth.
Er, zum Diener des Herrn geweiht in frühester Jugend,
Zog, im Kampfe gereift, sicher der Heerde voraus,
War durch Geschlecht und Geburt geadelt und glänzende Herkunft,
Höheren Adel gewann er durch verdienstliche That,
Schmiedete künstlich Gefässe zum herrlichen Schmucke der Kirchen,
Baute mit eigener Hand rechtlich erworbenes Land,
Ehrte Gerechtigkeit, die sicherste Stütze der Bürger,
Vorbild der Priester des Herrn, ihre vortrefflichste Zier,
Den Verwandten ein Vater, ein gütiger Schlichter im Streite,
Stets mit geheiligtem Leib fertig zum Dienste des Herrn.
Nicht an üppiger Tafel fand er die Freuden des Lebens,
Helfend, wo Noth es gebot, suchte er höhere Lust,

Hungerte, sparsam in Speisen, um Andre besser zu laben,
Vorrathskammern gefüllt ließ er im Tode zurück.
Emsig im Dienste des Herrn, ein unabläßiger Beter
Ruht er im Friedensport aus mit dem müden Gebein;
Er, der fromme Vater, in höherer Seligkeit Wonne
Weilt, geschieden von hier, jetzt nun im Himmelsgezelt.

Das Bisthum Lausanne hatte so eine gute Basis gewonnen; besonders blühte es späterhin unter der schon genannten fleißigen und frommen Königin Bertha, der Kirchen- und Klösterbegründerin, auf. Auf dem immer glänzenderen Bischofssitze finden wir so jetzt auch einen Bischof mit einem in der Geschichte der Waadt hochglänzenden Namen, Heinrich von Lenzburg, einen Mann aus einem hochmächtigen adeligen Geschlechte, der das Werk vollendete, das Marius begründet hatte. Heinrich trat durch seinen Adel in eine Beziehung zu allen weltlichen Machthabern der Zeit. Es fehlte ihm somit auch nicht an Ehren- und Dankesgaben. Unter allen diesen Gaben an ihn und seine Kirche ragt aber am meisten hervor die großartige Schenkung der Präfectur des Landes, welche wirklich unsern Heinrich zum Priesterkönig in der Weise Melchisedek's, wie es in einer seiner Grabschriften heißt, erhob (1011). Es wurde diese Schenkung die Basis der weltlichen Macht der Bischöfe von Lausanne. Der schwache burgundische König, Rudolph III., suchte die noch festesten Stützen seines Thrones möglichst zu befestigen und legte deßhalb

vorzüglich den Prälaten die ihm noch gebliebenen Ländereien mit den an ihnen haftenden Rechten vertrauensvoll in die Hände; Heinrich war aber ein Mann, der sich des bewiesenen Vertrauens völlig würdig zeigte.

Der reiche Lenzburger, durch die vermehrten Einkünfte seines Besitzthums noch reicher geworden, konnte nun auch an die Erweiterung und Verschönerung seiner Residenz, im Besondern aber auch an den Aufbau einer ihr entsprechenden prachtvollen Kathedrale denken. Das Riesenwerk wurde wirklich in Angriff genommen. Es war dazumal nach dem ruhigen Vorbeigange des Jahres 1000 ein ganz neues Bewußtsein erwacht, das Bewußtsein, daß man bei dem gesicherten Bestande der Dinge mit Muth und Kraft die Hand an großartige Werke legen könne; somit machte man sich kühn an das Unternehmen, das aber erst nach einem Jahrhundert zur Ausführung kommen sollte. Eine Grabschrift fügt, den Mund sicher zu voll nehmend, noch bei, daß Heinrich „auch die Kirchen all', welche das Auge erblickt," nach bestimmterer Angabe die des heil. Petrus, Paulus, Stephanus, Laurentius, Thyrsus oder Marius habe bauen lassen; er hat aber nur alle diese Kirchen wiederhergestellt, würdig verziert und mit herrlichen Grabmälern ausgestattet.

Heinrich begriff übrigens seine Aufgabe noch höher. Er dachte auch an den geistigen Aufbau seiner Kirche

und machte es sich als Fürstbischof zu seiner besondern Aufgabe, ganz als solcher zu wirken, einestheils mit aller christlichen Liebe und Milde, anderntheils aber auch mit dem Ernste und der Entschiedenheit, welche die verworrenen Zeitverhältnisse nöthig machten. Seinen Clerus setzte er in eine innigere Lebensbeziehung zum Volke und sicherte ihm so mit der wahren Popularität auch eine wahre Wirksamkeit auf dasselbe. Er selbst, heißt es in einem seiner Epitaphien,

Kam dem Bittenden stets mit freundlichem Sinne entgegen,
Mit der leeren Hand ließ er die Armen nicht gehn;
Seine Heerde hat er die ewigen Gottesgesetze,
Wie ein Lehrer, gelehrt, sie, wie ein Schüler, geübt,
War ein Freund der Tugend, ein strenger Rächer des Bösen,
In dem geweiheten Sinn Frevlern ein schrecklicher Feind.
Sicher und fest durch Christus ging er, wie Christus, durchs Leben,
Was er selber gethan, lehrte er Andere thun;
Aber der Sinn der Schlechten, die stets das Edele hassen,
Klagte auch wider ihn: „Schuldig des Todes ist er."
Von den Haufen, die wild von Außen die Mauern bestürmten,
Ward er gesucht und gefaßt; harte Bedrängniß sein Loos.

Ja wohl harte; er wollte bei seiner Entschiedenheit nicht, wie die Andern, meineidig und seinem König untreu werden; darum ward er von dem

politisch aufgeregten oder vielmehr aufgewiegelten Volke so gemißhandelt, daß er bald darauf den Geist aufgab. Es geschah das nach 35jähriger Amtsführung im Jahre 1019, also kurz darauf, als Rudolph III., von seinen wohl Gehorsam versprechenden, aber ihn nicht leistenden Großen getäuscht, die Schenkung seines Reiches an den deutschen König Heinrich II. zu Mainz 1018 erneuert hatte oder besser erneuern mußte. Diese Erneuerung rief tumultuarische Bewegungen in dem Volke hervor; der Kaiser mußte mit einem Heere nach Burgund eilen. Der politische Fanatismus entzündete sich gegen die, welche für die Uebergabe der Krone an Heinrich II. gestimmt und sich bei ihr betheiligt hatten. Unter diese gehörte aber unser Bischof. Sein Märtyrerthum verlieh ihm aber doppelten Glanz. Schon früh spricht sich die Bewunderung für den großen heiligen Mann aus, der dann auch im 15. Jahrhundert in die Heiligenliste eingeschrieben und einer der hochgefeiertsten Bischöfe der Diöcese geworden ist.

Heinrich war Fürstbischof geworden; auf einem solchen Bischofssitze konnten sich wohl auch Fürsten niederlassen. Ein solcher war sein Nachfolger, Hugo, einziger Sohn Rudolphs III. Sein königlicher Vater hatte Bettler zu beneiden; solches Königthum hatte keinen großen Reiz. Immerhin liegt aber in seiner resignirenden Hingabe etwas Charakteristisches; es war ein Mann, den ein innerer Beruf auf seinen

Posten führte. Als solcher hat er sich denn nun auch bewährt; für Werke der Frömmigkeit, des Friedens und der Liebe erglühte sein Inneres.

Das größte Werk während seiner Amtsführung ist aber ohne Zweifel die Begründung des Gottesfriedens, ein wahrhaft seiner würdiges, ein königliches Werk, ein Werk von welthistorischer Bedeutung, die größte Schöpfung des neu erwachten und entzündeten christlichen Liebes- und Friedensgeistes. Es war dasselbe in Burgund bei der um sich greifenden Gewaltthätigkeit und Rohheit, die selbst die geweihten Diener des Herrn anzutasten wagten, eine Nothwendigkeit geworden. Er ward nun die Seele der Unternehmung; er war es, der die Versammlung der Erzbischöfe und Bischöfe auf dem Montrion bei Lausanne betrieb und die eingerissene Unsitte des Faustrechts durch die einer dreifachen Mahnung folgende Excommunication zurückdrängte, das heißt, in der Adventszeit und Weihnachts-, der großen Fasten- und Osterzeit und in der übrigen Zeit von Mittwoch Abend bis Montag früh, also den Donnerstag als Tag der Himmelfahrt, den Freitag als Leidenstag, den siebenten Tag als Tag der Ruhe im Grabe und den Sonntag als den Auferstehungstag, alle Gewaltthat und persönliche Rache verpönte und so wenigstens in dieser Zeit, der weitgrößten des Jahres, wieder ein ruhiges Leben ermöglichte. Es war das ein großer Gewinn. Mit Recht lief das Volk

herbei, grüne Zweige in den Händen schwingend; mit Recht jubelte es im Bewußtsein der hohen Bedeutung der Sache laut auf: „Friede, Friede, Dank, o Herr!“ Der Geist, in welchem der Beschluß gefaßt wurde, die ernste Mahnung an die Bischöfe, bei der schwierigen Ausführung des Beschlusses nur Gott und das Volkswohl in's Auge zu fassen, alle Begehrlichkeiten und leidenschaftliche Regungen, alle Sympathieen und Antipathieen fallen zu lassen und treu mit vereinter Kraft zu wirken, legt das schönste Zeugniß für den christlich geweihten, ebendeßhalb festen Charakter unseres Kirchenfürsten ab, der einen humanern und christlicheren Geist in die Gesetzgebung und das Zeitleben überhaupt zu bringen wußte, der aber auch wie ein Vater für die ihm anvertraute Gemeinde sorgte. Mit Recht sagt deshalb seine Grabschrift:

Redlichkeit pflanzte er weithin in der Väter Gebiete,
Schützend der Guten Beginn, hemmend die frevelnde That,
Und den Frieden des Herrn, durch festes Bündniß geheiligt,
Hat er begründet zuerst, sorglich mit treuem Gemüth,
Liebte ein Weiser die Weisen, die kluge Räthe ersinnen,
Liebte mit Innigkeit sie, so wie ein Vater den Sohn,
War der Armen Versorger, der Wittwen helfender Gatte,
Vater der Waisen, die ach! seiner noch lange bedurft.
Allen strahlte er vor, in geweiheter Sitte ein Muster;
Jeder flehe zu Dir, Christus, um Gnade für ihn.

Neunte Vorlesung.

Das Kloster St. Moritz.

Wir wenden uns endlich nach dem Kanton Wallis, um unsern Rundlauf zu beenden, und zwar zunächst zu der kirchlichen Stiftung, die wir schon als die Wiege des hier aufblühenden christlichen Lebens und eines großartigen Nationalcultus kennen gelernt haben, zu dem Kloster St. Moritz. Es wurde, wie wir sahen, frühzeitig ein durch Wunder aller Art verherrlichter Wallfahrtsort. Bald sollte es aber auch einen hochberühmten Abt gewinnen, den heil. Severin. Es wurde nach einer Ueberschwemmung der Rhone unter dem Bischof Protasius der Körper des heil. Innocentius entdeckt und unter großem Gepränge in der dortigen Märtyrerkapelle beigesetzt. Dieser Thebäer soll zur Seite des heil. Mauritius gefallen sein und genoß schon deshalb ein besondres Ansehn. Die wunderbare Offenlegung seines Körpers durch die Wellen der sonst wenig frommen

Rhone, die den Boden umher lockerten und die bloßgelegten Gebeine sanft bespülten, aber nicht fortschwemmten, seine feierliche Beisetzung in Gegenwart der Nachbarbischöfe umgaben ihn weiter mit einem besondern Nimbus. Dieser Nimbus strahlte aber einen solchen auf das Kloster zurück. Protasius war bei dem sich grade jetzt mehrenden Menschenandrange nicht länger im Stande, neben seinen übrigen Berufsgeschäften auch den Cultus zu Agaunum und das Kloster daselbst zu überwachen. So wurde der schon in früher Jugend hierher gezogene, allgemein beliebte und wegen seiner innigen Frömmigkeit und seiner ernsten Sittenstrenge gegen sich hochgeachtete Severin zum ersten Abte des Klosters erhoben. Er war aus einer vornehmen Familie Burgunds, hatte aber die Welt mit ihrem Glanz und ihren Herrlichkeiten verlassen, um sich in dem stillen, abgelegenen Kloster einzupilgern. Er übertraf hier bald den Glanz und das hohe Ansehn seines Geschlechtes mit der Tapferkeit und Herrlichkeit seiner Tugenden.

Um diese Zeit erkrankte der große Chlodwig zu Paris im fünfundzwanzigsten Jahre seiner Regierung, im zehnten nach seiner Bekehrung, sehr schwer am kalten Fieber. Weder die Priester des Herrn, noch die Aerzte kannten ein Heilmittel für ihn; man hielt ihn für verloren. Es war nun damals ein

Mann, Namens Tranquillinus, im Hause des Königs, ein sehr einsichtsvoller und hochgeachteter Arzt; der spricht zu dem schwer Leidenden und sehr Bekümmerten: „Mein Herr und König, da Niemand mehr eine heilsame Arznei für dich kennt, so rathe ich dir, entweder selbst nach dem Kloster Agaunum zu reisen, wo der hochverehrte Märtyrer Moritz mit den Seinigen ruht, oder einen Gesandten dahin zu senden. Dorthin ziehen viele Kranke; der dortige Abt Severin weiß ihnen mit seinem kräftigen Gebete zu helfen." Der König befolgt den wohlgemeinten Rath und sendet sofort einen Gesandten ab. Dieser richtet an Severin das bittende Wort: „Mein Herr und König, der große Chlodwig, läßt dich freundlichst grüßen und ersuchen, zu ihm zu kommen, um ihm die verlorne Gesundheit und Kraft wieder zu verleihen." Severin hört mit Freude die vertrauungsvolle Bitte, läßt alle Brüder des Klosters herbeikommen, macht sie mit derselben bekannt und richtet dann die Worte an sie: „Ich sage Euch, Brüder, ihr werdet mich von nun an nicht mehr sehen bis zum Tage des Gerichts. So ist es mir vom Herrn des Nachts in einer Vision durch seinen Engel verkündet worden; ich werde meine Ruhestätte im fernen Lande, im Schloß Nanton (Landon) finden. So nehmet meinen Abschiedsgruß für immer." Trauernd und weinend hörten es die Brüder. Sie beschwören den Geliebten, sie nicht bei Lebzeiten zu

verlassen; er antwortete aber: „Gott befiehlt und thut, was er will.“

Bald darauf ließ er Alles zur Reise rüsten und begab sich zuvörderst nach Nivernia. Er ging hier in die Hauptkirche, um sein Gebet zu verrichten und fragte dann die Kirchendiener: „Wo ist Euer Bischof?“ „Unser Bischof Euladius,“ antworteten sie, „ist schon ein ganzes Jahr krank, taub und stumm; er kann nicht mehr die Messe lesen und den Segen über das Volk sprechen; er geht seiner Auflösung entgegen. Da jammerte ihn des Kranken. „Erlaubt mir,“ sagte er zu den Dienern, „in sein Gemach zu gehen.“ Diese aber sagten: „Komm.“ Als der Heilige nun an's Bett trat und den Kranken so elend in demselben liegen sah, rief er die göttliche Hülfe für ihn an, verrichtete mit aller Inbrunst sein Gebet und sprach dann zu ihm: „Rede mit mir, Priester des Herrn, ich bitte dich darum.“ Da sprach und antwortete Euladius: „Befiehl mir, was ich weiter thun soll, du Mann Gottes, gesandt vom Herrn zu meinem Heil.“ Da reichte ihm Severin die Hand, richtete ihn auf und sprach: „Ziehe dein Gewand und deine Schuhe an; noch heute sollst du wieder auf dem Altar des Herrn opfern, noch heute wieder das Volk segnen!“ Euladius stand auf, lobte und pries Gott wegen der großen Gutthaten, die er ihm auf die Fürbitte Severins hin

erwiesen, und that, wie er es befohlen, zur Freude und Verwunderung des Volkes.

Den Tag darauf zog der Heilige weiter, nach Paris. Schon am Thore zeigte sich auch hier, daß er mit dem Herrn einzog. Es befand sich dort ein Aussätziger, der ihn um ein Almosen ansprach. Der Heilige befahl ihm, mit ihm zu kommen. Er kam. Severin küßte ihn, bestrich mit Speichel seine kranken Glieder — und er ward geheilt. Darauf ging er in die Kirche, um sich den weitern Beistand Gottes zu erbitten, und betrat jetzt neu gestärkt den königlichen Palast. Er warf sich hier vor dem Bette des Königs zum Gebet auf die Kniee nieder, verrichtete es mit aller Andacht und legte dann sein Gewand auf denselben. So wie die Kleidung den Kranken berührte, schwand auch das Fieber, als wenn sie mit Heilkräften geschwängert gewesen; der König stand frisch und gesund auf, dankte Gott, seinem Heiland, warf sich zu den Füßen des Heiligen und sprach: „Lieber Abt, nimm Geld, so viel du willst, aus meinem Schatze und gib es den Armen; alle gefangenen Verbrecher werde ich in der Freude und Dankbarkeit meines Herzens frei lassen.“ Severin that gern so, wie es ihm befohlen worden; er blieb noch einige Zeit bei ihm und heilte in seinem barmherzigen Sinne die Kranken und Gebrechlichen der Stadt.

Wie er aber daran gedachte, daß die Zeit seiner Auflösung bevorstehe, begab er sich, gehorsam dem Befehle des Herrn, nach Nanton in der Diöcese Sens. In dem Bethause daselbst fand er zwei Priester, die Gott mit wahrer Andacht dienten, Paschasius und Ursicinus. Diese begrüßte und redete er mit den Worten an: „Ihr sollt nach des Herrn Willen hier meinen müden Leib zur Ruhe bestatten. Ich empfehle euch meinen geliebten Bruder Faustus, der mich, den Leidenden, dreißig Jahre lang mit aufopfernder Liebe gepflegt hat; ich empfehle euch auch meinen Mönch Vitalis." Es war das sein Testament; drei Tage darauf starb er und wurde mit allen Ehrenbezeugungen von den genannten Priestern begraben. Der König Childebert ließ in kindlicher Liebe und treuer Dankbarkeit gegen den Wohlthäter seines Vaters eine Kirche über seinem Grabe bauen, die er mit königlicher Freigebigkeit begabte, und beauftragte auch den genannten Faustus, sein Leben niederzuschreiben.

Das Leben Severins, aus dem wir diese Notizen entlehnt haben, ist in einer doppelten Recension, in einer verfälschten, aber auch in einer unverfälschten vorhanden. Wie der Verfälscher ausdrücklich sagt, ließ sie zu Anfange des 9. Jahrhunderts Magnus oder Magnon, Erzbischof von Sens, der als solcher an diesem Heiligen besondres Interesse nehmen mußte, überarbeiten. Er stieß sich an manche fehlerhafte Ausdrücke. Der Ueberarbeiter entfernte aber

nicht nur das Fehlerhafte, sondern brachte den ganzen alten Text, wie er dieß in naiver Weise gesteht, nach Maaßgabe seiner Befähigung in eine neue Gestalt. Gerade diese Ueberarbeitung im 9. Jahrhundert spricht aber für die Aechtheit der Originalakten, welche wir auch noch besitzen. In diesen tritt nun auch ein viel geschichtlicheres Colorit hervor, als in den verfälschten; jedoch ist zur richtigen Würdigung auch der erstern wohl zu beachten, daß Faustus seinen hochverehrten Abt auf seiner Reise wohl nicht begleitete und im Geiste seiner Zeit gern dasjenige in seine Biographie aufnahm, was ihm die ausschmückende Tradition seiner wundersüchtigen Zeit zuführte. Vor Allem wurde natürlich die Fieberkrankheit des Königs als eine eben so schwere, als langwierige (2 Jahre) zur größern Verherrlichung des Heiligen geschildert. Nach andern Notizen kann jedoch Chlodwig damals nicht so lange in seiner Thatkräftigkeit gehemmt worden sein; um jene Zeit gerade war er in großer Thätigkeit. Leidend aber war er wirklich nach guten alten Notizen; Severin wird einstimmig als der Wunderdoctor bezeichnet, der ihn heilte. Der wesentliche Kern der Biographie ist so hinreichend beglaubigt.

Severin, nach dem Mitgetheilten sicher ein Mann Gottes, dem überall ein unbedingtes Vertrauen entgegenkam, hatte bei seinem Abscheiden seinen Mönchen den von ihm innigst geliebten Faustus zum Abte empfohlen; er ward nun auch auf diese Empfehlung hin sein Nachfolger (507), und zwar ein so treuer, daß er in jeder Beziehung seinen Platz ausgefüllt haben soll. Auch der genannte Mönch

Vitalis war ein hochwürdiger Bruder und bildete mit Severin und Faustus ein schönes Triumvirat. Ihn soll in körperlicher Hinsicht eine englische Schönheit und dann auch eine so hohe Frömmigkeit und tiefe Andacht ausgezeichnet haben, daß er mitunter gar nicht mehr zu athmen und schon hienieden in höhere Regionen entrückt zu sein schien. Eben deshalb bekehrte er mit einer unbeschreibbaren herzengewinnenden Beredtsamkeit Viele zum Christenthum in dem oben genannten Kanton. Er, der Lebensspender, soll selbst eine vornehme Jungfrau in's Leben zurückgerufen haben, die dann auch dasselbe ganz Gott weihte. Er überlebte übrigens, wie Severin, auch Faustus und bereitete ihnen beiden ihre Ruhestätten.

Außer diesem leuchtenden Drillingsgestirn sehen wir noch ein zweites über der Wiege des Klosters sich erheben. Der burgundische König Sigmund wurde, wie schon gesagt worden, der zweite Begründer desselben; er erweiterte es in großartiger Weise und gab demselben eine seine Bedeutung steigernde besondere Beziehung auf den Cultus der hochverehrten Märtyrer. Er berief zu diesem Behufe eine Versammlung der Großen seines Reiches (516). Ein Engel selbst soll demselben, als er müde und matt im Kloster ankam und sich einen Wink darüber erbat, wie er dem Hochheiligen seine Verehrung erweisen könne, Nachts die Errichtung eines Sängerchores geboten

haben, der Gott eben so lobe, wie die Chöre der himmlischen Heerschaaren. Wirklich konnte damals kaum eine geeignetere Verehrung für diese hochgeachteten Märtyrer aufgefunden werden. Die Versammlung beschloß die Einrichtung des ununterbrochenen Psalmengesanges! und setzte den aus dem Kloster Grigni zur Ausführung des Beschlossenen herbeigerufenen Hymnemondus zum Abte der neuen großartigen Stiftung ein. Es war das eine gute Wahl. Die ganze Umgebung seines Klosters kam in Bewegung, als man von der Wegberufung des Vielgeliebten hörte. Leider wirkte er nur sieben Monate. Es wußten ihn aber die folgenden zwei wackern Aebte zu ersetzen. Es war dieß der unternehmende Ambrosius, der den bewundernswürdigen Bau noch erweiterte und das nur an die eine Seite des Felsens angelehnte Kloster auch an die andre anbauen ließ (523—524), und der liebreiche Achivus, den man wegen seiner weithin bewunderten Frömmigkeit den Vater der Zukunft nannte, dessen Gesicht beim Gebet erglänzte, wie das Sonnenlicht, und der alle dunkeln Stellen der Schrift zu enträthseln wußte, im demüthigen Sinn aber gern Alles, was er wußte, wie eine Gottesgabe, Andern mittheilte. So hatte das Kloster nach außen und innen zu eine gute Basis gewonnen; es waren das Alles nicht bloß fromme, sondern auch wissenschaftlich gebildete Männer, welche dem Kloster die

Befähigung zur Lösung einer höheren Aufgabe ertheilten, Männer, welche die Phantasie bei wahrhaft hohen Verdiensten wohlberechtigt mit dem höchsten Strahlen- und Wunderglanze umgeben hat. Wir könnten noch mehrere nennen, z. B. den ihnen gleich folgenden Tranquillus, der, als die Burgunder und Franken über das Kloster herfielen, um die vermeintlich in ihm verborgenen Schätze des unglücklichen Sigmund zu finden, die auflodernde Flamme durch sein Gebet beschwichtigt und einen Monat darauf sein Leben geendet haben soll, nachdem ein hellstrahlendes Gestirn demselben schon angekündigt hatte, eben so wie einst ein solches das noch glänzender aufstrahlende in Bethlehem ankündigte, Paulus, dem die Engel eben so gedient haben sollen, wie er den Armen und Hilfsbedürftigen; wir begnügen uns aber, noch einen Einzigen genauer zu würdigen, der, ein Muster der Zeitfrömmigkeit, in Enthaltsamkeit und Entsagung den großen Asceten des Jura ebenbürtig zur Seite tritt. Es ist dieß der heil. Amatus, der, aus guter Familie in Grenoble, von seinem frommen Vater Heliodor Gott und dem Kloster geweiht, bei ausgezeichneten Anlagen zu einem besonders hervorstechenden Mitgliede der Klostergesellschaft heranwuchs. Dreißig Jahre blieb derselbe Mönch; die Klosterstrenge war ihm aber nicht streng genug. Er entwich heimlich aus dem Kloster und begab sich nicht weit ab zu einem abschüssigen Felsen,

um dort eine Einsiedelei zu errichten und eine doppelt strenge Ascese zu üben. Abt und Mönche suchten lange, ehe sie ihn finden konnten; erst am dritten Tage entdeckten sie seine Spur. Sie wollten ihn aus der traurigen Einöde wieder in's Kloster zurückführen; er beschwor sie aber, ihn an dem geeigneten Plätzchen seine Sünden bereuen und seinem Erlöser dienen zu lassen. Sie konnten ihn nicht in seinem Entschlusse wankend machen. Um ihn nicht dem Mangel Preis zu geben, verlangten sie wenigstens die Angabe dessen, was er zu seiner Nahrung begehre. „Brod und Wasser nach je drei Tagen, mehr bedarf ich nicht," war seine Antwort. Er ward so ein ganzer Ascet, der selbst oft am Nothwendigsten, an Brodt und Wasser, Mangel litt. Denn der ihm, wie allen Heiligen, aufsätzige Böse kam wohl auch, um ihm das vom Abt durch einen Mönch zugesandte Brodt zu stehlen und das Wasser auszugießen. Der Herr war aber mit ihm. Das für seine kleine Wohnung zu kurz geschnittene Holz gewann durch ihn die gehörige Länge; gewaltige Felsenstücke, welche der Böse herabschleuderte, um seine Hütte zu zerschlagen, vermochte er vermittelst des Kreuzeszeichens mitten in ihrem Schwunge festzubannen und am Felsen anhängig zu machen; eine Quelle sprudelte aus dem von ihm, wie einem zweiten Moses, geschlagenen Felsen; kurz er ward, wie ein angestaunter Ascet, so auch ein hochberühmter Wunderthäter.

Der Bischof des Landes besuchte ihn selbst zuweilen und bot ihm wohl auch etwas Geld an, das er aber zu Gunsten der Armen ausschlug. „Nackt,“ meinte er, „bin ich aus Mutterleibe gekommen; nackt will ich zur Mutter Erde zurückkehren.“ Trotz aller Weigerung ließ er ihm aber doch einmal eine kleine Geldsumme auf seinem Altare zurück. Amatus fand sie des andern Tages, sah aber gleich in dem Funde eine Arglist des ihn stets verfolgenden Bösen und warf sie ohne Weiteres mit den Worten: „der Herr ist mein Erbtheil, ich bedarf desselben nicht,“ von der Felsenhöhe in die Tiefe hinunter.

Der Biograph des Heiligen lebte schon eine Zeitlang nach ihm (fünfzig Jahre), hat deshalb das ganz Natürliche etwas in's Wunderbare ausgemalt; sicher war aber Amatus eine geistig hoch begabte, sittlich ernste und christlich geweihte Persönlichkeit. Als Eustasius 613 nach Italien zog, um im Auftrage des fränkischen Königs Chlotar Columban zurück zu berufen und hier nach dem frömmsten Mönche fragte, wies man ihn zu dem schon drei Jahre lang in der Wildniß verweilenden Einsiedler, den er mit aller Liebesgluth umfaßte und gewissermaaßen gewaltsam der Einöde und dem Kloster entführte, weil er ein solches Licht nicht unter dem Scheffel gestellt sehen wollte. Er wurde auch noch weiter eine wahre Leuchte in dem Kloster Habendi, das der

vornehme, alle seine Reichthümer den Armen gebende Romaricus auf seiner Villa gestiftet hatte.

Das Kloster St. Moritz war so auf eine gute Basis gestellt; es erhielt sich deshalb auch, wenn auch unter Kämpfen, in seinem alten Glanze bis auf die Zeit der Laienäbte oder dieser aus den Großen des Reiches genommenen Klostervorsteher, die als weltliche Herren auch ihre ganze weltliche Gesinnung mit in die Klöster brachten, die Gotteshäuser in Lust- und Gasthäuser und als Jagdliebhaber die Mönchszellen in Hundeställe umwandelten. Sie brachten auch das Kloster St. Moritz an den Rand des Verderbens; es hatte aber doch noch so viel Lebenskraft, um sich an demselben halten und als ein Chorherrenstift in eine spätere Zeit hinüber retten zu können. Es war nun freilich hiermit sein früherer Glanz, seine hohe Bedeutung, als der Mittelpunkt eines großartigen Nationalcultus, vorbei; der alte, ehrwürdige Stamm mit seiner stolzen Krone war und blieb zusammengesunken; er hatte aber schon eine Menge junger Reiser emporgetrieben, die weithin auf dem vaterländischen Boden wurzelten, der allmählig mit den vielen, dem St. Moritz und seinen Genossen geweihten Kirchen bedeckt wurde.

Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard.

Außer St. Moritz ist es in Wallis noch eine Stiftung, die, von einem ächt christlichen Geiste, dem Geiste der aufopfernden Bruderliebe geweiht, das höchste Interesse in Anspruch nimmt; es ist dieß das Hospiz auf dem großen St. Bernhard. Hier auf dem alten Jupitersberge, seiner Cultusstätte, dem vielbesuchten Passe von Wallis nach Aosta, war von jeher eine Zufluchts= und Ruhestätte gewesen. Der Pabst Hadrian I. (772—795) bat Karl den Großen dringlich, sie vor Zerstörung sicher zu stellen. Die Päpste hatten, von den Longobarden geängstigt, selbst zur Winterszeit die Alpen überschreiten müssen, um am fränkischen Hofe Hülfe zu suchen; sie hatten so die Todesschrecken der Alpen kennen gelernt. Späterhin wird unter Andern auf der Bischofsliste von Lausanne ein Almosner von St. Peter auf dem Jupitersberge genannt, und auch eines Hospizes auf demselben ausdrücklich gedacht. Leider drangen aber hier die Saracenen ein, ließen sich in den schwer zugänglichen Bergschluchten nieder und wandelten den Berg in eine wahre Räuber= und Mörderhöhle um. Hugo, König von Italien, hatte sich in seinem Kampfe mit Berengar nicht anders zu helfen gewußt, als daß er diese Räuber und Mörder in seine Dienste nahm und in ihrem Besitze bestätigte. In gerechter

Entrüstung ruft ein Zeitschriftsteller aus: „Daß dich der Donnerkeil Jupiters zerschmettere und auf ewig vernichte.“ Unter solchem Schutze wuchs aber ihre Frechheit und Kühnheit; sie fingen an sich häuslich einzurichten, die Thäler zu besetzen, die Frauen des Landes zu heirathen, kurz die Herren des Landes zu spielen. Unter dem neuburgundischen Könige Konrad († 993) ward nun zwar die Räuberrotte vernichtet, indem er die Saracenen gegen die Ungarn und diese gegen die Saracenen hetzte und beide Löwen über einander herfallen ließ; damit hörten aber doch nicht gleich die Plackereien des hier einen zu herrlichen Schlupfwinkel findenden Raubgesindels auf.

Eines fehlte aber immer noch, auch nach Entfernung der Wegelagerer und Ausplünderer, ein Hospiz, ein ächt christliches Liebesinstitut mit der treuesten Hülfeleistung für die ermatteten und vielbedrohten Wanderer. Ein würdiger Geistlicher sollte hier Hülfe schaffen. Es war dieß Bernhard von Menthon, geboren 923, Sohn Richards von Menthon, eines tapfern Ritters, und der Bernolina von Duin (Dovino), einer ächt religiös gesinnten Frau. Seinen Namen erhielt er von seinem Onkel Bernhard, der ihn aus der Taufe hob. Der Seelenzug des Knaben ging unter der Erziehung und Leitung der frommen Mutter von frühester Jugend an dem Religiösen zu; er soll der uns bekannten Familienchronik oder dem ausschmückenden Muttermunde gemäß schon im zweiten

und dritten Lebensjahre ihre Gebete Sylbe für Sylbe sich angeeignet, im vierten zu ihrer großen Verwunderung Messe gehalten, im fünften und sechsten wie ein Chorherr gesungen, den Kirchendienst versehen, und, nur ein rauhes Hemd tragend, frühzeitig einen ernsten, ascetischen Sinn an den Tag gelegt haben. In der Schule, wo er die erfreulichsten Fortschritte machte und zum Doctor und Professor reifte (wohl zu Aosta), gewann er ein ihn besonders ansprechendes Vorbild, den damals viel besprochenen Nikolaus von Myra, einen Mann gewaltiger Kraft, der in Lycien die noch vorhandenen Götzentempel zerstört und die Idole glorreich verscheucht hatte. Er erhob ihn zu seinem Patron.

So lenkte sich aber auch sein Blick von selbst auf die Bergeshöhen vor seinen Augen, auf den Jupitersberg, den großen St. Bernhard, und auf die Jupterssäule, den kleinen Bernhard, auch wohl Jupitersauge genannt, wegen des in der dortigen Statue desselben angebrachten, nämlich deßhalb angebrachten Karfunkels, weil man meinte, er sehe so schneller und im weitern Umkreise die Hülfsbedürftigen. Es lenkte sich sein Blick hierher, denn hier hatte fortdauernd das Heidenthum oder der Aberglaube ein Bollwerk gefunden; hier, wo alle Teufel los waren, sollte wirklich der Teufel in der alten Jupitersstatue und um sie her sein Spiel treiben und die armen Wanderer ängstigen und beunruhigen. Das Vorbild

seines Patrons gab ihm von selbst den Gedanken ein, auch hier das Götzenthum zu stürzen und noch den andern damit eng verbundenen, hier ein Heiligthum des christlichen Liebesgeistes, eine Wohnungsstätte aufopfernder christlicher Bruderliebe an der geeigneten Stelle zu begründen. So geschah es nun auch. Er wurde zwar nach beendigten Studien in den schönen Künsten, im Recht und in der Theologie ins Vaterhaus, auf das Schloß Menthon bei Annecy in Savoyen, zurück berufen und hier mitten in den Strudel des Lebens, die Lust und Freuden desselben hineingeführt. Es erwartete ihn gleich bei seinem Kommen eine glänzende Gesellschaft; die ganze Herrschaft der Baronie mit einer liebenswürdigen, eben so schönen als vornehmen Braut ward ihm entgegengebracht; er ließ sich aber nicht durch den Saus und Braus, Sang und Klang, ja selbst nicht durch die Reize der schönen Braut bestechen. Er zog sich, wie ermüdet, bald in seine Kammer zurück, um sich dort an seinen Gott zu wenden und Hülfe und Kraft zu erflehen. Im Schlafe erschien ihm jetzt zur rechten Stunde sein Patron auf höhern Befehl hin, befahl ihm, unverzüglich das Schloß mit seinen Lockungen zu verlassen und zu dem würdigen Archidiakonus von Aosta, Peter, zu ziehen, um der Erfüllung seines innigsten Wunsches näher zu rücken. Bernhard gehorcht; während Alles im tiefsten Schlafe liegt, verläßt er das Schloß und eilt mit schnellen Schritten

über Stock und Stein Aosta zu. Er findet hier den freundlichsten Empfang, tritt in das geistliche Amt ein, wird, als Petrus bald darauf stirbt, einstimmig als der Würdigste von Volk und Clerus an seine Stelle berufen und nimmt auch auf die mündliche Mahnung seines Patrons oder den lebendigen Gedanken hin, daß auch dieser als Archidiakonus seine Siege über die Dämonen errungen habe, die schwere Würde, hier die nächste nach der des Bischofs, auf sich (966). Jetzt denkt er auch ernstlicher daran, nachdem er bisher nur gegen den Götzendienst gepredigt hatte, die Hand an das eigentliche Werk zu legen.

Dieser Gedanke des heil. Bernhard wird sofort Lebensthat. Der heil. Nikolaus tritt selbst zu ihm als Prediger oder in Pilgrimsgestalt. „Laß uns," ruft er ihm zu, „die Bergeshöhe ersteigen, die Dämonen verscheuchen, die von ihnen umschwärmte Jupitersstatue und Karfunkelsäule in Stücke zerschmettern und dort ein Hospiz mit Chorherrenstift zum Segen und Heil der Menschheit errichten. Du sollst der Eilfte im Haufen sein (den man nämlich den Dämonen für verfallen hielt); der Dämon soll dir aber nicht schaden. Mit Ketten wirst du die Statue niederreißen und die bösen Geister für immer in die benachbarten Bergschlünde bannen." Gesagt, gethan. Das erste Werk, das Werk der Zerstörung und Bannung, war auch baldigst ohne irgend ein Hin-

derniß vollbracht, der böse Geist in die unbewohnbaren Abgründe des Montmaillet für immer verbannt; nicht so das zweite, der mit großen Kosten und mühevoller Arbeit verbundene Aufbau der zwei Hospize und der Gewinn einer von aufopfernder christlicher Liebe durchdrungenen Brüderschaft, die sich der Riesenaufgabe unterzog. Er begann in begeisternden Predigten für denselben zu wirken, und sein Wort verhallte nicht; er gewann namentlich seine ganze Familie für das Werk. Es wurden die beiden Klöster erbaut und dem heil. Nikolaus von Myra geweiht, und auch in den benachbarten Chorherrenstiften Männer gefunden, die hier täglich und stündlich ihr Leben für das Liebeswerk einsetzten. Unser Hospiz liegt ungefähr 6000 Fuß über dem Meeresspiegel, etwas von der Stelle entfernt, wo der alte Jupiterstempel stand, in einem Bergkessel oder Thalgrunde, der 9 Monate lang mit einer tiefen Schneedecke und, wenn sie endlich schmilzt, mit einer spärlichen Moosdecke bedeckt ist. Nur im höchsten Sommer blühen an dem kleinen, alle Nächte gefrierenden und selten ganz aufthauenden Alpensee ein paar Veilchen. Es war wahrlich keine kleine Aufgabe, mitten in den Felsentrümmern, in der Nähe der Schneeregion, wo es das Jahr hindurch kaum 10 ganz helle Tage gibt, und die stärkste Natur bald der Rauhheit des Klimas erliegt, zu verweilen und noch dazu bei dem fürchterlichsten Wetter, unter fortdauernder Lebens-

gefahr, die Rettungsfahrten nach den verunglückten und erstarrten Wanderern zu unternehmen. Doch, das Werk gelang dem alle seine Habe für dasselbe opfernden und mit seiner Liebesgluth auch Andere entzündenden Bernhard; es gelang ihm, wie sein Leben sagt, die Finsterniß in Licht, die Beschwerden in Ruhe, das Gebrüll (nämlich der gewaltigen Orkane) in Gesang, das Sausen und Brausen in Melodie, die Trauer in Freude, die Kälte in Wärme, die Dämone in Engel, die Hölle ins Paradies umzuwandeln. Sein Vater Richard selbst besuchte das eine, wie das andere Hospiz; auch der Onkel suchte ihn auf; beide freuten sich des Werkes und unterstützten es durch reiche Legate. So gedieh es. Als Leo IX. 1049 den großen Bernhard überstieg, fand er hier nach ausdrücklicher Angabe die begründete Chorherrengemeinschaft vor; auf dem großen Laterankoncil 1215 wurde ihnen die Augustinerregel vorgeschrieben.

Sonst ist uns nicht viel über die Persönlichkeit dieses Bernhard bekannt. Nach der alten Biographie behielt er sein Archidiakonat bei und erfüllte fortwährend in treuester Weise seine Amtspflichten; vorzüglich aber sorgte er in der ihm eigenen aufopfernden Liebe, selbst einfach in Kleidung und Nahrung, auch hier in reichster Weise für die Armen. Es ist dieß nun auch das Natürlichste. Das Werk auf der Höhe war die Frucht seiner christlichen Berufstreue

und Liebesthat; von dieser konnte er sich somit mit der Begründung desselben nicht für dispensirt halten. Erst spätere Biographen lassen ihn nicht ruhig in seinem Amte fortwirken; er muß selbst mit in das von ihm neubegründete Hospiz einziehen und mit den zehn genannten Pilgrimen, den Zeugen seiner ersten Wunderthat, als Mitgehülfen arbeiten. Sie lassen ihn dann eine lange Zahl von Jahren daselbst verweilen, 19 oder auch 30 Jahre, und selbst ohne Vorwissen seiner Eltern und Verwandten sich in der Einsamkeit vergraben. Er beschloß sein wahrhaft christliches Liebesleben den 28. Mai 1008 in seinem 85. Lebensjahre; sein schönes Werk hat aber durch die Jahrhunderte glorreich fortbestanden, fortbestanden mit der aufopferndsten christlichen Bruderliebe, die hier ihre schönsten Kronen und Kränze errungen hat, ein Werk, auf das wir mit Begeisterung hinblickend ausrufen können:

„Das ist ein wahres Gotteshaus;
Da geht die Liebe ein und aus!"

Das Bisthum Wallis.

Wir werfen endlich noch einen Blick auf das Bisthum Wallis. Wie hätte es bei seinen schönen und bedeutungsvollen Stiftungen, wie als die Heimath-

stätte eines großartigen Nationalcultus nicht selbst bedeutungsvoll, wie nicht auch der Gegenstand der verherrlichenden Sage werden sollen? Es sind vor Allem drei Theodore oder Theodule, die in der Geschichte des Landes eine bedeutende Rolle spielen.

Es ist dieß Theodorus der erste, der erste Bischof der im Wallis entstandenen Kirche, der Bischof, der auch den Grund zu ihrem hervorstechenden Glanze legte. Es wies nämlich im Geiste der Zeit auf den unschätzbaren Schatz derselben, die Gebeine der thebäischen Märtyrer, hin. In höherer Offenbarung soll er dieselben endeckt und ihnen zu Ehren eine Kirche errichtet haben. Nach ausdrücklicher Angabe wurde sie an den Felsen angebaut, in dessen unmittelbarer Nähe noch jetzt die Kirche von St. Moritz sich befindet. Ein Wunder verherrlichte den Bau. Ein noch heidnischer, am Sonntag fortarbeitender Zimmermann, sah im Lichtglanze und fühlte die heilige Schaar, die ihn tüchtig durchpeitschte und so in Schrecken und Angst setzte, daß er sich sofort bekehrte. Theodorus wird übrigens die Pilger, die sich in der Umgebung der Kirche niederließen, zur Uebernahme und Pflege eines entsprechenden Cultus angeregt und so auch den Anstoß zur Begründung eines gewissen Klostervereins gegeben haben. Theodor I. errichtete aber nicht bloß eine Kirche zu Ehren der thebäischen Märtyrer; er trug auch in seiner Begeisterung für sie zu ihrem Cultus außerhalb des

geheiligten Bodens das Seinige bei. Er sandte dem heil. Victricius von Rouen und Martin von Tours Reliquien zu; er war es auch, der seinem Nachbarbischofe, Isaak von Genf, die nöthigen Mittheilungen in Betreff seines hochwichtigen Fundes machte und diesem so den Stoff in die Hände gab, den dann Eucherius in seiner oben benutzten Legende verarbeitete. Theodor I. wird so mit Recht als der eigentliche Apostel des Landes bezeichnet. Er war der erste geweihte Bischof und der eigentliche Begründer der Walliser Kirche und des Cultus, der diese Kirche zum höchsten Glanze erhob, † 391.

Theodorus II. wird in der Dotationsurkunde des Klosters St. Moritz durch König Sigismund genannt. Es handelte sich damals um einen neuen Klosterbau und eine angemessene Ausstattung der erweiterten frommen Stiftung. Theodor II., der als Landesbischof mit zuerst auf der deßhalb abgehaltenen Versammlung das Wort ergriff, wirkte so vorzüglich mit zur Begründung eines großartigeren Baues, einer reichlicheren Ausstattung des Klosters und würdigeren Einrichtung des Thebäercultus und nimmt so mit voller Berechtigung einen Ehrenplatz in den Geschichtstabellen ein. † 516.

Theodorus III. (besonders gern Theodulus genannt) ist der letzte alte Walliser Bischof dieses Namens, der am meisten verehrte, aber auch am meisten bezweifelte. Er soll zur Zeit Karls des Großen

geliebt und mit diesem den innigsten Lebensbund geschlossen haben; ihm sollte deßhalb auch die weltliche Oberherrlichkeit über das ganze Land zugesprochen worden sein. Natürlich mußte aber ein Mann, dem solche Gabe durch den größten Mann der Zeit zu Theil geworden sein sollte, besonders hoch gestellt und möglichst verherrlicht werden. Es gestaltete sich somit um seine Persönlichkeit ein ganzer Sagenkreis, der ihn über Kaiser und Pabst stellt und als den ersten Wohlthäter des Landes bezeichnet. Er lautet so:

Theodulus, aus der edlen Familie Gramont in Burgund, lebte zu Sitten so geachtet und geehrt, daß ihn Karl zu einer allgemeinen Versammlung einladen ließ, welche ihm die verscherzte Seelenruhe wiedergeben sollte. Mit Thränen in den Augen bat er daselbst die Bischöfe um Gebete und Opfer für sein Seelenwohl. Die Bischöfe versprachen ihm auch 10, 20, ja 30 Messen abzuhalten; der heil. Theodor nur eine zum Erstaunen des Kaisers und der Bischöfe. Man ging auseinander. Theodul betete mit aller Inbrunst Tag und Nacht für den Kaiser und verrichtete auch das Meßopfer. Beides war so kräftig, daß Gott einen Engel herabsandte, der Theodul mit dem Verbrechen zugleich die himmlische Vergebung desselben bekannt machte. Der Kaiser konnte bei solcher Beglaubigung die Sache nicht bezweifeln; der Hocherfreute war zu jeder Dankesgabe bereit. Theodul bat ihn nun um die Präfektur des Landes, weil es

einestheils für die Priester drückend sei, durch weltlichen Zwang beunruhigt zu werden, anderntheils es mitunter eine Sache der Nothwendigkeit werde, das noch rohe Volk mit weltlicher Gewalt in den Schranken zu halten. Karl schenkte ihm das Verlangte zugleich mit einem zweischneidigen Schwerdte, dem rechten Symbol für die Sache.

Zu diesem Wunderstückchen gesellte sich später noch ein anderes, viel wunderbarlicheres. Theodul, der das schwere, schon geübte Verbrechen des weltlichen Oberhauptes zu sühnen vermochte, sollte auch gewürdigt werden, ein gleich schweres zu hindern, welches das geistige Oberhaupt zu begehen im Begriff stand. Ein Engel offenbarte ihm nämlich auch jetzt, daß der Pabst einen Abend in unziemlicher Gesellschaft zubringen werde. Als er darüber nachdachte, wie er dem Aergerniß wehren könne, nahte sich auch ihm der Teufel in Frauengestalt. Nicht lange sich bedenkend, faßt er ihn beim Kragen, springt ihm auf die Schultern und läßt ihn nicht los, bis er sich bequemt, ihm als Roß nach Rom zu dienen. Dort angelangt, legt er denselben an eine Kette, begiebt sich zu dem Pabst und spricht ihm ins Gewissen, der auch seinen Fehler eingesteht und dem Warner zur rechten Stunde eine gesegnete Glocke schenkt. Theodul löst jetzt freudig sein Roß, befestigt die Glocke an seinem Hals und kommt im neuen Ritte wieder glücklich in Sitten mit der Siegestrophäe an. Die

in Stücke vielfach getheilte und eingeschmolzene Glocke wurde das beste Amulett gegen schädliches Wetter, gegen allen Zauber- und Teufelsspuk; sie war, wie das Schwert das Symbol der weltlichen Gewalt über die Bösen, das Symbol der geistlichen über den Bösen. Der ganzen Legende tieferer Sinn ist aber der: Theodul war das bevorzugte Werkzeug in der Hand Gottes zur Erreichung der höchsten Zwecke; ihm dienten zu diesem Behufe selbst die himmlischen Mächte, die guten wie die bösen.

Die Legende enthält endlich noch ein Wunder, das Wunder der Weinverwandlung oder Weinvermehrung, das in dem mit Weinbau viel beschäftigten Lande ganz den rechten Boden hat. Theodul ließ sich nämlich bei einer fehlgeschlagenen Weinerndte, als seine Schäfchen eine Theurung, Hunger und Durst besorgten, einige Trauben kommen, segnete sie mit dem Kreuzeszeichen ein und drückte etwas von ihnen in alle leeren, dazu vorbereiteten und herbeigeschafften Fässer aus. Aus der ausgedrückten Traube floß jetzt ein unerschöpflicher Segensstrom, so daß die bis oben gefüllten durch den gährenden Most gesprengt zu werden drohten. Dieß Wunder hat Jung und Alt nicht vergessen; es macht ganz besonders Theodul zu dem hochgeehrten Patron und Wohlthäter des Landes, dessen Fest man unter dem höchsten Jubel und thatsächlichem Danke gegen den Spender solcher herzerfreuenden Gabe den 16. August feiert.

Dieß die Sage. Sie bekam im Verlaufe der Zeit eine große historische Wichtigkeit. Wie die römischen Bischöfe auf die großartige Schenkung Constantins des Großen, stützten sich die Walliser auf die Karolingische. Wer hätte eine solche anzutasten gewagt? Sie thaten es gegen das sich allmählig hebende Haus Savoyen, das sich des untern Wallis bemächtigt hatte und auch das obere gern zu Handen genommen hätte, und gegen das freiheitslüsterne Volk, das bei der Wahl seiner Obrigkeit und der Ordnung seines Haushaltes auch mit ein Wort reden wollte. Je näher der Reformation zu, desto größer die Opposition desselben und seiner Führer, vorzüglich des sogenannten „gewaltigen" Wallisers, Georg von der Flüh, dem es glückte, selbst den größten Bischof des Landes, den berühmten Kardinal Schinner, der bald den päbstlichen Stuhl eingenommen hätte, aus demselben zu vertreiben. Auf die Zeit der diese Opposition mehrenden Reformation war es zuerst der fleißige, verdienstvolle Chronist Stumpf (1546), der in seinem nüchternen Sinne die Karolingische Vergabung, ja überhaupt die Angabe bezweifelte, daß je ein solcher Theodulus gelebt habe und nur zugab, „daß Kaiser Karl das Bisthum mit etwas mehr Herrlichkeit befreiet und begabet und solche Begabung dem heil. Theodor, der vor vielen Jahren todt, aber doch im Lande Wallis kanonisirt worden (er meinte den ersten), gemacht habe." Der kirchlich befangene Chorherr Briguet, der ein „heiliges Wallis" geschrieben, war hierdurch wenig erbaut und kam auf die angeblich auf vielen hunderten von Zeugnissen und unwiderlegbaren Gründen beruhende Annahme zurück, daß Theodulus III., Zeitgenosse Karls des Großen, wahrhaft existirt, und die Karo-

lingische Schenkung Wahrheit habe." „Fern sei es von uns," ruft er aus, „daß wir in diesem Punkte faseln sollten, wir, denen viele Urkunden zur Einsicht offen stehen, in denen wir, wie im hellsten Sonnenscheine, die sehr alte Legende Karls und Theodors anschauen können." So ganz unwiderlegbar waren aber diese Gründe doch nicht; umsichtige Forscher, wie Peter von Rivaz, machten dagegen geltend, daß diese Annahme nicht auf Zeugnissen gleichzeitiger Schriftsteller, sondern einzig auf Legenden unsichern Ursprungs beruhe, und die Kaiser fortdauernd über diese Präfektur verfügt hätten, als wenn ihnen noch das volle Dispositionsrecht darüber zugestanden.

Die Sage nennt als ihren Verfasser einen gewissen Ruodpert. Es käme nun vor Allem darauf an, etwas Näheres über ihn zu erfahren, um seine Glaubwürdigkeit zu messen. Er ist aber ein Proteus, den man nicht fassen kann. Er heißt nur einfachhin „ein fremder Mönch von fast göttlicher Frömmigkeit." Hiernach muß man ihn also außerhalb des Landes oder Kantons suchen. So behauptete man denn wohl auch, Ruodpert sei ein Mönch von St. Gallen gewesen, späterhin Bischof von Metz geworden und den 2. Januar 916 gestorben. Das war aber nicht ein gewisser unbekannter Mönch, sondern ein bekannter, hochangesehener Bischof. Man ist deshalb bei der gänzlichen Willkührlichkeit der Annahme in der Zeit etwas weiter heraufgestiegen, bis ins 12. Jahrhundert, das Jahrhundert der eigentlichen Legendenfabrik, wo in der That ein Abt und Mönch dieses Namens dergleichen fromme Lügenprodukte in die Welt sandten. Andere, z. B. Murer in seiner Helvetia sancta, versetzten den Verfasser in eine noch spätere Zeit. „Sein

Leben," sagt dieser, „wird gefunden bei dem St. Bruder Clausen zu Sachslen in Unterwalden, welches ein Mönch, ohne Zweifel aus Wallis, 1491 im Latein beschrieben und dieser Kirche hinterlassen hat, daraus wir sein Leben gezogen, so viel die Wahrheit erleiden mögen." So viel ist nun sicher, daß die Legende eine weit ältere ist, jedenfalls aber erst nach der Zeit entstand, wo die Grafenwürde schon erblich geworden war, auch die Bischöfe sie gewonnen und gegen auftauchende Begehrlichkeiten zu vertheidigen hatten. Diese Zeit fällt in das 12. Jahrhundert, also in eine an sich nebel- und fabelhafte Zeit, die wenig historisches Licht verspricht. Die Bitte des Theodul um die Präfektur trifft allerdings die Sache vollkommen richtig und enthält eigentlich eine Vertheidigung der Hierarchie in ihrer ganzen mittelalterlichen Herrlichkeit, nimmt sich jedoch in dem Munde desselben viel zu herrsch- und lohnsüchtig aus. Faßt man das Alles zusammen und nimmt noch dazu die entschiedenen Mißgriffe, die aus andern Legenden entlehnte Erzählung vom teuflischen Rosse und Ritte nach Rom, die von der geweihten Glocke, die wir auch anderwärts vernehmen, so möchte man wohl um keinen Preis geneigt sein, die Existenz unseres Theodulus mit ihrer Anerkennung zu retten.

Freilich haben wir noch andere Zeugen für die Erzählung; viel besser sind sie aber nicht. So das Chorbuch der Kirche von Sitten auf Valeria (1460), das nach dem alten Gebrauche dieser Kirche gemacht sein will. Sie erscheint aber hier als eine spätere Zuthat, die auf einem Blatte am Schlusse mehrerer Lektionen und Homilien für das Fest der assumtio eingezwängt worden ist. An einen treuen historischen Bericht ist somit nicht zu denken. Damit

würde aber eine historische Basis der Legende in früherer Zeit nicht ausgeschlossen sein. Wir haben nun auch eine solche und zwar, wie es scheint, die solideste, die man haben kann, den heiligen Theodulus selbst oder seine irdischen Ueberreste, seine Gebeine, die man mit noch andern Thebäergebeinen in einem Sarge gefunden haben will. Die Todtengebeine sehen sich aber sehr gleich; man kann es deßhalb der Kritik nicht verdenken, wenn sie fragt, ob denn die angeblich ächten die wirklich ächten sind? Die erste Spur von ihnen fällt nun leider in eine sehr späte Zeit, und zwar gerade in eine solche, wo man guten Grund hatte, die Angabe von der schon früher durch Kaiserhand an den Bischof von Wallis vergabten Präfektur recht in Umlauf zu bringen. Der Walliser Bischof Wilhelm, der 1189 vom Kaiser Heinrich VI. ein hochwichtiges Diplom in Betreff der seiner Kirche zustehenden hohen Rechte gewann, soll solche zuerst an die Kirche des heil. Johannes zu Besançon vergabt haben.

Entscheidend gegen die Thatsächlichkeit ist aber dieß, daß noch nicht unter Karl, sondern vorzüglich erst unter den burgundischen Regenten dergleichen Schenkungen vorkommen, und daß sich unser Theodulus nicht in den alten bewährten Urkunden vorfindet, ja geradezu als ein zu Karl's Zeit wirkender Bischof von ihnen ausgeschlossen wird.

Wie aber erklärt sich die Genesis der Sage? Es wirkten hierbei zwei Faktoren. Der eine ist der, daß alle Schenkungen an die Kirche von Wallis zu Ehren der heil. Maria und des heil. Theodor I. gemacht wurden, der andere aber der, daß Karl einen Hofbischof, Namens Theodor, hatte, der die neue Kirche in Zürich einweihte, und daß dieser

ein Stückchen vom Kreuze dem theuren Freunde des Kaisers, dem zu Sitten residirenden Altheus, überbracht haben soll. Was lag nun wohl näher, als diesen Theodor mit dem Patron des Landes zu identificiren und ihn ganz ebenso, wie man ihn zu einem Bischof von Constanz machte, zu einem von Sitten zu erheben? Trotz allem dem wird sich das Volk diesen Heiligen nicht so leicht entreißen lassen. Dieselbe Idee, die unsern Blick in dankbarer Begeisterung zu dem Hospiz auf dem St. Bernhard aufhebt, fesselt auch die Herzen des Volkes an diesen Segensspender, der seine liebende Sorgfalt auf eine sich dem Nationalbewußtsein so nahe legende Weise bewährt haben soll.

Die Präfektur, die Theodor nicht gewann und gewinnen konnte, weil er gar nicht existirt hat, sollte aber doch noch der Bischof von Wallis in einer spätern Zeit erringen, freilich nicht von einem starken Regenten, der da gnädigst gab, weil er wollte, sondern von einem schwachen, der da gab, weil er mußte, dem obengenannten Rudolph III., der eben so die Präfektur der Waadt an Heinrich I., Bischof von Lausanne, vergabte. Gerade mit dem Jahresschlusse 999 wechselt auch hier die Scene; der bisherige Bischof (es war dieß Hugo, der, wie der Bischof von Lausanne, mit allen Großen der Zeit in Verbindung stand) ward Fürstbischof. Eben deßhalb nehmen von jetzt an nur hohe Persönlichkeiten den Bischofsstuhl von Wallis ein. Als eine solche nennen wir noch seinen Nachfolger Eberhard, einen

natürlichen Sohn Rudolphs III., auf den sich folgendes Lob in den alten Schriften findet:

Dir, du glänzender Stern des Himmels, du ewiglich Reine,
Hieß dieß Büchlein zu schreiben im tief andächtigen Sinne
Eberhard, er, der Bischof und auch der Herrscher von Sitten.
Aus hochadligem Stamme, dem König Rudolph entsprossen,
Mög' auch sein Lebenslauf sich endigen in den Gestirnen.
Glorreich zieh' er zur Spitze des sternenbesäeten Himmels
Und dring' auf zur Höhe in hoher Frömmigkeit Weihe,
Er, der hier noch verweilend, der Väter Sitten geadelt;
In dem Wirken des Enkels erglänzet die Tugend der Ahnen.
In der Sitte erprobt, gut, weise, bescheiden und heiter,
Reichlich gebend und lieb und gütig und frommer Gesinnung,
Hoch von Allen gepriesen, beredt aus gläubigem Herzen,
Mög' er noch lange hienieden zu unserem Heile verweilen!
Doch, wenn er scheidet, da führe du ihn mit eigenen Händen
Hin in des Bräut'gams Gemach zu ewiger Herrlichkeit Freude;
Würdige, Jungfrau, du ihn, in dessen Nähe zu weilen,
Der als Knabe dereinst an deinen Brüsten gesogen.

Dieses Elogium bezeugt nicht bloß seine königliche Herkunft, es bezeugt auch, daß er nicht bloß Bischof, sondern auch Fürstbischof war; es bezeugt auch, was uns besonders wichtig, daß er, ein Freund der Wissenschaft, geistiges Leben förderte und sich als ein treuer Hirte bei dem großen Werke betheiligte, die rohen

Sitten der Väter zu veredlen. Es war dieses das obengenannte schöne Werk des Gottesfriedens. Es wird wohl kaum Jemand glauben, daß Hugo von Lausanne die hochwichtige und schwierige Sache ohne Rücksprache mit dem Bruder ergriff; das obige Elogium beweist, daß er es wirklich gethan. Ob er selbst mit auf der Versammlung in Lausanne gegenwärtig war, wissen wir nicht sicher; wohl aber das, daß er seine Aufgabe in der tumultuarischen Zeit begriff und löste und das größte christliche Werk derselben mit bestens förderte.

Anhang.

Gesammtergebniß.

Das Christenthum fand auf dem schweizerischen Boden gesunde Lebenskeime, die einer Veredlung und Verklärung fähig waren; die alte Nationalunsitte, die alte Kriegs-, Rauf- und Raublust, die mit ihr verbundene Härte, Grausamkeit und Gewaltthätigkeit, die rohe Sinnlichkeit und Leidenschaftlichkeit machten sich aber auch mächtig geltend. Es lebten ja die freien Männer und Freiherren fortdauernd auf ihren Gütern und pflegten hier der verrohenden Jagdlust, wenn sie nicht ins Feld ziehen oder in verheerenden Freischaarenzügen alle Teufel loslassen oder austoben lassen konnten; es rollte ja das alte helvetische Blut, durch das burgundische und alemannische neu angefrischt, und mit ihm der alte Muth und Uebermuth fortdauernd durch die Adern. So machte sich das alte Freiheitsbewußtsein in all seiner Lebendigkeit, in all seinen Uebertreibungen und Auswüchsen, in der Abwehrung jeder vermeint-

lichen oder wirklichen Einschränkung und Bedrückung, in revolutionären Bewegungen aller Art geltend; es gährte wie ein stets mit verderblichen Explosionen drohender Vulkan fort. Die Aristokratie erhob sogleich keck und frech ihr Haupt, ohne die Königsmacht zu beachten, wenn sie sich nicht Beachtung zu erzwingen wußte. Vorzüglich stoßen wir in der romanischen, leichter erregbaren Schweiz auf eine zügellose Wildheit, Eigenwilligkeit und Gewaltthätigkeit, etwas weniger in der alemannischen, wo bei geringerer Erregbarkeit und Leidenschaftlichkeit ächt nationale Regenten die rohe Freiheitslust mehr zu entwaffnen und in die schuldige Treue und Anhänglichkeit umzuwandeln wußten. Es machte sich aber diese alte Freiheitslust nicht bloß in dem Verhältnisse der Regierten und Regenten, sondern in allen Lebensverhältnissen, Ueber- und Unterordnungen geltend. Man stützte sich auf sein vermeintliches oder wirkliches Recht, griff zu den schärfsten Waffen, um es zur Anerkennung zu bringen, trat aber wohl auch, nur allein frei sein wollend, das fremde Recht mit Füßen. So erkannte man kein Besitzthum, selbst nicht das der Kirche, als Heiligthum an; ja das Heiligste der Nation, die Freiheit der oft um sie gebrachten Freien, ward bedroht. Es war und blieb viel Gewaltherrschaft und Gewaltthat, Hoch- und Uebermuth im Lande.

Eben so, wie mit der alten Freiheitslust, stand es aber auch mit der noch rohen Sinnlichkeit. Die leidenschaftlichen Ausbrüche derselben, Völlerei, Schmausereien und Saufereien, die Lust roher Volksfeste, wo man sich gehen ließ, war der alte Adam der Zeit. Er blieb selbst unter dem Ordenskleide lebendig; Mönche und Geistlichkeit machten wohl auch mit. Sie sollten freilich eine ganz besondere Heiligkeit zur Schau tragen; sie thaten es nun wohl auch, trugen sie aber eben auch nur zur Schau und entschädigten sich für das übernommene Fasten durch Wohlleben unter gesetzlichen und ungesetzlichen Formen, für das übernommene Cölibat durch außereheliche Fleischessünden. Es mußte der Geistlichkeit immer wieder verboten werden (eine wahre Sisyphusarbeit der Concilien), Buden, die wegen der hübschen Verkäuferinnen gefährlich wurden, öffentliche Volksversammlungen und Volksfeste, die nur zu oft auch Tummelplätze zügelloser Lust waren, zu besuchen, Hunde, Habichte, Falken und Sperber zu halten und Spielen beizuwohnen, die nicht selten alle Grenzen des Anstandes überschritten.

Es hatte so das Christenthum eine schwere Aufgabe zu lösen, der Nationalunsitte mit nachhaltiger Kraft entgegenzuwirken und die bessern Keime zu pflegen, die, bewahrt und entwickelt, ein geweihteres Leben mit sich führen mußten. Wucherte nun auch die alte tief eingewurzelte Lebensunsitte fort, so hat

doch das Christenthum, so haben die bevorzugten Träger desselben doch wahrlich das Ihrige gethan, um das Unkraut auszujäten und die unter ihm versteckten edlen Keime des Nationalgeistes zu erhalten und zu entwickeln. Der Preis der ächt christlichen Tapferkeit, der Thebäercultus, gewann fortdauernd seinen segnenden Einfluß auf die alte Freiheitslust; sie ward eine vielfach vom christlichen Geiste verklärte. Dank denen, die ihn zur Lebenskräftigkeit brachten! Er hat die Schweizer Jahrhunderte hindurch vor feiger Kriecherei bewahrt, er hat aber auch die alte Rohheit und Gewaltthätigkeit beseitigt. Manches edle Geschlecht erhob seine schützende Hand für die kirchlichen Institute, manches wurde ein treuer Schirm- und Schutzvogt derselben und manches schloß sich in treuester Anhänglichkeit an würdige Regenten an; man lernte die Rechte des Andern besser ehren und erkannte selbst an, daß Knechte und Herren vor Gott gleich wären, und es ewige Menschenrechte gebe, die nur frevelnde Hände anzutasten wagen. Vorzüglich war es aber die hohe Geistlichkeit, welche der verklärende Hauch des Christenthums in dieser Beziehung am meisten berührte, die deßhalb auch eben so die Stütze des bedrohten Thrones, wie der gefährdeten Volksfreiheit wurde, für die somit auch die Sympathien des Volkes waren, die, wie sie die schroffen Ständeunterschiede auszugleichen wußte, auch mit Kraft und Entschiedenheit den Gruß des

Herrn, „Friede mit euch," in eine wild bewegte Zeit hineinzusprechen wagte.

Es gilt dasselbe aber auch in Bezug auf die noch rohe Sinnlichkeit. Bei aller ihrer gewaltigen Wucht lebte hier doch ein reges natürliches Gefühl für Lebensreinheit und Keuschheit, für einfache Lebenssitte und Heilighaltung der Ehe, eine Hochachtung der Tugenden des häuslichen Lebens; diese schönen Anlagen, die nicht durch üppig aufgeschossenes Unkraut ganz überwuchert worden und einem durchaus verfaulten Wesen gewichen waren, fanden ebenfalls ihre erfreuliche Entwicklung. Man wandte sich in der erwachenden christlichen Begeisterung der idealen Lebenssphäre zu und mit dem dann von selbst entstehenden Ekel von dem Schlamme und Kothe des Lebens ab. Wir haben früh Repräsentantinnen dieser Tugenden, auf welche, als seine schönen Erzeugnisse, das neue Leben im edlen Selbstbewußtsein hinblicken konnte, eine Verena, Regula, Ursula &c., kennen gelernt, deren Cultus sich mit dem Thebäercultus zur Einheit verschmolz; sie geben uns die erfreuliche Kunde von einem in reiner Sitte und treuer Liebe Gott und Christus und Andern geweihten Leben. Wir begegnen dann aber auch späterhin Frauen, die in der Einsamkeit des abgesonderten Burglebens die weiblichen Tugenden in schönster Weise übten, ihr Hauswesen treu überwachten, im Spinnen und Weben ihre Beschäftigung fanden, ihre Kinder in der Fröm-

migkeit und Zucht des Herrn erzogen und Wohlthätigkeit und Gastfreundlichkeit in liebreichster Weise übten. Wir nennen vor Allem das schöne Kleeblatt, die schon genannte Regilinde, die treffliche Mutter trefflicher Kinder, die trotz alles Glanzes der Welt den himmlischen, den Segen einer wahren Frömmigkeit, sicher erkannte, und, wie ein Musterbild einer treuen Gattin und Mutter, auch das einer treuen Gottesmagd wurde; dann die ihr an Adel der Seele und ächter Weiblichkeit gleichstehende Bertha, die Pflegerin aller stillern häuslichen Tugenden auf dem Königsthrone, das Muster weiblichen Fleißes und sorglicher Wirthschaftlichkeit, die bis jetzt hochgepriesene Mutter ihres Volkes, und endlich ihre Tochter Adelheid, die, nach einer schweren Leidens- und Lebensschule an den großen Otto vermählt, im Geiste, Herz und Gemüthe der Mutter auf dem Kaiserthrone wirkte und ihrem Gemahl in den verhängnißvollsten Lebensmomenten, wie ein guter Genius, zur Seite stand. Was kann man wohl Schöneres von einer Frau rühmen, als was von ihr gerühmt wird, die würdevolle Liebenswürdigkeit gegen alle ihre Hausgenossen, ihren hohen Anstand gegen die außer dem engern Kreise Stehenden, ihre unermüdliche Liebespietät gegen die Armen, ihre überfließende Freigebigkeit gegen die Kirchen des Herrn, ihre Güte gegen die Guten, ihre offene Strenge gegen die Bösen, ihre Furcht im Begehren, ihre Demuth im Glücke,

ihre ausharrende Geduld im Unglücke, ihre Einfachheit und Mäßigkeit in Kleidung und Genüssen, ihren Eifer in frommer Lectüre, in Nachtwachen und Fasten, ihr Fernsein von allem Hochmuth, aller Eitelkeit und Pracht? Wir könnten diese Liste edler Frauen noch in reicher Weise vermehren, wenn sie nicht schon hinreichte, die Lichtseite des damaligen Lebens gehörig zu würdigen und die das innerste häusliche Leben heiligende und verklärende Kraft des Christenthums nicht zu verkennen. Und die Männer? An die trat freilich das Leben mit seinen Versuchungen verlockender hinan. Hier reichte ein bloßes richtiges Gefühl, ein idealer Drang nicht hin; es bedurfte einer prinzipiellen Festigkeit und Sicherheit. Diese war allerdings nicht gleich gewonnen; es blieben hier Schwankungen und Irrungen nicht aus. Man ließ sich von der übermächtigen Sinnlichkeit fortreißen, überließ sich aber nach der That nicht selten einer eben so leidenschaftlichen Reue; doch gab es auch wohl Männer, die in Entschiedenheit und Kraft Muster und Vorbilder des Volkes wurden. Fridolin, Findan, Ursicinus, Meinrad, Pirmin 2c. waren feste Charaktere; St. Gallus eine treue Seele; im Besondern waren es aber die zuletzt genannten Bischöfe von Lausanne und Sitten, welche ein Christenthum der Kraft und Liebe nicht bloß lehrten, sondern auch übten.

Freilich hatte das Christliche damals auch seine bedeutenden Schattenseiten. Vorzüglich sah und hörte man noch zu sehr die an der Stelle der alten nicht ganz beseitigten Götter getretenen, Tag und Nacht ihre verrätherischen Schlingen auswerfenden Dämonen oder den Satan, an dem sie eine gute Oberleitung gewonnen hatten; wie hätte man nicht befangen und ängstlich werden und sich auch nach Zaubermitteln umsehen sollen, diesen Lug und Trug zu entlarven und die magischen Einwirkungen abzuwenden? wie hätte man nicht die Hülfe der Heiligen in Anspruch nehmen und sich mit Gebeten, Bekreuzungen und Amuletten aller Art bewaffnen sollen? Man lebte ganz in einer bezauberten Welt, in der man sich auch nur mit einer christlichen Zauberei helfen konnte. Ueber den Teufel außer sich vergaß man aber zu oft den zuerst zu vertreibenden inneren; es ward der Blick zu sehr vom Innern abgelenkt. Nach der Angriffs-, richtete sich auch die Vertheidigungsweise. Mit der höhern Bildung minderte sich wohl der Teufelsspuk; ganz wurde man ihn aber nicht los. So erkannte der oben genannte ausgezeichnete Künstler Tutilo den Bösen in der Gestalt des Ohrenbläsers Sindolf, der am Fenster lauschte, zog seinen Kopf herein und ließ ihn von außen so durchpeitschen, daß er durch sein Jammergeschrei das ganze Kloster in Aufruhr brachte. „Ich habe den Teufel gefangen," rief Tutilo aus, „bringet Lichter, damit ihr sehen

könnet, in welcher Gestalt er erschienen ist." Es war die Gestalt Sindolfs; die Mönche lachten und lächelten und waren über den Teufel vollkommen im Klaren. Man wußte ihn so schon besser zu würdigen und zu finden; in der Phantasie des Einzelnen spukte er aber noch gewaltig herum.

Hiermit hängt aber noch ein Zweites zusammen, ein übertriebenes ascetisches Wesen, das aber der Völlerei der Zeit gegenüber seine volle Entschuldigung und Berechtigung gewinnt. Man konnte nicht sowohl an eine Verklärung, als an eine möglichste Beschränkung der sinnlichen Triebe denken, ging aber dem Gegensatze gemäß so weit, daß Lupicinus sich selbst den Genuß des frischen Wassers versagen und im Grolle mit dem Bösen und den Mönchen über den Trunk, den er in der Fieberhitze genommen hatte, aus der Welt scheiden konnte. Ein Amatus, Findan, St. Gallus, Meinrad zogen sich ganz von der lockenden und verlockenden Welt zurück. Die abgelegenen Felsenthäler und Schluchten, die undurchdringlichen Wälder und stillen Inseln boten das gesuchte Asyl, wenn man sich nicht lebendig in den engen Klausen begraben ließ. Noch andere flüchteten sich in die Klöster und glaubten bei der treuesten Uebung der Klosterregel und Uebernahme von frommen Uebungen und Entsagungen das Ihrige gethan und eine Sprosse auf der Himmelsleiter erklommen zu haben. Es war das zwar nur ein

Glaube; es wurde aber doch in dieser Form der Zügellosigkeit, dem ganzen Heere auftauchender Suchten und Leidenschaften begegnet, Selbstentsagung und Selbstbeherrschung eingeübt und zu einem dem Einzelnen keineswegs fehlenden verinnerten Glaubens- und Liebesleben hingedrängt. So hat denn das Christenthum auch in dieser Form keineswegs seine weltüberwindende Kraft verleugnet; diese Form war grade die der Zeit angemessene, durch ihre Anschauungen und Bedürfnisse bedingte.